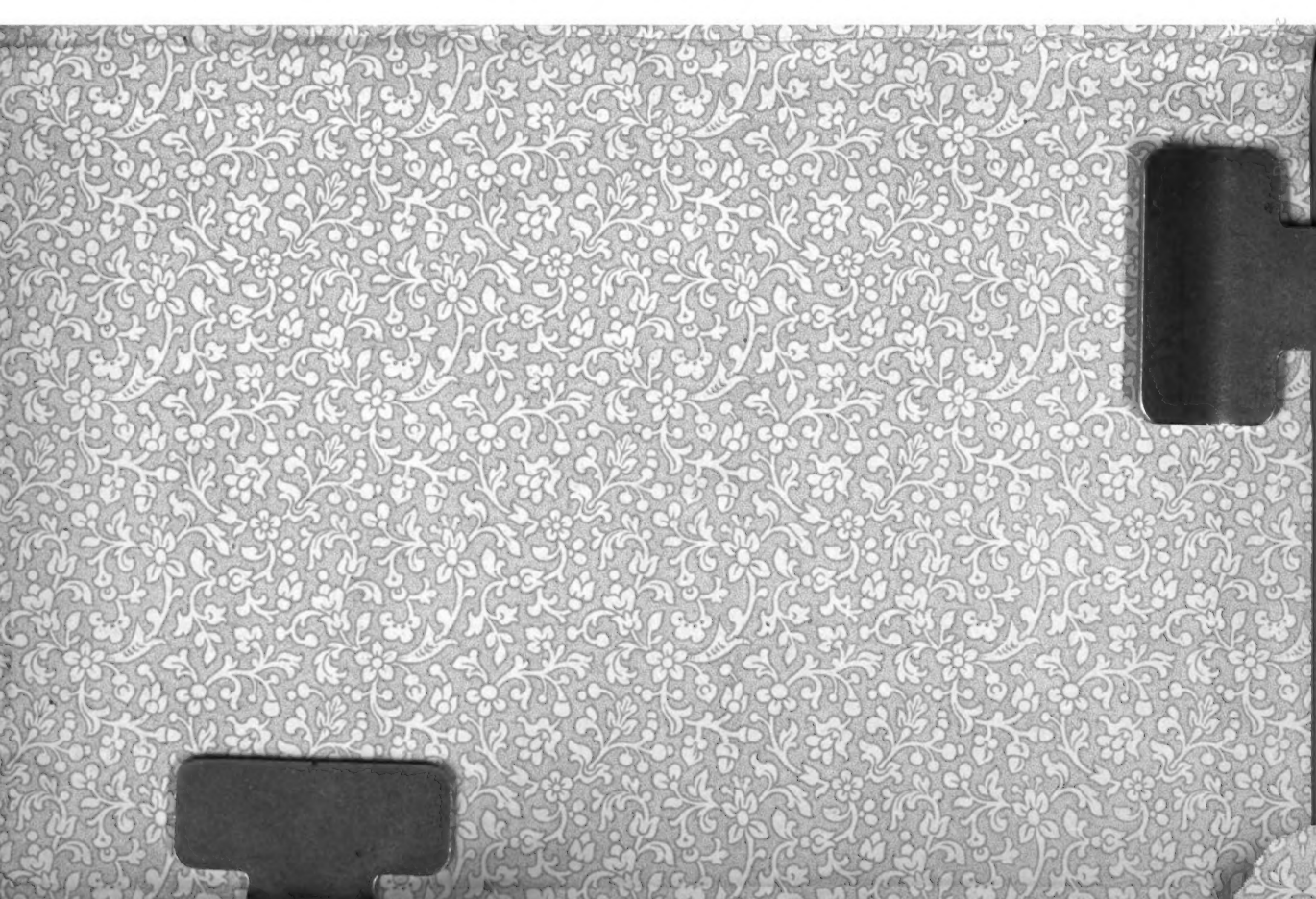
LUV UND LEE: ROMAN

Wilhelm Jensen

Digitized by Google



NEW YORK

Digitized by Google

Zum 60. Geburtstage des Dichters erschien:

Vom Morgen zum Abend.

Ausgewählte Gedichte

von

Wilhelm Jensen.

Mit dem Bildniß des Dichters in Lichtkupferdruck.

Preis 5 M., in Leinen geb. 6 M.

E. Ziel in der Frankfurter Ztg. 1897, Nr. 45:

.... An dem Erfolg dieses Buches wird man die Kulturhöhe des deutschen Volkes erkennen ....

Julius Hart in der Täglichen Rundschau:

.... Der Name Wilhelm Jensens darf und muß in einer Reihe mit diesen genannt werden, die heute so hell am Himmel unserer Kunst strahlen. Ich glaube, auch für ihn ist der Tag gekommen, daß man ihn erkennt. Und ich möchte für ihn werben, möchte mit diesen Zeilen auf ihn aufmerksam machen, als einen der ersten, glänzendsten und wahrhaftesten Lyriker des älteren Geschlechts, daß die Bewunderer der Keller, Meyer und Storm auch ihn in ihren Bund und in ihr Herz aufnehmen ....

Gefälligst wenden!

Digitized by Google

Th. v. Sosnosky in den Blättern für litterarische Unterhaltung:

.... Und den Mann, der dies geschrieben hat, kennt das deutsche Publikum fast ausschließlich als Erzähler, vom Dichter Jensen weiß es kaum etwas! Woher auch? Die Anthologieen bringen gar nichts oder nur wenig von ihm, und in den Litteraturgeschichten wird der Dichter nur so nebenhin abgethan, während der Erzähler mehr Beachtung findet. So erklärt sich die traurige Erscheinung, daß Jensen dreißig Jahre lang dichtet, ohne daß das Publikum weiß, daß es in ihm den größten deutschen Lyriker der Gegenwart besitzt ....

Dr. E. Muellenbach in der Bonner Zeitung:

.... Wir möchten in dem geistigen Antlitz dieses Dichters auch die Narben nicht missen: „sie stehen ihm schön," und zwiefach innig rührt es uns, wenn auch diese kampferprobte und kampfesfrohe Seele sich einmal in Wehmuth oder aber im stillen Glückbewußtsein zu den innigsten, weichsten Melodieen löst oder Erinnerungsbilder gestaltet von so wunderbarer Feinheit und Tiefe, bezaubernd gleich verhallendem Glockenklang über einer stillen Abendlandschaft, wie — um nur zwei Beispiele herauszugreifen — die beiden Dichtungen „Belia" (S. 56) und „Einst und heut" (S. 58). Es ist ein allgemeines Schicksal, zu entsagen und zu verlieren, aber den großen Dichtern bleibt das Vorrecht, auch ihr Leid zum Liede zu erheben, — zum Troste vielleicht für sich, gewiß für Tausende, die neben und nach ihnen leiden ...

Ludwig Fulda in der Vossischen Zeitung:

.... Solch ein echtes Liederbuch hat Wilhelm Jensen geschaffen. Es ist ein glänzendes Selbstportrait und zugleich eine innerliche Lebensgeschichte ....

Digitized by Google

Luv und lee.

Digitized by Google

Von

Wilhelm Jensen

sind im

Verlage von Emil Felber in Weimar

ferner erschienen:

Asphodil. Ein Roman. 2 Bände. 8 M., geb. 9 M.

Auf der Ganerbenburg. Eine tragikomische Historie. 5 M., geb. 6 M.

Aus stiller Zeit. Novellen. Erster Band. Unter den Schatten. — Lycaena Silena. Zweite, durchgesehene Aufl. 3 M., geb. 4 M.

Chiemgau-Novellen. 5 M., geb. 6 M.

Holzwegtraum. Ein Sommernachtsgedicht. Zweite, durchgesehene Auflage. 2 M., geb. mit Goldschnitt 3 M.

Uebermächte. Zwei Novellen. 4 M., geb. 5 M.

Vom Morgen zum Abend. Ausgewählte Gedichte. Mit dem Bildniß des Dichters in Lichtkupferdruck. 5 M., geb. 6 M.

Vom Wegrand. Kleine Bilder. 4,50 M., geb. mit Goldschnitt 6 M.

Die Wunder auf Schloß Gottorp. Ein Gedächtnißblatt aus dem vorigen Jahrhundert. 4,50 M., geb. 6 M.

Digitized by Google

Luv und lee.

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY

Roman

von

Wilhelm Jensen.

Erster Band.

Weimar.
Verlag von Emil Felber.
1897.

Digitized by Google

PG 2.53
J54
Lu

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

I.

Ein kleines nordiſches Land- und Strandneſt war's, oder reſpectvoller ausgedrückt -Städtchen. Aber jedenfalls nannte man es nicht weiter als zwei bis drei Stunden in der Runde die Stadt, und außerdem hatte es mit der Runde noch ſo ſeine Bewandtniß. Eigentlich beſtand ſie nur aus einem Halbrund, denn nach ungefähr 190 Graden jener Kreisperipherie war nicht viel andres als Waſſer der Oſtſee, hier gewißermaßen unmittelbar vor der Thürſchwelle, dahin und dorthin ein bischen entfernter, etwa ſo weit, wie man den Schornſteinrauch eines Bauernhäuschens ſieht oder eine Krähe in der Abenddämmerung heimzieht.

Krähen gab's ziemlich viel auf der Landſeite und ebenſo Möven und Seeſchwalben auf der Waſſerſeite. Sie begegneten ſich wohl bei gutem und üblem Wetter in der Luft über den braunen Ziegeldächern

24699

der Stadt, ſchnarrten und krächzten, riefen, kreiſchten und lachten nach ihrer von langen Vorfahren her angeerbten Art. Das Nämliche thaten die ungeflügelten Zweifüßler drunten in den Straßen und Häuſern nach ihrer Art und Ueberlieferung.

Denn ein ſo ganz winziges Neſt war's doch nicht, es beſaß Straßen, von denen ſich ein paar ſogar ziemlich weit und ziemlich breit hinzogen und ſich öfters durch ſchmalere miteinander verbanden. Innerhalb dieſes Netzgeflechts aus Holz und Backſteinen zeigte ſich auch alles vorhanden, was man von einem geordneten Gemeinweſen erwartet und für die leiblichen, wie geiſtigen Bedürfniſſe der Zugehörigen als unentbehrlich angeſehen wird. Alle Gewerbe, die der menſchlichen Nahrungsnothdurft dienten, wurden in ausreichendem Maße betrieben, und niemand, der im Sommer einen kühlen, im Winter einen warmen Wirthſchaftstrunk ſuchte, ſah ſich zu unbillig weitem Weg genöthigt. Eine Kirche nahm, von einer Anhöhe kräftig aufſteigend und ſchon von außen ein Gefühl der Rechtgläubigkeit erregend, ungefähr den Mittelpunkt des Häuſerhaufens ein, und zwei Schulen ſorgten für die weltliche Erleuchtung des höher emporſtrebenden geiſtigen Nachwuchſes. Die eine förderte unparteiiſch und gleichmäßig beide Geſchlechter

in den Künſten oder Wiſſenſchaften des Leſens, Schreibens und Rechnens, über die hinaus ſie für die künftige Lebensrennbahn ihrer Mitglieder kein weiteres Kopfturnen als nothwendig anerkannte. Die andere erſchloß ihren mit etwas reichhaltiger vermehrten Beſtandtheilen ausgerüſteten Heilquell lediglich dem ſchon frühzeitig in Kittel und Jacke ſich kundgebenden männlichen Durſt, der bei hochgradigſter Steigerung ſogar zu beſtimmten Wochenſtunden mit klaſſiſcher Milch aus den Bucolicis Virgils und den Hinterlaſſenſchaften andrer altrömiſcher Land- und Sprachwirthe geſtillt werden konnte. So trug die „höhere Bürgerſchule", obwohl ſie ſich von außen als ein alter Rumpelkaſten darſtellte, in ihrem geiſtigen Mutterſchooß die ſtolze Anwartſchaft, unter gewißen Umſtänden ihre Sprößlinge bis an die Tempelhallen der Secunda eines Gymnaſiums großnähren zu können. Doch nur ſelten machte Einer von dieſem Befähigtwerden zum höchſten Aufſchwung nach der glanzblendenden Sonne der Gelehrſamkeit wirklich Gebrauch. Weitaus den meiſten ſchmolzen bei der Confirmation die klaſſiſchen Ikarusflügel wieder ab, ſie packten die ohnehin immer ziemlich verkrümpelt gebliebenen lateiniſchen Federn in einen alten Abfallkaſten, der in einer ſtaubigen Rumpelkammerecke des

Kopfes Unterkunft fand, um dort gemach von Motten und Milben verzehrt zu werden. Denn im Allgemeinen war der Sinn ſowohl bei den Alten wie bei den Jungen — und es ließ ſich beiden nicht zu ſehr verdenken — weniger auf gelehrten Ruhm und geiſtige Unſterblichkeit, als auf ein geſichertes irdiſches Auskommen gerichtet, für welches praktiſche Bethätigungen zweifellos eine erheblich nähere Ausſicht eröffneten.

Auch da, wo es ſich um eine Abwägung zwiſchen dem Schätzungswerth der geiſtigen Unſterblichkeit und des irdiſchen Wohlergehens handelte, mochte die erſtere ab und zu, wie auch an anderen Orten der menſchenbevölkerten Erde, den kürzeren ziehen, bei der Mehrzahl vermuthlich ohne und bei einzelnen vielleicht mit Nachdenken. Doch in gewiſſem und hauptſächlichem Sinn ließ ſich der Bevölkerung von einem Haften am Irdiſchen nicht viel nachſagen, ſondern wenn man bei ihr eine dem ähnliche Redensart anwenden wollte, ſo hing ſie mit allen leiblichen und ſeeliſchen Faſern am Wäſſerigen. Ihr älteſter Urahn war unfraglich ein Fiſcher geweſen, und ſeine Nachkommenſchaft entſtammte möglicherweiſe der Verbindung zwiſchen ihm und einem Meerweib. Jedenfalls hatte die Stadt ihren Anfang und Fortgang unter dem Zeichen des Waſſermanns genommen,

wies von alters her auf intimſten Zuſammenhang mit dem feuchten Element hin. Die Ewigkeit und die Zeitlichkeit verbanden ſich darin zu höchſt erfreulicher Eintracht, wie es ſchon die Nachbarſchaft der Kirche und des Rathhauſes auf der nämlichen Anhöhe bildlich vor Augen hielt; die erſtere trug den Namen des heiligen Nikolaus von Patera, des Schutzpatrons der Seefahrer, während das Stadtwappen drei ſilberne Fiſche auf blauem Waſſergrund ſchwimmend zeigte. Faſt ausſchließlich entlehnten die Gaſthausſchilder ihre Embleme oder Symbole und die Umſchriften derſelben der maritimen Zoologie, vorwiegend der Ichthyologie und Ornithologie, und daß es in ihrem Inneren nicht an Feuchtigkeit noch an Befeuchtungsfähigkeit mangele, hatte, ſolange Menſchen im Ort denken konnten, noch niemals einem Zweifel unterlegen. Es trat das eigenthümliche, indeß nur für oberflächliche Anſchauung überraſchende phyſikaliſche Phänomen zu Tage, daß die Waſſernähe und die Seeluft eine ſtärker austrocknende Wirkung auf menſchliche Kehlen ausübt als die Binnenlandluft. Und zwar legten nicht nur die Zimmerleute und ſonſtigen Gewerksarbeiter auf den Schiffswerften, die Fiſcher und Matroſen dafür ein vollgültiges Zeugniß ab, ſondern mehr oder weniger

unterſtützten eigentlich auch alle dieſen Beweis, deren tägliche Lebensführung ſie nicht in ſo beſtändige innigſte Berührung mit der ſalzigen Näſſe verſetzte. Freilich den Einflüſſen der letzteren wirklich zu entgehen, war für niemanden ganz möglich, denn es gab keine Straße, die nicht dem Mund und der Naſe von der Seenähe redete; man roch die Seeluft überall, athmete ſie ein und ſchmeckte ſie auf der Zunge. Für Landratten mochte dieſer Geſchmack und Geruch anfänglich ein wenig Beizendes an ſich haben, aber den einheimiſchen Waſſerratten war's der unentbehrlichſte und einzige Parfüm ihres Gemeindehaushalts, und wenn eine ſteife Oſtbriſe ihn recht dick in die Straßen blies, ſchnoberten ſie ihn mit zwinkernden Naſenflügeln ein, als trage der Wind ihnen einen verführeriſchen Nardenduft von der alten Wunderküſte Hirams zu.

Daß auf den Schiffswerften keine Linienſchiffe und Fregatten, auch keine Dampfer, Briggs und Dreimaſter angefertigt wurden, fiel nicht dem guten Willen der Baukünſtler zur Laſt, ſondern den ſich nicht einſtellenden Beſtellern ſolcher hölzernen, kupfernen oder eiſernen Walfiſche unter oder über dem kleineren Navigationsgetier. Aber ein ganz anſtändiger Schooner konnte wohl alle Halbjahrzehnt einmal ſeinen

Geburtstags-Stapellauf abhalten, und das Herumhämmern an Yachten, Kuttern, Tjalken, Ewern und wie die navigia minorum gentium ſonſt Titel führen mochten, lag das ganze Jahr hindurch ebenſo ſicher in der Luft wie das Mövengeſchrei. Beiden Tonäußerungen wohnte indeß die gemeinſame Eigenſchaft inne, ſchon auf kurze Entfernung hin zu verhallen, wenigſtens die Ohren nur mehr in geringfügigem Maße zu beläſtigen, ſodaß trotz ihnen der Eindruck, den das Gehör in der Stadt und um ſie her aufnahm, eigentlich der einer äußerſt friedfertigen Stille war. Ueberflüſſigen Stimmenlärm zu machen, lag nicht in der Landesbräuchlichkeit, und die fatalſte Beleidigung empfindlicher Trommelfelle lag noch nicht in der Zeit. Es gab keine fauchenden, quiekſenden, ſchrillenden und gellenden Dampfpfeifen, zu deren Erfindung man allerdings an reicher begnadeten Bildungsſtätten der Menſchheit bereits vorgeſchritten war. Dort trugen auch ſchon hier und da auf Eiſenſträngen verhältnißmäßig hurtig hin und her laufende Wagen zur Vervollkommnung des Erdenglückes bei, aber hier begnügte man ſich noch auf dem feſten Boden ausſchließlich und ohne Entbehrung mit der altväteriſchen Fortbewegung vermittelſt ſeltener Kutſchen- und häufigerer Leiterwagenräder und haupt-

ſächlich der angeborenen unteren Gliedmaßen. In dem Gewürzhändler F. M. von Aſpern beſaß der Ort zwar eine weit in der Welt umhergekommene Perſönlichkeit, die mit eigenen Augen einen Eiſenbahnzug zwiſchen den Städten Nürnberg und Fürth geſehen zu haben behauptete und mit einer aus Bewunderung und unheimlichem Schaudergefühl gemiſchten Sachkundigkeit von dem grauenvollen Dahinraſen des an der Spitze keuchenden, heulenden und aus ſchwarzem Hals ſchnaubenden eiſernen Ungeheuers zu berichten wußte. „Unglaubhaft, meine Herren, für den, der es nicht geſehen hat; ſo was kann Einem im Traum vorkommen, daß man meint, die Menſchheit hätte noch eine große Beſtimmung. Aber, meine Herren, dahin bringen wir es im Leben nicht, denn dazu fehlt es ein bißchen in den Köpfen.“ Und in gewiſſer Hinſicht konnte das letztere ſich allerdings auf eine reale Wahrnehmung berufen, denn im allgemeinen begegneten F. M. von Asperns Mittheilungen über die „Locomotive“ ziemlich ähnlicher Aufnahme, wie die eines der alten, aufs Trockene geſetzten Schiffskapitäne über die Seeſchlange, die er mit eigenen Augen geſehen und bei dem vierten Glas ſteifen Grogs genau nach ihrer Länge, Breite und Farbe beſchrieb.

So ſah das Städtchen ſich noch wie von jeher nicht auf den Fortſchritt in den neuen Menſchenköpfen, ſondern auf die Ueberlieferung von alten Vorgängern und in ſeiner Umgebung auf das angewieſen, was die gleichfalls altmodiſche Natur dieſer zuzumeſſen für gut befunden hatte. Das aber war, auch vom bald himmel-, bald ſchieferblauen Waſſer abgeſehen, für begnügungsfähige und den recht nördlichen Breitengrad in Betracht ziehende Gemüther nicht aus geiziger Hand gekommen. Waldbedeckte Anhöhen umgaben rings die Stadt, hielten zwiſchen ſich und der See den braunen Dächerhaufen ungemein traulich eingeſchloſſen; wenn die Abendſonne auf dieſem verglühte, ſprach etwas draus von längſt vergangenen Geſchlechtern, die ihn ſchon immer ebenſo daliegen geſehen. Von neu hinzugerathenen Häuſern würden die zurückgekehrten Augen kaum etwas entdeckt haben, nur ein altes Schloß am Südrande des Ortes hätten ſie in noch ein wenig herabgekommenerem Stande als zu ihrer Zeit angetroffen. Beſonders ſtattlich konnte es freilich wohl überhaupt nie geweſen ſein, obwohl einmal eine Königin es um die Wende des vierzehnten Jahrhunderts zum Brautſchatz für ihre Tochter erbaut hatte.

Doch von der älteren und größten Baumeiſterin, der Natur, war dafür umher deſto Prächtigeres geleiſtet worden, das wohl auch da und dort ſchadhaft wurde, aber ſich trotzdem für den Blick immer unverändert und unvergänglich fort erhielt. Höhere, ſchöner und ſchattenreicher vollendete Buchendomgewölbe kannten die deutſchen Lande nirgends; weit erſtreckten ſie ſich im Umkreis, da und dort Smaragdteppiche grüner Wieſenlichtungen einfaſſend, öfter von luſtig den Anhöhen entrauſchenden, hin und wieder ein Mühlenrad umtreibenden Bächen und Quellen belebt. Wo hier Aecker ſich einmiſchten, war höchſt fruchtbares Land, im Sommer mit dichtgedrängten Kornähren hoch beſtanden; doch hinter dem breiten Waldgürtel verwandelte ſich im Weſten die freudige Welt, dehnte weite Oede von alten Dünenrippen, Geröll und Sandſchollen, Sumpf und Moor ihre leere Einſamkeit gegen den Horizont. Nur da und dort, wo ſich Waſſer ſammelte, ein Stückchen Wieſe mit ſaurem Gras, ſonſt nichts als Binſen, Haidebulten und das verkrüppelte Geſtrüpp von Eichenkrattbuſch, deſſen vorjähriges Laub noch bis zum Juni braun und dürr im faſt ſtätig blaſenden Weſtwind am Gezweig fortraſchelte.

Denn nur ſelten einmal, mit Ausnahme der Frühjahrszeit, nahm dieſer für Tage Urlaub, kaum

je für eine Woche. Aber ſein Machtbezirk fand zumeiſt an der Waldgrenze ein Ende, er ſtieß oder ſummte wohl noch ein Stückchen zwiſchen die Stämme herein, dann verkroch er ſich im Unterbuſch und wurde ſtill. Auch weiterhin konnte er für gewöhnlich der Stadt nicht viel anhaben, denn ſie hatte ihre breite blaue See im Leibgedinge, und wenn ſie ſich von dieſer auch keinen Wind nach Belieben heranzucommandiren vermochte, ſo fühlte das Waſſer ſich doch zur beſtändigen Erzeugung eines Luftgegenſtromes verpflichtet, der nichts Bärbeißiges beſaß, indeß kräftig genug war, den Weſt flügellahm und ihm das Weiterkommen verdrießlich zu machen. Manchmal freilich und nicht grad' ſelten rächte er ſich dafür, nahm ſeine Backentaſchen bis in die letzte Falte voll und zeigte, daß er der „Obermaat" ſei, wenn er's drauf abſehe. Dann ſetzte er alle ſeine dickſten und dunkelſten Wolkenſegel bei, kam mit ihrer unabſehbaren Flotte herangeſchnaubt, geheult und gezicht, feuerte, knallte und polterte aus ihren alten Feldſchlangen und Donnerbüchſen und warf über Land und Stadt wie aus umgeſtülpten Titanenkübeln raſſelnde, praſſelnde Waſſermaſſen herunter. Auch der Oſtſee verſuchte er damit zu imponiren, doch blieb der Erfolg herzlich gering. Sie betrug

ſich dabei ungefähr wie ein Elefant, der mit Erbſen bombardirt wird, und ſchluckte die paar Tropfen, wie ein Walfiſch eine Krabbe, ohne etwas davon zu ſpüren, ein.

Aber das Sprüchwort meinte, es müſſe ein übler Wind ſein, der gar nichts Gutes mit ſich wehe, und das bewährte ſich auch im vollſten Maße bei dem alten naßtriefenden Blaſebalg vom Weſten. Wenngleich weniger für das Bedürfniß der Menſchen, ſo brachte er doch den unentbehrlichen Labetrunk für alles mit ſich, was den Durſt ſeiner Wurzeln ſtillen wollte, um vergnüglich Halme, Blätter, Knoſpen und Blüten treiben zu können, und die großmächtigſten Buchen verdankten ihm ebenſo ihre freudige Lebensfriſche wie das kleinſte Kraut oder beziehungsweiſe Unkraut. Vor allem ſchuldeten die grünen Wieſen, die da und dort ſtill in die Holzungen eingebettet lagen, ihm ihren üppigen Hochwuchs. Sie ließen deshab auch gern, wenn's nicht anders war, ſelbſt tagelang, das ſommerliche Rauſchen und Rieſeln über ſich ergehen, denn ſie wußten aus langer Erfahrung ebenſo gut wie die Menſchen, nach Regen folgte wieder Sonnenſchein. Und kam er dann, und ſtand Mai oder Juni, wohl auch Juli noch im Kalender, da zeigte ſich, daß ſie recht gehabt hatten, ſich in Ge-

duld zu ſchicken, zu ducken und zu warten. Denn dann ſchoß es überall hunderttauſendfältig wie ſaphirene Lanzen aus dem Grund, und Malachitſchilde in zahlloſen Geſtaltungen breiteten ſich dazwiſchen. Doch für den drüber ſtreifenden Blick ſchwand das Grün trotzdem faſt unſichtbar hin; zu dicht gedrängt, webten und wölbten Sonne und Sommertag, Blüthe an Blüthe, ein flimmerndes, glitzerndes rothes, blaues, goldfarbiges Dach drüber hin. Darauf ſchauten reglos ringsum die hohen Waldränder hinab, ſie ſelbſt ſchweigſam, nur aus ihrem Gezweig ſchmetterte Finkenſchlag im Fortiſſimo in das beſcheiden genügſame Chorgezwitſcher der Grasmücken. Wenn aber der Mittag ſeine Goldpfeile zu ſenkrecht und heißblitzend vom Himmelsblau herunter zu ſchießen anfing, da verſtummten allmählich die munteren Stimmchen. Ihre Inhaber waren auch in klaſſiſchen Landen bewandert und wußten, daß um dieſe Zeit der große Pan zu ſchlummern wünſchte; ihn nicht zu ſtören, kauerten ſie ſich ruhig neben ihre Neſter, und ein verzaubertes Schweigen wie in einem Märchentraum legte ſich über die ſtrahlende, von keinem Hauch bewegte Waldlichtung. Dann nahm das Auge nur noch eine einzige, doch tauſendfache Regung gewahr. Es ſchien,

als ob alle Blüthen ſich belebten und mit ihren leuchtenden Farben wiegend und wogend emporhöben. Denn faſt jede herbergte gleichmäßig ein halbes Dutzend bunter Schmetterlingsflügel auf ſich, die in unglaublicher Anzahl die ganze Wieſe überdeckten, glanzweiß wie die Sommerwolken droben, goldhell gleich den Sonnenſtrahlen, nun blau wie der Himmel und feurig roth wie aufzüngelnde Flammen. In allen Farben eines reichhaltigen Malkaſtens, groß, klein und winzig; ſie ſaßen, leis die Fittiche wiegend, ſtoben hier und dort plötzlich in die Höh', ſpielten, die Plätze tauſchend, „von Blume zu Blume", flatterten, jagten und haſchten ſich und kehrten mit zuſammengehockten Flügeln, wie verſchwindend, auf einen Kelch zurück. Doch das farbige Getümmel blieb in ſtätem Wechſel immer gleich; hier gab es ſich kurz der Ausraſt hin, und dort hob es erneute Ruheloſigkeit an.

Vor Jahren ſchon hatte einmal in ſolcher Mittagſtunde auf dem Heimweg von einem langen Sonntagmorgengang Tamo Fleming an einer dieſer Waldlichtungen den Fuß angehalten und, über das bunte Gewimmel auf der blühenden Wieſe hinſchauend, zu ſeinem kleinen Schweſterſohn Adolf Overbek geſagt: „Siehſt Du, Alf, wie ſie durcheinander herumflattern,

man meint, ſie gehörten zuſammen, und in einer Art thun ſie's auch, aber jeder denkt doch nur an ſich dabei. Und wenn Du ſie genauer anſiehſt, merkſt Du wohl, daß ſie nicht bloß nach ihren Arten verſchieden ſind. Der Platz hier bleibt immer gleich, ſo lang der Sommer dauert, und es nimmt ſich ſo aus, als blieben auch die Schmetterlinge drauf immer dieſelben. Aber in Wirklichkeit ändern ſie ſich fortwährend, denn jede Gattung hat im Durchſchnitt nur eine kurze Flugzeit, dann verſchwindet ſie, und es kommen andere an ihre Stelle. Nur hält eine Anzahl von den vorigen etwas länger aus und fliegt mit den neuen Geſchlechtern weiter, und meiſtens finden ſich auch noch einige ganz Alte, ſchon vom erſten Frühling her, oder gar Ueberwinterte dazwiſchen, die, beinah farblos abgeflogen, ſich doch immer noch an der Sonne mit forterfreuen. Grad ſo, lieber Alf, ſind auch die Menſchen verſchieden an Alter durcheinander gemiſcht, und weil zwiſchen dem neuen jungen Flug manche mit grauem oder weißem Haar noch eine Zeitlang ausdauern, ſo bekommt's den Anſchein, als ob die Menſchheit eine Kette wäre, die nie abriſſe. In Wirklichkeit thut ſie das aber beſtändig, man kann ſagen, an jedem Tag; denn nach allerhöchſtens hundert Jahren iſt immer kein einziger

mehr von allen Denen auf der Erde übrig, die einmal auf ihr in Gemeinſchaft gelebt. So thuſt Du gut, ſie anzuſchauen und überhaupt unſere Menſchenart nicht als etwas von Grund aus Verſchiedenes von derjenigen der Schmetterlinge anzuſehen, die ſich hier auf der bunten Wieſe tummeln, welche wir unſere Lebenszeit benennen. Nun wollen wir etwas ausſchreiten, um rechtzeitig nach Haus zu kommen, ſonſt treffen wir am Tiſch nicht die Frau Sonnenſchein, ſondern Frau Regenwetter, die uns verſtändlich macht, daß wir um unſerer Saumſeligkeit willen alle die Sonntagsſuppe kalt eſſen müſſen. Und Du ſiehſt den Schmetterlingen an, Alf, wie viel erfreulicher ihnen der Sonnenſchein iſt als der Regenſturz. Auch das geht den Menſchen nicht anders, nur haben ſie darin ein bißchen mehr Einſicht, zu begreifen, daß der Regen ſich eben nicht aus der Welt ſchaffen läßt. Es wäre auch nicht gutgethan, das zu wollen, denn wenn er nicht zu häufig kommt oder zu lange anhält, bringt er ſeinen Nutzen mit ſich, und nach ihm iſt die Freude an der heitren Sonne doppelt groß."

* * *

Tamo Fleming war gegenwärtig in der Mitte der vierziger Jahre und ſtammte nach ſeinem Vornamen, wie Geſchlechtsnamen jedenfalls urſprünglich aus dem Vlamland oder Oſtfriesland; etwas ruhig Bedachtſames hatte ſeine Natur wohl von dorther mitgebracht. Doch wann einer ſeiner Vorfahren dazu gekommen ſei, das Ufer an der Nordſee mit dem an der Oſtſee zu vertauſchen, wußte er nicht, es mußte ſchon vor Jahrhunderten geſchehen ſein, denn ſeine Familie galt in der Stadt als mit am älteſten angeſeſſen. Von jeher war ſie auch in angeſehener Stellung, vermöglich und zum höheren oder im Ort eigentlich höchſten Stand gehörig; ſeine Vorväter hatten zumeiſt obere Staatsämter in der Verwaltung und Gerichtsbarkeit bekleidet. Gleichfalls von jeher aber war mit dem Namen Fleming die Vorſtellung verknüpft geweſen, daß ſein Inhaber von etwas abſonderlicher Art ſei. Inwiefern, ließ ſich mit Worten nicht deutlich auseinanderſetzen, und ein moraliſch übler Beigeſchmack haftete keineswegs daran. Die Flemings erfreuten ſich im Gegentheil von Geſchlecht zu Geſchlecht allgemeiner Achtung und Beliebtheit, ihre Rechtſchaffenheit und Tüchtigkeit unterlag nie einem Zweifel, doch ſie beſaßen die Eigenthümlichkeit, ſeit Alters ſich dadurch von ihren übrigen Mitbürgern

zu unterſcheiden, daß man zuweilen durchaus nicht vorherſagen konnte, wie ſie über etwas denken und danach handeln würden. Das lag einmal vererbt in ihrer Art, und ein Abweichen davon ließ ſich bei keinem mehr erwarten. Aber darum war es auch unvermeidlich geweſen, daß ſie von jeher ab und zu Kopfſchütteln veranlaßt hatten, denn jemand, der unter Umſtänden anders als alle vernünftigen Leute ſonſt über eine Sache dachte, offenbarte, daß es ihm manchmal an richtiger Einſicht mangeln mußte, wenn er in andern Dingen auch einen gutgeſchulten Verſtand an den Tag legte. Und unter der weiblichen Bevölkerungshälfte flößten naturgemäß die Frauen nicht ſelten ein Bedauern ein, die als Haus- und Lebensgenoſſinnen dieſer Sonderlinge fraglos am meiſten von dem Unberechenbaren im Denken und Thun derſelben betroffen werden mußten.

Das galt für Tamo Fleming, wie's für ſeinen Vater und Großvater gegolten, eher vielleicht in noch um einiges verſtärktem Grade, doch war er von ihrer juriſtiſchen Berufswahl abgewichen, hatte Medicin ſtudirt und ſich als Arzt in der Stadt niedergelaſſen. Er gelangte in wenigen Jahren zur einträglichſten und vornehmſten Praxis, aber dann zeigte ſich auch bei ihm der erbliche Mangel und zwar ſogar die

Unfähigkeit, in der zweifellos wichtigſten Lebensangelegenheit des Menſchen das Richtige zu treffen. Der Bürgermeiſter, der Amtmann, der Paſtor, der Apotheker, ſowie manche der beſtgeſtellten, angeſehenen Kaufleute beſaßen erwachſene, wohlerzogene, hübſche und gebildete Töchter, von denen jede ihm bei einer guten Mitgift ſichere Bürgſchaft ſtandesgemäßer häuslicher Repräſentation zugebracht hätte; und da er einnehmend an Geſicht und Geſtalt, ſowie auch ſelbſt vom Vater her wohlbemittelt war, ſo würde unter ihnen kaum eine die verdienſtvolle Lebensaufgabe von ſich abgewieſen haben, als ſeine Frau einen wohlthätigen Einfluß auf die erbliche geiſtige Beeinträchtigung ſeiner Natur zu üben. Doch obwohl er ſelbſtverſtändlich mit allen oftmals in Berührung kam, ſie größtentheils ſchon von Kinderzeit her kannte und noch des Genaueren kennen lernte, hielt er trotzdem um keine an, ſondern verbrachte ſeine Tage und Jahre als Junggeſelle in einer Wohnung, die er, ſtatt mit werthvollen und ſeines Vermögens würdigen Einrichtungsſtücken, mit Sammlungen von allem möglichen Lebendigen und Todten aus dem Naturreich ausſtattete. Denn damit befaßte er ſich in der Zeit, die er von ſeiner ärztlichen Thätigkeit erübrigen konnte, faſt ausſchließlich, und es machte ganz den

Eindruck, ein Vogelgefieder, ein Schmetterlingsflügel, eine Blume übe mehr Anziehungskraft auf ſeine verbildeten Augen, als die ſchönſten Farbenreize auf den Wangen, dem Lockenſchmuck und zwiſchen den Wimpern weiblicher Angeſichter.

Aber dann verſetzte er nach Jahren doch eines Tags urplötzlich die Stadt in höchſte Ueberraſchung und verurſachte in vielen Häuſern eifrigſten Redeaustauſch eiligſt ſich einſtellender Beſucherinnen, denn die Frau des Hauptpaſtors theilte mit, Tamo Fleming ſei zu ihrem Manne gekommen, um mit dieſem darüber zu ſprechen, was für eine Trauung an Papieren erforderlich ſei. Und er habe hinzugefügt: „Sie wiſſen ja, Herr Paſtor, ich will Sie nicht unnöthig bemühen und mache weiter keine Anſprüche auf Ihre Hülfsleiſtung, als daß den geſetzlichen Vorſchriften Genüge gethan wird.“

„Und wen, meine Beſte, will er heirathen? Da können Sie lange rathen, eh' Sie auf ſo etwas kommen. Carſten Carſtens ſeine Tochter.“

* * *

Darüber konnte man freilich wohl die Hände zuſammenſchlagen, denn Carſten Carſtens war eigentlich eine Perſönlichkeit, bei der nicht viel daran fehlte,

daß ſich von ihr ſagen ließ, ſie ſei etwas anrüchig. Er gehörte nur ſo halb mehr zur Stadt, da er eine gute Viertelſtunde von dieſer entfernt eine Waſſermühle beſaß. Müller aber war er darum von Haus aus nicht, ſondern in ſeiner Jugend nach einer wohl mehr als halb verbummelten Studentenzeit alles Mögliche und Unmögliche geweſen, bis er von ſeinen Eltern einen Hof geerbt und Landmann geworden. Da hatte er auch geheirathet, ſchon vor bald dreißig Jahren, natürlich keine Einheimiſche, ſondern irgendwoher aus der Fremde eine junge Perſon, die zu ihm paßte und mit der er vermuthlich ſchon früher auf der Univerſität eine Liebſchaft angebandelt gehabt. Im übrigen war noch niemand recht aus ihm klug geworden, die Urtheile über ihn gingen ſogar diametral auseinander, denn die Einen hießen ihn einen Hitzkopf und die Andern behaupteten, er ſei ein Phlegmatiker. Und dann war's wohl um zwei Jahrzehnte ſpäter geſchehen, daß er ſich von ſeiner Frau geſchieden, um bald darauf ein blutjunges Ding wieder zu heirathen, eine weitläufige Verwandte der Frau, die eine Zeit lang zum Beſuch auf dem Hof geweſen.

Damals hatte die Frau des derzeitigen, inzwiſchen lange zu den Seligen verſammelten Stadtbürger-

meiſters in einer nachmittägigen Honoratiorinnen-zuſammenkunft die Mittheilung gemacht: „Darüber kann ich Ihnen alles ganz genau ſagen. Sie haben wohl von je immer in Streit zuſammen gelebt, davon ließe ſich allerhand Komiſches erzählen, wenn hier nicht die jungen Mädchen mit unter uns wären, aber ſie ſind gar nicht im Böſen auseinander gekommen. Wiſſen Sie, ſo was im Kopf verſchroben ſind ſie beide, und da war's ſo, daß ſie eines Tags ſagte: Ich bin ja keine Klette, die ſich an dir feſthakt; probir's doch mal mit der Jilde, wenn du meinſt, daß du's bei der beſſer haſt; ſo heißt nämlich ihre Couſine oder was ſie iſt, die mit im Haus war. Na, ich bin nicht dabei geweſen, wie ſo ein Wort das andere gegeben, aber auseinander gegangen ſind ſie dann wirklich, und er hat nun richtig die Jilde geheirathet. Schrecklich iſt's im Grund, daß ſo etwas in einer chriſtlichen Gemeinſchaft möglich ſein kann, denn es kommt Einem wahrhaftig ganz vor, als hätten ſie ſich aus Hitzköpfigkeit beide mit der heiligen Ehe bloß einen Spaß gemacht; in der Kirche hat ſie ja auch nie jemand geſehn. Um das Kind muß es Einen ja in der Seele jammern, das wird ein Geſchöpf werden, wie ein ausgeſetztes Huhn auf der Haide, und wahrſcheinlich hat's von

beiden was Verdrehtes im Kopf abgekriegt. Na, gut bleibt's freilich immer noch, daß er wirklich mit der Andern nun richtig getraut iſt, man hätt's beinah kaum vermuthen ſollen. Die erſte Frau will zu uns in die Stadt herziehen, und ich höre, er geht damit um, ſeinen Hof zu verkaufen und ſich dafür die Eichenbuſchmühle wieder zu kaufen. Da wird gut was gemahlen werden, davon möcht' ich mir auch kein Brod backen laſſen. Aber er kann ja alles, denn das Geld und die Unvernunft hat er dazu, warum ſoll er nicht auch einmal Müller ſein; wenn man zu nichts in der Welt nutz iſt, bleibt ſich's am Ende gleich, was einer treibt. So geht's liebe Frau Rectorin, wenn Eltern bei ihren Söhnen nicht darauf paſſen, daß ihnen bei Zeiten die Flauſen ausgetrieben werden und, wenn's noth thut, mit der Fuchtel eine ordentliche Lebensführung eingeklopft wird."

Das Letzte hatte eine kleine anzügliche Mahnung von Seiten der Sprecherin enthalten, doch im übrigen alles an ihren Mittheilungen ſich als auf gründlicher Unterrichtung beruhend herausgeſtellt. Und nun war das Gras von vielen Sommern darüber gewachſen, auch ſchon über der auf den ſtädtiſchen Kirchhof hinausverlegten Schlafkammer der Frau Bürgermeiſterin und der Frau Bürgerſchulrectorin, und das

Haar Carſten Carſtens' hatte ſich mittlerweile grau angepudert, wie die Flügel einer Nebelkrähe. Doch er trug ſeinen dichten, kurzgeſchnittenen Haarſchopf noch immer ebenſo über dem jungkräftig gehobenen Kopf aufrecht, wie ſein Nachbar am Waldrand, der Eichelhäher, den das Volk auch Holzheiſter und Herrenvogel benannte, und er hauſte nun ſeitdem in der idylliſch abſeits von der Landſtraße belegenen Eichenbuſchmühle. Allerdings als ein kurioſer Müller, denn er ſelbſt ſtand in keiner anderen Beziehung zu ihr, als daß er gern ihre Räder klappern hörte und täglich am Morgen und Abend eine Zeitlang zuſah, wie ſie ſich drehten und das Waſſer quirlend über und zwiſchen den alten moosgrünen Schaufeln hinſchäumte. Den Betrieb und die Einbringung des reichlichen Ertrags überließ er völlig einem tüchtigen Sachverſtändigen; ſelbſt verſtand er nichts von dem Geſchäft, bekümmerte ſich ſcheinbar nicht darum und brauchte auch nicht beſonders auf Erwerb zu ſehen. Doch erhielt dieſer ſich ſtändig auf gleicher Höhe, denn Carſten Carſtens hatte von der Natur ein paar Augen mitbekommen, die ſich drauf verſtanden, im Allgemeinen doch Ueberſicht und Aufſicht zu halten, ob an Werklauf und Werkleuten alles ſo ſei, wie es ſein ſolle, und davon erlangten die letzteren ab und

zu, nicht zu ſeinem Nachtheil, Kenntniß. Sonſt aber füllte er ſeine Tage mit Beſchäftigungen aus, wie ſie ihm gefielen; durch den Wald ging er mit der Flinte weit in die öde Haide hinaus, ſchoß Sumpfvögel und mit Vorliebe Kreuzottern, oder lag dort auch wohl eine Stunde lang auf dem Rücken, um nichts zu thun, als die Wolken über ſich wegziehen zu ſehn. Unterhalb ſeiner Mühle ward der Bach breit und für kleines Fahrzeug beſchiffbar; dort hatte er ein Segelboot liegen, mit dem er zuweilen, nicht nur bei Tag, auch in der Nacht allein weit in die See hinauslief; am Wintertag ſtieg er durch den tiefſten Schnee über Feld und Hügel umher, und an den langen Abenden las er vielerlei Dinge aus Büchern verſchiedenſter Art, bald für ſich, bald ſeiner Hausgenoſſin laut vor. Mit dieſer, ſeiner zweiten Frau lebte er in beſtändiger Eintracht, ſie war ſanftmüthig, fügſam und genügſam, und kein unfriedlicher Kobold machte je einen Verſuch, ſich durch die Thür hereinzuſtehlen. Auch ihr weiches, freundliches Geſichtchen behielt Jilde Carſtens in gleicher Weiſe fort; die Jahre gingen, es wurde ein Jahrzehnt und mehr daraus, aber im Aeußern und im Weſen blieb immer das Mädchenhafte der Jugendzeit an ihr. Erſt ſpät, nach mehreren Jahren der neuen Ehe ſtellten ſich aus ihr ein paar Nachkommen

ein, ein Sohn und eine Tochter, die dann, als ſie heranwuchſen, ihren Vater draußen auf Weg und Steg begleiten konnten. An jeder Hand hielt er eins und ging täglich kreuz und quer mit ihnen in weitem Umkreis um die Mühle. Auch für die Dinge draußen hatte die Natur ihm außerordentlich gute Augen mitgegeben, er ſah alles und kannte alles, Thiere und Pflanzen, Vogelruf und Wetterzeichen, und die beiden Kleinen lernten es von ihm, ohne zu merken, wie. Wenn er mit ihnen durch den Wald kam, konnte man ihn oft ſchon von weitem vernehmen und erkennen; er ſprach laut mit einer ferntönigen Stimme, die bei'm Lachen beſonders einen Klang gab, wie eine angeſchlagene Metallplatte. Und er lachte gern und häufig, nicht allein mit den Kindern, auch wenn er, was zwar nur dann und wann geſchah, zur Stadt kam und mit dieſem oder jenem auf der Straße ein paar Worte redete. Um die ſtädtiſchen Angelegenheiten bekümmerte er ſich nie in irgendetwas, obwohl man in Anbetracht ſeiner Vermögenslage bereit geweſen wäre, im Intereſſe des Gemeinweſens ein Auge über ſeine Vergangenheit zuzudrücken und ihm einen Sitz im Bürgerausſchuß einzuräumen. Ja, es war ihm einmal nah gelegt worden, ſelbſt zum Senator würde man ihn vielleicht wählen, doch er

hatte geantwortet, dazu habe er nicht Zeit, denn ſeine Kinder hätten keinen Lehrer, er müſſe ſelbſt drauf acht geben, daß ſie leſen und ſchreiben lernten und was der Menſch ſonſt noch zum Leben brauche, und danach hatte er gelacht. Die Stadt erlebte zum Glück niemals „eine bürgermeiſterloſe, eine ſchreckliche Zeit“, und ſo erfreute ſie ſich damals auch einer andern Ehegenoſſin eines nachgefolgten Oberhauptes, die ſich bei jenem Anlaß unter vier Augen geäußert: „Und dies Lachen von ihm, meine Liebe, klingt ſo gemüthlos, daß man gleich hört, der Mann kennt gar kein Gefühl für das allgemeine Beſte und für ſeinen Nächſten. Davor kann Einem ja wirklich ganz grauſig zu Muth ſein, und ich habe neulich auch einmal geträumt, daß ich vor ſeinen Augen in's Waſſer fiel, und er ſtand dabei und ſah zu und rührte keine Hand, um mich herauszuziehen. Und die armen Creaturen von Kindern, daß Gott erbarm', die bei ihm in die Schule gehn, die müſſen ja ſchlimmer werden, als die Wilden und Heiden, daß wir noch was erleben können, meine Beſte!“

Und die Tochter von Carſten Carſtens wollte Tamo Fleming heirathen.

Freilich nicht die, welche ſpäter jene erſchreckende Zukunftsbeſorgniß einflößte, denn ſie ward um die

Zeit des ehelichen Vorhabens Flemings noch erſt erwartet, ſondern eine ſchon recht lange erwachſene Tochter, das einzige Kind von Carſten Carſtens' erſter Frau, die ſeit manchen Jahren ſchon in einem kleinen Häuschen der letzten Straße am Nordrand der Stadt lebte. Wovon eigentlich, konnte man nicht herausbringen, denn ſie hielt mit niemand Freundſchaft, überhaupt keinen weiteren Umgang, als daß ſie die Nachbarn grüßte und ab und zu mit ihnen ein paar Worte vom Wetter oder derlei ſprach. Sonſt ſaß ſie zu Haus oder in ihrem dahinter gegen das offne Feld hinausgehenden, dicht überblühten Garten; wenn ein Fenſter bei ihr offen ſtand, hörte man manchmal die dünnen Töne eines alten Spinetts, zu denen ſie mit einer halblauten Altſtimme ein Lied ſang. Im Anfang war ihr abgeſondertes, immer gleiches Leben in dem Hauſe für die Nachbarſchaft natürlich intereſſant, ja beinah aufregend geweſen, aber die Jahre und die Gewöhnung hatten ihren alten Beruf erfüllt, und allgemach kümmerte ſich niemand mehr um ihr Thun und Treiben. Sie war keine Landesangehörige, ſondern irgendwoher aus dem deutſchen Süden, das beſagte ſchon ihr hier durchaus unbräuchlicher Vorname Walburg, wie die dunkle Farbe ihres Haars und ihrer Augen; ſo gab es auch niemand, der in

verwandtſchaftlicher Beziehung zu ihr ſtand oder ſie aus Jugendzeit her kannte, und es fehlte jede weitere Anknüpfung an ſie, als daß ſie auf dem einige Meilen entfernten Hofe früher Carſten Carſtens' erſte Frau geweſen. Daß ſie dies nicht mehr war, ſchien ſie ſehr als eine Erfüllung ihres Wünſchens und als eine Lebenswohlthat zu würdigen; wenn auch nicht heiter, wie's wohl nicht in ihr lag, ſah ſie doch jederzeit vollbefriedigt und ruhig beglückt aus; wenn ſie mit jemandem redete, that ſie's in einer freundlichen Art, doch man fühlte, es liege ihr nicht dran, ſie habe an dem Verkehr mit ſich ſelbſt und mit ihrer Tochter genug. Denn dieſe kam allein zu ihr, Barbara Carſtens oder Barbe, wie ſie vom Vater und der Mutter und in der Stadt genannt wurde. Sie ſtand zu beiden in gleichem Kindesverhältniß, brachte abwechſelnd die Zeit in der Mühle und im kleinen Stadtrandhäuschen zu und beſaß dergeſtalt etwas wie eine Doppelheimath. Oder vielmehr gar keine hatte das bedauernswerthe Geſchöpf, wie einmal eine Sonntagnachmittags-Vereinigung der angeſehenſten Frauen theilnahmsvoll und logiſch feſtgeſtellt. „Denn bei ihrer Mutter hört ſie natürlich nur Schlechtes von ihrem Vater und umgekehrt, ſo daß ſie von beiden nichts von Achtung und Liebe kennen gelernt hat,

das wäre ja auch an ſich nicht gut möglich geweſen. Und ſo iſt ſie ſchlimmer daran als das unglücklichſte Waiſenmädchen, und hat eigentlich keine Heimath als die Straße, auf der man ſie ja auch am meiſten ſieht.“

Dies letzte traf zweifellos zu, ſchon deshalb, weil niemand in die Behauſungen ihres Vaters und ihrer Mutter gerieth, um ſie dort zu Geſicht bekommen zu können. Aber auch mit der Straße hatte es ſeine Richtigkeit, daß man Barbe oft auf ihr wahrnahm, denn ſie machte im Sommer wie im Winter, an welcher Stelle ſie auch grade zeitweilig dauernd ihre Unterkunft haben mochte, täglich einmal den dreiviertelſtündigen Weg durch die Länge der Stadt vom Norderende bis zur Eichenbuſchmühle im Süden, oder in umgekehrter Richtung und kam nach Ablauf von ein paar Stunden wieder ſo zurückgegangen. Kein Wetter oder Unwetter hielt ſie davon ab, und Furcht, in's Dunkel zu kommen, kannte ſie nicht. Nicht zu ihrem Vortheil ward ruchbar, daß ſie zu ihrer Stiefmutter in freundlichem Verhältniß ſtehen müſſe, denn ſie war Arm in Arm mit derſelben gehend betroffen worden. Das warf kein gutes Licht auf ſie, da ſelbſtverſtändlich ihre wirkliche Mutter von ſolcher Vertraulichkeit nichts ahnte, und jedenfalls in dieſer

Hinſicht von ihr belogen wurde; freilich zum Lügen und Heucheln mußte das Mädchen ja naturgemäß durch die doppelte Lebensführung bald in dieſem, bald in jenem der beiden Häuſer mit Gewalt erzogen werden. „Es bleibt meiner Natur ganz unbegreiflich, liebe Frau Poſthalterin, daß Eltern nicht einmal ſo viel Mitgefühl für die Gemüthsbildung ihres eigenen Kindes haben, um die junge Seele vor dem Allerabſcheulichſten, was es nur auf der Welt geben kann, der Doppelzüngigkeit, zu bewahren.“

Auf einen komiſchen Einfall war einmal eine von den Nachbarinnen Walburg Carſtens' gerathen, denn ſie ſah, daß Barbe oftmals, je nach der Jahreszeit, aus dem Garten ihrer Mutter eine Blume oder Frucht, im Winter wohl ein Buch in der Hand mit auf ihren täglichen Weg nahm. Das hatte die Beobachterin, weil es ſich ſo häufig wiederholte, auf die närriſche Idee gebracht, das Mädchen habe damit einen Gruß von ihrer Mutter an ihren Vater zu überbringen und komme dann jedesmal ebenſo mit einem ähnlichen Gegengruß in der Hand zurück. Doch dieſe Vorſtellung ward von der Frau Zollreviſorin, der ſie zu Ohren kam, nicht nur für eine völlig verrückte erklärt, ſondern auch mit ſittlicher Strenge verurtheilt: „Es legt kein vortheilhaftes Zeugniß für die eheliche Ge-

meinſchaft eines weiblichen Weſens ab, das auf einen ſolchen Gedanken zu verfallen im Stande iſt. Denn die herrlichſte, ich möchte ſagen himmliſche Mitgift unſeres Geſchlechtes beruht auf der unwandelbaren Innigkeit ſeiner Liebe, und wo dieſe von der Seite des Mannes tödtlich verletzt worden, da wird das Herz einer Frau ſeine edle Empfindung dadurch bewähren, daß es ſich in gleichem Maße mit Haß, Abſcheu und Verachtung vor dem Unwürdigen erfüllt, von dem es getäuſcht worden. Davon macht zur Ehre des weiblichen Geſchlechts doch auch die Niedrigſte und Bildungsloſeſte keine Ausnahme."

Und ſo waren nach ihrem älteſten Herkommen die Jahre gekommen und gegangen, immer Altes mit ſich wegnehmend und Neues mit ſich bringend, das ſich raſch in den Köpfen und auf den Zungen Hausrecht erwarb, als ſei es ſchon lange dort anſäſſig geweſen. Um ihm Unterkunft zu verſchaffen, mußte aber dafür anderes ſeinen bisher eingenommenen Platz räumen, und gleichfalls älteſtem Herkommen gemäß ſchwand durch die lange Gewöhnung bei den Stadtbewohnern und -Bewohnerinnen allmählich auch das Intereſſe, die Theilnahme und das Bedauern für Barbe Carſtens hin. Nicht nur ſah man ſie nicht mehr in die Schule gehn, ſondern die wandernden

Jahren hatte es in ihrem immergleichen Bemühn glücklich dahin gebracht, daß von der ganzen Generation, mit der ſie zuſammen ſich dem täglichen Cultusdienſt im Tempel weiblicher Bildungslehre hingegeben, niemand mehr vorhanden geblieben. Selbſt die, welche erſt auf die unterſte Stufe der langen Zugangstreppe getreten, als ſie ſchon bis zur oberſten hinaufgekommen, hatten hinter ihr drein denſelben Weg zurückgelegt, waren zum Theil bereits auf ganz andersartige Wege gerathen, bei deren Weiterverfolgung ſie chriſtliche Ehefrauen und junge Mütter geworden, und wenn Barbe Carſtens dem Schulranzen- und Strickbeutelſchwarm begegnete, der ſich jachternd, ſchwatzend, kichernd und ſchon reifer geſittet ihr aus dem alten Thorgang entgegen ergoß, ſo kannte ſie niemand mehr darunter. Es geſchah manchmal, denn ſie ging noch an jedem Tag gleichmäßig den langen Weg zwiſchen den Behauſungen ihres Vaters und ihrer Mutter hin und her, und nach altem Brauch trug ſie dabei oft eine Blume oder eine Frucht in der Hand. Sie war mittelgroß, ſtets ſehr einfach gekleidet, und ihr Geſicht beſaß nichts, das junge Männer veranlaßte, hineinzuſehen oder ihr nachzuſchaun. Nur das dunkle Haar, das ſie von der Mutter bekommen, machte ihre Erſchei-

nung nicht landesgemäß; dagegen entſprach der eingeborenen Art, daß ſie vom Vater die dunkelblauen Augen hatte. Das erfuhr freilich kaum jemand, da ſie niemanden draußen damit anblickte, ſondern auf der Straße faſt immer mit halb niedergeſchlagenen Lidern ging. Wenn aber in früherer Zeit vielleicht doch einmal einer von den jungen Männern den Blick auf ſie verwandt gehabt, ſo kam dies jetzt gewiß ſchon ſeit Jahren nicht mehr vor. Denn über ihre ſonſt ſchön geformte Stirn hatten ſich zwei feine Striche gezogen, die wie dünne Schättchen oder Spinnwebfäden ausſahen, doch auch in der Sonne nicht wegſchwanden, noch ſich von der Hand fortwiſchen ließen. Barbe Carſtens war unvermerkt das geworden, was man im Land wohl mit der Bezeichnung „ein ſpätes Mädchen“ belegte, indeß lag darin durchaus nichts Bemerkenswerthes oder Ungewöhnliches, denn wenn jemand ſich die Mühe geben wollte, ſo ließ ſich nachrechnen, daß ſie ſchon ziemlich nah an die Dreißig herangekommen ſein mußte. „Und, meine Liebe, ein ſolches Weſen wird natürlich auch früher alt, denn ſie iſt ja niemals jung geweſen; gottlob, daß jetzt wenigſtens nicht mehr zu befürchten ſteht, es könnte ein Mann ſo unklug ſein, die üble Mitgift, die ſie von ihrem Vater und ihrer Mutter

in ſich hat, gewiſſermaßen in den Wind zu ſchlagen und unſerer Stadt eine Wiederholung davon zu beſcheeren. Darüber habe ich noch von der guten früheren Frau Bürgermeiſterin, der liebe Gott habe ſie ſelig, viel gehört; und was zuweilen Männer im Stande ſind, an einer jungen Perſon zu finden, ſo lange ſie eben jung iſt, davon können wir uns gar keinen Begriff machen, oder richtiger es läßt ſich ſogar unter vier Augen nicht ſagen, meine Liebſte, was es eigentlich thut.“

So befand Barbe ſich ungefähr ſchon in der Mitte der langen Brücke, die über dem gleichmäßigen Waſſerzug langſam hinſchleichender Jahre von jungem Frühlingsgeſtad nach einem ſich herbſtlich entfärbenden Uferrand hinüberführt, und in ſtiller Weiſe, wie von jeher, ſetzte ſie, Schritt um Schritt, den Fuß auf dem einförmigen Steg vor ihr weiter. Es bekümmerte ſich niemand in der Stadt mehr um ſie bei dieſer Wanderung; ſie kam ihrem ſelbſtverſtändlichen Beruf nach, aus einem ſpäten Mädchen eine beginnende alte Jungfer zu werden.

Aber da drehte ſich doch plötzlich noch eines Tages das Geſpräch auf den Straßen und in jedem Haus faſt ausſchließlich um ſie. Denn der Doctor Tamo Fleming ſetzte der Abſonderlichkeit aller ſeiner Vor-

väter die Krone auf und erwies ſich als der Unfähigſte von ihnen, ſein Leben nach den Regeln der Klugheit — und man durfte auch wohl ſagen des Anſtandes — einzurichten. Seit Jahren ſtand ihm zweifellos unbeſchränkt die Wahl zwiſchen ſämmtlichen Honoratorentöchtern der Stadt frei, und er heirathete Barbe Carſtens.

Wie das gekommen, konnte niemand in Erfahrung bringen, und Genaues wußten eigentlich die beiden Hauptbetheiligten auch nicht darüber, als daß Tamo Fleming ſich Tag und Stunde anzugeben vermochte, in der die Sache ihren erſten Anfang genommen habe. Auf einem Praxisgang war er ihr begegnet, wie ſie auch ihren gewohnten Weg zwiſchen dem Stadthaus und der Mühle gemacht, und vermuthlich war das ſchon öfter ſo geſchehen. Aber zufällig hatte ſie damals beim Vorübergehn die Augen aufgeſchlagen und ihm einen Moment in's Geſicht geſehn, und Tamo Fleming, der noch nie auf ſie geachtet, war mit dem Gedanken oder vielmehr mit dem beſtimmten Entſchluß weitergegangen, wenn ſie einwillige, ſo ſolle ſie ſeine Frau werden. Von dieſem tollen Einfall und ſeiner Entſtehung in einem zeitlichen und durch einen wörtlichen Augenblick erfuhr zum Glück kein andrer Menſch,

denn ſonſt hätte ſeiner ärztlichen Reputation doch vermuthlich eine ernſtliche Schädigung erwachſen können.

Daß Barbe Carſtens bald darauf Ja geſagt, vermochte ſelbſtredend niemanden Wunder zu nehmen, denn ſo viel Selbſterkenntniß und Klugheit ließ ſich ihr nicht zutrauen, daß ſie zu begreifen fähig geweſen wäre, jemand, der auf den Gedanken komme, ſie zu heirathen, ſtelle eben dadurch ſeinem Verſtande und jedenfalls theilweiſe auch ſeinem Charakter ein recht ungünſtiges Zeugniß aus. Aber da bekanntermaßen Mängel nach dieſen Richtungen in ſeiner Familie erblich waren, und ſeine Tüchtigkeit und Wünſchbarkeit als Hausarzt dadurch keine Veränderung erlitt, ſo kam man allgemein, nach der Sammlung vom erſten Schreck, darin überein, ihn weniger zu verdammen, als zu bemitleiden, und alle Entrüſtung in einem Brennpunkt auf die „alte Perſon“ zu vereinigen, die ſeine unerfahrene Jugend benutzt habe, um ihn in ihrem, von langer Hand künſtlich geſponnenen und geknoteten Netz für ſich einzufangen. „Mit welchen Mitteln, Frau Senatorin, das läßt ſich nicht einmal unter uns Frauen verlauten; Sie verſtehen mich, wenn ich ſage, ein Dienſtmädchen, das ich ſo träfe, wie es ſich einen Liebhaber zu verſchaffen

ſuchte, würde ich noch in derſelben Stunde Knall und Fall aus dem Haus jagen.“

Leider ſtellte ſich heraus, da alle Papiere ſich in vorſchriftsmäßiger Ordnung befanden, auch weder Carſten Carſtens noch Walburg Carſtens ihre Zuſtimmung verſagt hatten, daß der Heirath mit dem beſten Willen, Tamo Fleming vor ſeinem Unglück zu behüten, kein Hinderniß in den Weg gelegt werden konnte. Und im Bewußtſein, wenigſtens verſucht zu haben, was in ihren Kräften ſtand, fügten die männlichen und weiblichen Honoratioren ſich am Hochzeitstag in die unabänderlich gewordene Thatſache und thaten wenigſtens dem unſchuldigen, durch ſeine Blindheit und argliſtige Beſtrickung zum Altar geführten Opfer nicht die Mißachtung an, ihm in ſchimpflicher Weiſe ihre Anweſenheit bei der Trauung zu verweigern. Getroffenem Uebereinkommen gemäß fanden ſie ſich ſämmtlich in der Kirche ein, in der als Begleiter des Brautpaars einerſeits auch Carſten Carſtens mit ſeiner Frau und andrerſeits Walburg Carſtens erſchienen. Es war zum erſtenmal ſeit langen Jahren, daß die geſchiedenen Eheleute ſich wieder mit Augen ſahen, denn obwohl eine verhältnißmäßig nur geringe Entfernung zwiſchen ihren Wohnplätzen lag, hatte in der Zeit doch keiner von

beiden je ſeinen Fuß an der Behauſung des andern vorbeigeſetzt, und wie der Zufall es zwei- oder dreimal gefügt, daß ſie ſich in einer Straße entgegengekommen, waren ſie, mit guten Augen ſich von weitem wahrnehmend, zu den Seiten ausgebogen. Sie kamen auch jetzt nicht miteinander, ſondern gleichfalls von verſchiedenen Seiten in die Kirche, traten ſich auf dem geräumigen Platz vor dem Altar auf ein Dutzend Schritte getrennt gegenüber und nickten ſich gleichzeitig kurz eine Begrüßung zu. Danach ſahen ſie ein paar Augenblicke zueinander herüber und hinüber, nahmen gewahr, daß ihr Haar angefangen hatte, ſich gleichmäßig grau zu überſprenkeln, und dann drehten ſie die Köpfe der beginnenden Rede des Paſtors zu, die den Eindruck machte, eigentlich mehr für die Hörer und Hörerinnen im dichtgefüllten Zuſchauerraum vorbedacht und beſtimmt zu ſein, als für das junge Paar und ſein abſonderliches Zeugengeleit. Denn das war überaus dürftig, nur auf das als nothwendigſt vorgeſchriebene beſchränkt, und ebenſo enttäuſchte allgemein die kärgliche Kleidungserſcheinung der Braut. Man hatte erwartet, ſie werde nach der Art ſolcher noch unter die Haube gelangenden alten Jungfern bei dieſer Gelegenheit mit einem möglichſt koſtſpieligen Gewandſtoff,

vielleicht mit weißem Atlas groß zu thun ſuchen, und auf jeder Zunge lag die ſchärfſte Mißbilligung einer derartigen frivolen und ordinären Anmaßung bereit. Aber ſtatt deſſen ſah der Unwille ſich genöthigt, eine völlig entgegengeſetzte Richtung einzuſchlagen, denn Barbe trug zum anfänglich ungläubigen Staunen aller Augen gar kein vorſchriftmäßiges weißes Brautkleid, auch keinen Schleier, ſondern, wie nur Mädchen aus den ärmſten Ständen, einen der ſommerlichen Jahreszeit entſprechend hellfarbigen, allerdings für ſie recht kleidſamen, doch aus nichts weniger als koſtbarem Stoff verfertigten Sonntagsanzug. Darin ſprach ſich eine Geringſchätzung der verſammelten Zuſchauer aus, ja in Anbetracht der heiligen Stätte eine Mißachtung, welche innerlich auf's Tiefſte empören mußte, und der Paſtor konnte nicht umhin, mit einer paſſend eingeflochtenen, kaum mißzuverſtehenden Wendung auch laut darauf hinzuweiſen, daß in ſolcher Stunde die Weihe des Gemüthes ſich durch die höchſte Feſtlichkeit der äußeren Erſcheinung kundgebe und nach dieſer zu bemeſſen ſei. Doch die Mienen der beiden Brautleute enthielten einen Ausdruck, als ob die ganze Rede ſie gar nichts angehe, von ihnen nur ungefähr ſo hingenommen werde, wie von Leuten, die in einen Regenſturz gerathen, ein

viertelſtündiges Unterſtehen unter einem tropfenden Baumdach, und ſo blieb dem Geiſtlichen ſchließlich nichts andres übrig, als die beiden ſo Wollenden zu unlöslichem Ehebund zuſammen zu ſprechen, bis der Tod ſie ſcheide. Auf das letzte, wie auf die Unlöslichkeit legte der Paſtor einen ungewöhnlich beſonderen Nachdruckston, den er damit begleitete, daß er zur Befriedigung ſämmtlicher ſtädtiſcher Zuhörer einen ſtreng gehobenen Blick erſt auf Carſten Carſtens und dann auf Walburg Carſtens hinüber richtete. Eigentlich war es ein Scandal, daß dieſe beiden hier bei dem göttlichen Segensſpruch zu einer untrennbaren chriſtlichen Ehegemeinſchaft als Zeugen mit in der Kirche ſtanden, in die ſie ſonſt niemals einen Fuß ſetzten. Doch wie an manchen Unvollkommenheiten beſtehender ſtaatlicher Einrichtungen hatte ſich auch daran durch die gerechte moraliſche Entrüſtung allein ohne Beihülfe einer geſetzlichen Beſtimmung nichts abändern und behindern laſſen, und dergeſtalt war Barbe Carſtens im Beiſein ihres Vaters, wie ihrer Mutter und Stiefmutter Barbe Fleming geworden.

Weiter ließ ſich bedauerlicher Weiſe für die Augen der Zuſchauer nichts wahrnehmen, denn das junge Ehepaar begab ſich mit ſeinem Geleit in die Sacriſtei,

und nur die Frau Paſtorin ſah ſich durch einen Bericht des Küſters in den Stand geſetzt, mitzutheilen, was dort noch geſchehen ſei. „Sollte man es wohl glauben und für menſchenmöglich halten, wenn es nicht Einer mit eigenen Ohren gehört hätte? Er iſt auf ſeine erſte Frau zugekommen und hat geſagt: „Geht es dir gut, Walburg?“ und ſie hat geantwortet: „Ja, und ich ſehe, dir auch, Carſten.“ Danach hat ſie ſeiner zweiten Frau die Hand gegeben und iſt nach ihrer Wohnung gegangen, wie die andern nach der Eichenbuſchmühle. Doctor Fleming iſt allein mit ſeiner Frau nach Haus gefahren und kein Menſch bei ihm zu Mittag eingeladen geweſen; was ſie gegeſſen haben, weiß niemand zu ſagen. Nun denkt doch jeder, daß ſie danach zu einer kleinen Hochzeitsreiſe weggefahren ſind, aber gar keine Rede, gegen Abend hat jemand ſie mit einer Maſſe Wieſenblumen in der Hand von einem Spaziergang heimkommen geſehn, und am andern Morgen ſind ſie beide ausgegangen, er auf Praxis und ſie, um etwas für den Haushalt zu beſorgen, als ob garnichts vorgefallen wäre. Dafür habe ich kein Wort, liebe Frau Rectorin, als daß etwas ſo Unpoetiſches mir noch niemals vorgekommen iſt, und ich meine, bei der Frau wenigſtens kann man wohl ebenſo von Scham-

loſigkeit reden. Wenn ich mir denke, daß ich mich am Tag nach der Hochzeit mit meinem lieben Mann hier öffentlich auf der Straße hätte zeigen ſollen, ich wäre ja eher in die Erde geſunken. Und was für unvergeßliche Gemüthserhebung wir damals von unſerer Hochzeitsreiſe aus der herrlichen Gotteswelt mit nach Hauſe gebracht haben! Aber dafür haben ſolche Leute ja keine Augen und keine Seele, ſondern nichts als das Allerroheſte von irdiſchen Anſchauungen und Gelüſten; Gott gebe nur, daß ſie keine Kinder bekommen! Nun, das darf man ja hoffen, denn wenn ſo alte Perſonen heirathen, hat der Storch erfahrungsgemäß meiſtens keine Neigung, ihnen noch ſo unſchuldige herzige Seelchen anzuvertrauen. Noch ein Schälchen Kaffee, liebſte Frau Bürgermeiſterin, ſonſt muß ich glauben, daß es Ihnen bei mir nicht ſchmeckt. Bei dem Herrn und der Frau Doctor Fleming werden wir wohl ſobald nicht dazu invitirt werden, und aus Vergnügen würde ich auch ſicher nicht hingehen, wenn ich nicht auf meines lieben Mannes Geſundheit Rückſicht nehmen müßte und deshalb es nicht zu einem geſellſchaftlichen Zerwürfniß mit unſerm Hausarzt kommen laſſen darf. Das irdiſche Leben bringt ja eben ſeine Nöthigungen mit, die uns von der Vorſehung auferlegt ſind und denen

wir uns — Sie, meine theuren Freundinnen, ja ebenſo — in Ergebenheit fügen müſſen. Denn als Arzt können wir Doctor Fleming ja einmal nicht entbehren, und wir dürfen vielleicht hoffen, wenn wir uns nicht zu ſchroff ablehnend gegen ſeine Frau verhalten, auf ſie noch einen wohlthätigen Einfluß zu üben, ſodaß ihm ſein häusliches Geſchick dadurch vielleicht noch etwas erleichtert wird. Durch ſeine Unbedachtſamkeit hat er ſich ja einmal in dieſe unglückliche Lage verſetzt, und da iſt es chriſtliches Gebot, daß man ſie ihm nicht noch mehr erſchwert, ſondern mit Selbſtüberwindung ſich bemüht, ob man nicht durch eine liebevolle Einwirkung auf ſeine neue Hausgenoſſin für ihn etwas daran verbeſſern kann. Ich bin überzeugt, daß Sie alle in dieſer Geſinnung der eigennutzloſen Menſchenfreundlichkeit und ächten Nächſtenliebe mit mir übereinſtimmen.“

* * *

Ach, auch über dieſer, in richtiger Beurtheilung der unabänderlich geſchehenen Thatſache hochherzig ſich überwindenden Sprecherin war ſchon wieder auf einer kleinen Erdwölbung das ſchließlich alles zudeckende Gras und Unkraut gewachſen, und ſie hatte

vorher ſchmerzlich noch erleben müſſen, daß von ihren Bemühungen, Erwartungen und Hoffnungen eigentlich kein Theilchen in Erfüllung ging. Alles nahm anderen Verlauf, wie denn die Mutter Zeit ſich manchmal einen Spaß damit macht, den Wunſchzettel ihrer Kinder ganz unberückſichtigt zu laſſen und ihnen völlig davon verſchiedene Dinge zu beſcheeren. Niemand in der Stadt brauchte ſich zu überwinden, um die Lage Tamo Flemings zu verbeſſern, denn er ſelbſt empfand, daß ſie unverbeſſerlich ſei, und weder er noch ſeine Frau mutheten ihren Mitbürgern und Mitbürgerinnen durch Beſuche oder Einladungen das kleinſte Opfer der Menſchenfreundlichkeit und Nächſtenliebe zu. Auch der Klugheitsnöthigung, die ein geſellſchaftliches Zerwürfniß mit dem Hausarzt verbot, enthob Tamo Fleming gleichmäßig in allen Honoratiorenhäuſern, da er ſeine Praxis aufgab, oder vielmehr nach ſeiner Willkür beſchränkte. Dagegen ließ ſich unter Berufung auf die geſetzlichen Vorſchriften für Aerzte nichts ausrichten, denn wo er noch Rath und Beihülfe in Krankheitsfällen leiſtete, that er dies lächerlicher Weiſe ohne Entgelt und bewährte dabei obendrein ganz die ihm angeborene Verſtändnißloſigkeit für die richtige Auswahl, indem er ſeinen Beruf nur noch bei Zugehörigen der unteren und ungebildeten

Klaſſen, Schiffern, Fiſchern und Leuten, die ihnen etwa im Stand gleichkamen, ausübte. Was außerdem noch beſonders indigniren mußte, war, daß er ſich außerhalb der Stadt nah am Waldrand ein Häuschen kaufte, dies wohnlich erweiterte und verbeſſerte, einen Garten umher anlegte und dorthin für Sommer und Winter überſiedelte. Allerdings mochte er wohl Grund beſitzen, eine Nachbarſchaft zu vermeiden, welche Einſicht in ſeine verwahrloſte Haushaltung und triſte Lebensführung nehmen könne. Aus dieſem Geſichtspunkt fiel das Aufgeben ſeiner Praxis in den Häuſern der Bildung und überhaupt ſein nur höchſt ſeltenes Erſcheinen in der Stadt gleichfalls begreiflich; es mußte ihm zu peinlich ſein, unter den jetzigen Verhältniſſen an die angeſehene Stellung erinnert zu werden, die man ihm allgemein vor ſeiner thörichten Heirath eingeräumt hatte. „Denn Sie glauben nicht, wie es in jeder Beziehung in ſeinem Hauſe zugeht, das ja von außen und von weitem ganz nett ausſieht, aber, Du lieber Gott, wenn man hineinkommt! Von der Wirthſchaft drin will ich nichts ſagen, die war ja natürlich bei einer ſo untüchtigen Frau nicht anders zu erwarten, woher hätte ſie Fleiß und Ordnung und Sauberkeit lernen ſollen. Das Schlimmſte in einer Ehe, meine Liebe,

iſt immer die geiſtige Unebenbürtigkeit, und er iſt doch von Haus aus ein Mann, der ſtudirt hat und ſich zu benehmen weiß; er konnte ſich mit uns doch ſo einigermaßen unterhalten. Na, da ſitzt er denn jetzt mit ihr tagaus, tagein und hat nichts, reinweg auch gar nichts für ſeine beſſeren Gedanken und Bedürfniſſe; ſo ohne Bildung und Seele und Gemüth iſt ja noch nicht leicht eine dageweſen, und was er ſonſt an ihr hat, davon wird er auch wohl ſchon genug haben. Mein Mann ſagt öfter, wenn er ſo verheirathet wäre, glaubt er, käme er dazu, ſich ſelbſt umzubringen. Aber jeder iſt eben ſeines Glückes Schmied, und wer nicht hören gewollt hat, muß fühlen."

Dies Mitgefühl mit den häuslichen Mißverhältniſſen Tamo Flemings war gewiß um ſo höher zu ſchätzen, als es zu ſeiner lebhaften Erweckung garnicht einmal einer Anſchauung derſelben in der Nähe bedurfte, ſondern der Anblick des Häuschens von weitem ſchon ausreichte, jedem in der Entfernung Vorüberkommenden ſolche bedauerliche Antheilnahme einzuflößen. Denn auch die am Tiefſten von dieſer Erfüllten ließen ſich doch von ihrer Empfindung nicht ſo weit fortreißen, unaufgefordert in die Thür einzutreten, und da ſich nie jemand vor derſelben befand,

der eine derartige Bitte an ſie richtete, ſo blieb mit erfreuender Gleichmäßigkeit allen der Schmerz erſpart, den ein Wahrnehmen der Zuſtände im Hauſe durch das eigene Geſicht und Gehör jedenfalls in noch erhöhtem Maße mit ſich gebracht haben würde. Das hätte nämlich zu der traurigen Erkenntniß geführt, daß Tamo Fleming bereits ſo weit gerathen ſei, von ſeiner eigenen Herabgekommenheit, wie von der ſeiner täglichen Umgebung nichts mehr zu empfinden. Sein Horizont hatte ſich ſchon ſo ſtark verengt, daß er von der Außenwelt, wenigſtens von den in ihr noch außer dem ſeinigen vorhandenen Häuſern nicht das Geringſte weiter verlangte und, was das ſchlimmſte Symptom, nicht allein ſo vollzufrieden, wie noch nie vorher im Leben ausſah, ſondern es auch war. Mit allem und jedem, mit Tag und Nacht, Morgen, Mittag und Abend; mit Sommer und Winter, Sonne und Regen, Arbeit und Muße. In erſter Reihe aber mit allem, was die, welche ihn in dieſe Verfaſſung geſchwächten Erkenntnißvermögens hineingebracht, die geweſene Barbe Carſtens, dachte, ſagte und that; mit ihren Händen, obgleich dieſe keineswegs für die kleinſte Handſchuhnummer paßten, mit ihrer Stirn trotz den beiden feinen Spinnwebfäden darüber, mit den mehr als früher gerötheten

Lippen darunter, dem dunklen Haar und ganz beſonders mit den in eigenthümlichem Gegenſatz dazu ſtehenden blauen Augen. Tamo Flemings Geſicht trug äußerlich immer eine ruhig vernünftige Miene zur Schau, aber es wäre betrübend geweſen, in ihn hineinblicken zu können, wie närriſch es in ſeinem Innern ausſah, denn darin hatte ſich der Unverſtand aller ſeiner Vorväter, gleichſam noch in die zweite Potenz verſetzt, zuſammengehäuft. Er kam ſich vor wie Einer, der unter Millionen von Mitſpielern das große Loos des Lebensglückes gezogen habe, und wenn ihm noch irgendetwas zur allerletzten, höchſten Befriedigung gefehlt, ſo hielt ſein Wahn auch dieſe Lücke für ausgefüllt, als er ungefähr nach einem Jahr eines Tags ein eben zur Welt gekommenes winziges Menſchengeſchöpf ſorglich und ſachkundig an die Bruſt ſeiner Frau legte und zuſah, wie es herzhaft ſeine erſte Mahlzeit im Leben zu ſich nahm. Denn auch nach dieſer Richtung war die zum mindeſten auf das „ſpäte Mädchen“ geſetzte Hoffnung der Frau Paſtorin nicht in Erfüllung gegangen, der Storch hatte Barbe Fleming für eine junge Frau wie andre angeſehen, und obendrein befand ſie ſich in der — bei ſolchen nur aufs Körperliche veranlagten Naturen ja freilich häufigen — Befähigung, das

arme Kind ſelbſt zu ſtillen, dem ſo mit der erſten Nahrung ſchon unausbleiblich das Erbtheil von ſeiner Mutter und ihren Eltern her noch vermehrt wurde. Aber in ſeiner Verblendung ließ Tamo Fleming dies natürlich zu, und da das Mitleid mit ihm bei dieſer Gelegenheit doch noch einmal wieder wach geworden war, faßte man es in die Form, ihm bei einer Begegnung zugleich mit dem Glückwunſch das Bedauern auszudrücken, daß es kein Sohn, ſondern eine Tochter ſei. Doch brachte ſeine Erwiederung darauf ganz den traurigen Geiſteszuſtand, in den er verfallen, zum Ausdruck, da er antwortete: „Das freut mich am meiſten, Mädchen ſind Sonnenſchein im Hauſe, und man ſieht's unſerm ſchon an, es wird ganz wie ſeine Mutter.“ Denn nach der Art von Leuten mit allmählich mehr und mehr herabgekommenem Auffaſſungsvermögen ſchien er garnicht zu merken und zu ahnen, wie genau man in den höheren Kreiſen der Stadt ſeine Hausgenoſſin als ſein Lebensunglück erkannt habe und wie man ihn in der Stille deshalb bedaure.

Abgeſehen von ſeinem mangelhaften Verſtändniß, konnte er darüber auch kaum in's Klare kommen, da er ja eigentlich mit niemandem im Verkehr ſtand, als mit ſeinen Schwiegereltern. Sein Haus lag ziemlich

in der Mitte zwiſchen den getrennten Wohnſitzen der beiden, und zu ihnen unterhielt er gleichmäßig freundliche, nahe Beziehungen. Carſten Carſtens und ſeine zweite Frau kamen regelmäßig von der Eichenbuſchmühle herüber, wie Walburg Carſtens von ihrer Seite her, doch trafen ſie nie zuſammen, denn beide Theile hatten beſtimmte Wochentage feſtgeſetzt, an denen ſie bald nur kürzer im Fleming'ſchen Hauſe vorſprachen, bald als Mittags- oder Abendgäſte einkehrten. Und wie Barbe zu ihrem Vater und zu ihrer Mutter in gleichem Verhältniß ſtand, ſo that's auch ihr Mann. Er hatte kein Bedenken getragen, die Tochter eines geſchiedenen Ehepaares zu heirathen, das zog allerdings mit einer gewiſſen Nöthigung derartige Conſequenzen nach ſich. Doch auf die moraliſche Grundlage ſeines Charakters warf fraglos kein günſtiges Licht, daß er ſich dazu nicht aus verwandtſchaftlichen Rückſichten nur zu überwinden, ſondern herzliche und gleiche Zuneigung für beide in ſich zu hegen ſchien. Es machte den ſittlich betrübenden Eindruck, wie wenn Tamo Fleming es nicht als ruchlos, vielmehr für vollkommen richtig gehandelt anſehe, daß zwei Leute, die vom Segensſpruch des Geiſtlichen vor dem Altar im Namen Gottes und der ſtaatlichen Ordnung bis an ihr

Lebensende miteinander verbunden worden ſeien, ſich nach eigenem Gutdünken trennten und, wenn's ihnen gefiel, anders wieder verheiratheten. Aber bei der Fleming'ſchen Art mußte man eben von je zuweilen auf laxe Anſchauungen gefaßt ſein, wo Religion und Sittlichkeit vollkommener und harmoniſcher ausgebildeten Gemüthern unerſchütterliche Grundſätze in die Bruſt legten.

Wodurch denn hatte Barbe Carſtens eigentlich verurſacht, daß ſie nun ſeit Jahren ſchon Barbe Fleming hieß? Es war lächerlich, aber doch wirklich und wahr, durch nichts ſonſt, als daß ſie zufällig auf der Straße Tamo Fleming einmal angeſchaut und er in dem Moment in ihren Augen Anderes als in denen aller übrigen, jungen, hübſchen und vermöglichen Mädchen der Stadt zu ſehen gemeint hatte. Und es war wieder nach der Art der Fleminge geweſen, daß er ſich kaum noch erſt weiter von der Stichhaltigkeit ſeiner Muthmaßung überzeugt, ſondern ſie daraufhin ſich zur Frau gewählt und nun mit dem im Hauſe ſaß, was ſeine Einbildungskraft ihm in den beiden blauen Augen — ihre Farbe war die von ungewöhnlich dunkel gerathenen Veilchen — vorgeſpiegelt.

Dabei hatte er ſich im übrigen nach einer Richtung geirrt, wenn er geglaubt, Barbe ſei ausſchließ-

lich von ſo ſtill-ruhigem, freundlichem Weſen wie ihre Mutter und gleich dieſer zu ernſter, nicht zu heiterer Gemüthsſtimmung veranlagt. Das war Barbe Carſtens allerdings wohl geweſen, aber Barbe Fleming legte an den Tag, daß ſie auch ebenſo wie ihr Vater lachen konnte und mit der nämlichen helltönigen Stimme. Ihr Haar und ihre Augen bildeten ein äußeres Wahrzeichen, daß ſie geiſtig und gemüthlich gleichfalls die Art ihrer beiden Eltern in ſich vereinigte, und ſo ernſthaft ſie das eine Mal dachte, fühlte und ſprach, ſo frohſinnig und glückesfreudig konnte ſie ſeit ihrer Verheirathung in der nächſten Stunde in den ſonnigen Tag hinein reden und ſingen. Denn zum letzteren hatte ſie von ihrer Mutter auch die Begabung mitbekommen und ſang ihr Kindchen von früh auf mit alten Volksliedern in den Wiegenſchlaf. Aber Tamo Fleming war einmal in ſeine Einbildung verrannt und nahm ohne Aergerniß auch die Enttäuſchung in den Kauf, daß er eine Frau erhalten, die manchmal faſt übermüthig heiter zu ſein vermochte.

Sie trug aus der heiligen Taufe auch einen geweihten Namen, den der heiligen Barbara, einer der vierzehn Nothhelferinnen, der nach der chriſtlichen Ueberlieferung ihr Vater mit eigener Hand den Kopf ab-

geſchlagen, weil ſie ihn zum Chriſtenthum zu bekehren geſucht, worauf ein Blitzſtrahl vom blauen Himmel heruntergefahren, um ihn ſofort wegen dieſer Ruchloſigkeit in's Höllenfeuer davon zu ſchaffen. Doch es ſah Tamo Fleming ähnlich, daß er trotz ſolchem hohen Inhaltswerth dieſes Namens von ihm bei ſeiner Frau keinen Gebrauch machte. Auch Barbe benannte er ſie nicht, ſondern nach den Abänderungen ihres Namens in allen möglichen Sprachen, bald engliſch Bab, bald franzöſiſch Babet, dann frieſiſch Babe oder polniſch Bàs, zuweilen auch altwendiſch ‚Frau Babuſa'! Jede dieſer Anreden trug eine beſondere Klangfarbe an ſich, und Barbe mußte nach den grade in Betracht kommenden Umſtänden meiſtens genau vorher, wie ſie im nächſten Augenblick heißen werde. Das war ein kindiſches Treiben, deſſen man ſich vor allem von einem Arzt bei ſeinem ſo inhaltsſchweren, ihm immer Noth und Leid vor Augen führenden Beruf mit Recht nicht verſehen hätte, aber ſeit Tamo Flemings Verheirathung war zum Vorſchein gekommen, daß man den inneren Kern ſeines Weſens völlig überſchätzt hatte. Trotz den allerdings mannigfaltigen Kenntniſſen, die er beſaß, lag ſeiner Natur offenbar gar keine ernſthafte Tiefe zu Grunde, er war vielmehr nicht zu wirklicher männlicher Reife durchge-

drungen, ſondern etwas Unentwickeltes in ihm ſtecken geblieben, das öfter in knabenhafter Spaß- und Neckluſt zum Ausdruck kam. Ihm fehlte es, eigentlich in ähnlicher Weiſe wie Carſten Carſtens, an einer höheren oder tieferen Auffaſſung des Lebens, für deſſen unvergängliche Beſtimmung ihm ſowohl eine religiöſe wie eine philoſophiſche Erkenntniß mangelte; nach der Art, wie er lebte, ſchien er dem Vorhandenſein des Menſchen auf der Welt lediglich den Zweck zuzumeſſen, die Zeitdauer desſelben, unter möglichſter Vermeidung alles Unerfreulichen, möglichſt angenehm zu verbringen. Das zeigte ihn auf einer ſehr niedrigen Anſchauungsſtufe, doch ſeine Natur war außer Stande geweſen, ihn weiter emporzuheben, und ſo fand er denn auch Geſchmack an den kindlichen Namensſpäßen mit ſeiner Frau. Mit dieſen begnügte er ſich indeß nicht, ſondern geſellte noch andere von verwunderlichſter Art dazwiſchen. Denn obwohl Barbe ihm nie den geringſten Anlaß dazu gab, behauptete er ſteif und feſt, ihre Natur ſei aufbrauſend, hitzköpfig, jähzornig und ſtreitſüchtig, zugleich nur auch zu klug, um dies merken zu laſſen, ſondern ſie trage es verſchloſſen in ſich. Er aber kenne jeden Zug ihres Geſichtes auf's genaueſte und leſe immer daran ab, was heimlich in ihr vorgehe, und höre, wie ſie, ohne ein Wort über

die Lippen gerathen zu laſſen, innerlich über ihn räſonnire, ſich erbittere und erboße, tobe und den Entſchluß faſſe, ſich von ihm zu ſcheiden. Von allem dem blieb ihm nichts verborgen, und danach hielt er eine ganze Liſte und Stufenleiter von Benennungen im Vorrath, durch die er ihr ſeinen Einblick in ihr Inneres kundgab. Er hieß ſie Frau Nebel, Frau Landregen, Frau Unwetter, Frau Wolkenbruch, Frau Hagelſchlag, Frau Blitzgefunkel, Frau Donnergepolter. Ab und zu klagte Barbe ihrem Vater und ihrer Mutter ihr Leid darüber: „Es giebt gar keine Witterung, die er nicht als Namen für mich hat“, und dann lachte ſie ſo hellſtimmig und leider auch ſo gemüthlos, wie Carſten Carſtens, hinterdrein, während Tamo Fleming beſtätigend verſetzte: „Das iſt richtig, es giebt gar keine Witterung, die ſie nicht hat.“ Aber dadurch wurde auch bedingt, daß er ſie unter anderen Umſtänden: „Frau Sonnenſchein, Frau Sommerwolke, Frau Morgenroth, Frau Himmelsblau, Frau Mondlicht, Frau Sternennacht“ benennen mußte, und zwar ſah er ſich, ob gern oder ungern, zur Anwendung dieſer meteorologiſchen Nomenclatur ſehr viel häufiger, als zu derjenigen der erſteren genöthigt. Dazu jedoch lachte Barbe Fleming nicht, wie es jedenfalls paſſender angebracht geweſen wäre, ſondern ſchaute eher mit

einem etwas ſchwermüthig überflorten Blick drein und that oft etwas für eine Frau höchſt Unſchickliches, indem ſie die Hand ihres Mannes ſich an die Lippen zog und küßte. Doch zum Glück befanden ſich dabei nie fremde Augenzeugen zugegen.

Und ſo kamen Jahre über das Häuschen am Waldrand und den buſch- und blumenreich heranwachſenden Garten einhergezogen und nahmen wieder Abſchied. Wie der Kalender und der Breitengrad es ihnen zur Vorſchrift machten, ſtellten ſie ſich bei ihrem Antritt faſt immer in weißem Kleid ein und trugen dies auch bei ihrem Abgang, und ſie legten es Tamo Fleming nah, ſeine Frau zu Zeiten auch als „Frau Schnee, Frau Eis, Frau Froſt“ anzureden; indeß für einſilbige Namen mochte er keine Neigung beſitzen, denn er wandte die letzteren nie an. Nach dem alten Herkommen aber brachten die Jahre auch das mit ſich, daß allmählich in der Stadt, wenigſtens von den Honoratioren, ſich niemand mehr anhaltend um die Bewohner des von weitem und von außen ganz nett ausſehenden Hauſes bekümmerte. Wer ſich, ſei es aus Scham, Einfalt, Verblendung oder Störrigkeit, der Theilnahme und Bereitwilligkeit zum Tröſten und Beſſern verſchloß, der verdiente es nicht anders, und die Tage glichen den Seewellen, die immer Neues

an lockend in feuchter Friſche glimmernden und glitzernden Kieſeln und Muſcheln auf den Vorſtrand ausſpülten. Was ſich hinter dieſem weiter hinauf angeſammelt, war ein abgeſuchter Sandſtrich, der nichts die Mühe des Nachſpürens Lohnendes mehr enthielt, und ſo lag das Fleming'ſche Haus landeinwärts als eine kleine, ſchon mit Strandhafer bewachſene Dünenrippe, an der Wind und Waſſer nichts veränderten und die deshalb achtſam umhergehenden Augen keinen neuen Fund verſprach.

Man erfuhr ſehr wenig über das Betreiben Tamo Flemings darin, aber was dann und wann davon verlautete, war wohl geeignet, das Gleichniß des dürren Sandhaufens noch zutreffender zu geſtalten. Wenn ſeine willkürliche und obendrein nichts eintragende ärztliche Praxis ihn nicht abberief, ſo beſchäftigte er ſich, eines ernſthaften und denkenden Menſchen unwürdig, faſt ausſchließlich, wie ſchon früher, mit unnützem Gethier und Pflanzen, vermehrte ſeine angelegten Sammlungen und ſchrieb die zweckloſen Wahrnehmungen und Beobachtungen, die er dabei machte, nieder. Auch in dieſer, bis auf jene Praxisfortübung, nutzloſen Vergeudung ſeines Daſeins, das keinen erſten Thätigkeitsdrang kannte, ähnelte er ſeinem Schwiegervater Carſten Carſtens und gleichfalls,

ſo viel oder ſo wenig davon ruchbar ward, in der unpädagogiſchen Erziehung ſeiner nach und nach ſchon höher vom Boden aufgewachſenen Tochter. Unverantwortlich hatte er ſie bereits von kleinauf bei Hitze und Kälte, Wind und Regen mit ſich in Wald und Feld hinausgenommen, um auch ihr ſeine kindiſche Liebhaberei an Vögeln, Inſecten, Gewürm und Unkräutern beizubringen, und dazu war es mehrfach geſchehen, daß Fremde ſie nicht für ein Mädchen, ſondern für einen Jungen angeſehn. Denn er ließ ſie, kaum glaublich, auf ſolchen Wegen einen langen Kittel mit Knabenhoſen darunter tragen und ebenſo unter einem Knabenſtrohhut das Haar kurz nach Knabenart geſchnitten. Daraus ergab ſich allerdings zur Genüge ein Rückſchluß darauf, von welcher Beſchaffenheit der Einfluß ſein müſſe, den er auf die Verſtandes- und Gemüthsbildung des armen Kindes ausübe, und wie er in ſeiner grenzenloſen Verkehrtheit die für die Entwicklung aller Weiblichkeit wichtigſte und nothwendigſte Grundlage, das ſtätige Bewußtſein ihrer Geſchlechtsangehörigkeit, ſyſtematiſch untergrabe. Wie zu erwarten ſtand, gab er ihr auch niemals ihren vollen chriſtlichen Taufnamen Magdalena, ſondern kürzte dieſen willkürlich bald ſo, bald ſo in Madlena, Marlen, Madelon, Maud, Malin,

Leentje und Lyntje ab. Doch wie bei ſeiner Frau begnügte er ſich damit noch nicht, häufte vielmehr, ſtatt wie bei der letzteren nach Witterungserſcheinungen, für ſeine Tochter ein ganzes Regiſter von Namen aus dem Thier- und Pflanzenreich voll: „Hamſter, Zieſel, Hausmaus und Haſelmaus, Specht-meiſe, Wendehals, Laufkäfer, Grundel, Nachteule, Federmotte, Weißling, Gundermann, Krauſeminz, Trollblume“. Das waren nur ein paar ſolcher Namen unter unzähligen, faſt täglich konnte ein neuer hinzukommen, und niemals fand ſich ein mit poetiſchem Zartgefühl ausgewählter von ſchönem Klang und anmuthiger Symbolik darunter, wie jemand mit äſthetiſchem Sinn für Madlene Fleming nach ihrer äußeren Erſcheinung wohl manche zu wählen verſtanden hätte. Auf alles aber mußte die unglückliche Kleine bei'm Anruf hören und war ſo darauf gefaßt und daran gewöhnt, daß ſie bei jedem häßlichen neuen Namen, der ihr unverſehens an den Kopf flog, lachte und auf ihn hin heranſprang, ſo lang die Laune ihres Vaters ihn im Mund führte, wie ein willenlos abgerichtetes Hündchen. „Denn das, meine Liebe, leckt ja auch die Hand, die ihm weh thut, und ein Kindergemüth iſt ſo biegſam, daß es ſich, ohne Widerſtand zu leiſten, für's ganze Leben verkrümmen und ver-

krüppeln läßt. Wir haben ja gottlob nicht die Verantwortung dafür zu tragen.“

Eine wünſchenswerthe Folge hatte indeß die Eheſchließung Tamo Flemings mit einem „ſpäten Mädchen“ doch vielleicht gehabt, Madlene blieb das einzige Kind im Hauſe. Sie trat in ihr achtes Lebensjahr, ohne daß der Storch ſich veranlaßt ſah, ein weiteres zu bringen; ob er indeß aus Nachläſſigkeit oder richtiger Einſicht ſich nicht mehr blicken ließ, ohne ſein Zuthun fand ſich trotzdem noch ein neuer Ankömmling ein. Doch auch erheblich ſtärker an Gewicht, als daß ein Storchſchnabel ihn durch die Luft herbeizutragen vermochte hätte; Fleming hatte eine früh verſtorbene Schweſter beſeſſen, die mit einem Schiffscapitain Overbek verheirathet geweſen. Eines Tags kam plötzlich die Nachricht, daß dieſer im Hafen von Plymouth durch einen Sturz verunglückt ſei; er hinterließ einen ungefähr elfjährigen Jungen, den er immer auf ſeinen Fahrten mit ſich an Bord gehabt. Wie ein Brief Tamo Fleming dieſen unerwarteten Todesfall gemeldet, blickte er eine Weile durch ſein offenes Fenſter auf eine blühende Waldwieſe hinaus, über der nach ihrem Junibrauch ein dichtes Geflatter von vielfarbigen Schmetterlingen ſich durcheinander tummelte. Dann nickte er einmal mit dem Kopf, ging

in's Zimmer zu Barbe hinunter, der er die Nachricht mittheilte, und nachdem er noch einiges hinzugefügt hatte, ſagte er: „Der Tod iſt nichts Trauriges für den, der von ihm betroffen wird, nur für die Nachbleibenden. Die müſſen danach trachten, ihre Gedanken und ihr Gefühl nicht zu viel mit ihm zu beſchäftigen, ſondern auf ihr Leben bedacht zu ſein. Ich meine, wir wollen den Zurückgebliebenen zu uns in's Haus nehmen und ihn mit Magda zuſammen aufwachſen laſſen. Die Poſt geht in einer Stunde, mit der will ich abfahren und Adolf Overbek von Plymouth zu uns holen, Frau Nebelgrau. Denn ich ſehe Dir am Geſicht, daß Dir nichts mehr zuwider ſein könnte, als meinen Schweſterſohn in's Haus zu bekommen und Dich auch noch mit ihm abplagen zu ſollen, und Du wünſchſt heimlich, wir möchten beide unterwegs mit dem Schiff untergehen. Aber darauf darfſt Du Dir nicht die geringſte Hoffnung machen, die Fahrt iſt vollkommen ungefährlich und das Gute daran nur, daß Du mich für ungefähr vierzehn Tage los wirſt. Vielleicht beſſert ſich mittlerweile das Wetter etwas, daß wir bei unſrer Rückkunft die Frau Mittagsſonne im Haus finden. Es iſt Zeit, daß ich fortkomme, denn nun wird aus der Frau Nebel ſogar die Frau Landregen.“

Ein ſchlimmeres Zeichen von Gemüthloſigkeit hatte Tamo Fleming vielleicht noch kaum je abgelegt, als daß er nach dem Empfang der Todesnachricht ſeines Schwagers ſo ſprach und ſeine Frau, weil ſich ihr Thränen zwiſchen den Wimpern hervordrängten, herzlos mit dem häßlichen Namen „Frau Landregen“ belegte, von der ſchnellmöglichſt fortzukommen ihm das Wünſchenswertheſte ſei.

* * *

Hügel und Hölzungen, Waldwieſen und Haide machten aber nicht allein und eigentlich nicht den Haupttheil der Einrahmung des Stadtbildes aus, ſondern die Hälfte derſelben beſtand aus gluckſendem Waſſer, und ſo gab es im Ort außer den Honoratioren noch andre Leute, die ſo zu ſagen auch eine Geſellſchaft bildeten. Ueber die Zahl der Bildungsſtufen, mit denen ſie von jenen abſtanden, mochten ſie ſich allerdings nicht ganz im Klaren ſein, doch ſie fanden ſich, ohne viel darüber nachzudenken, in ihrer Art gleichfalls täglich zuſammen. Oder richtiger, hatten ſich zuſammengefunden, denn wann ihre Geſellſchaft zuerſt entſtanden, wußte auch ihr älteſtes Mitglied nicht anzugeben; ſie war immer geweſen

und riß nie ab, wie das Schmetterlinggeflatter über der blühenden Wieſe, von dem Tamo Fleming einmal ſeinem Schweſterſohn Alf Overbek geſagt, daß es die größte Aehnlichkeit mit dem Kommen und Verſchwinden der Menſchen auf der Erde habe. Was ſich da aber vereinigt hatte, war aus allerlei wunderlichen Beſtandtheilen vermengſelt, die im Grunde anfänglich manchmal wenig zueinander gepaßt haben mochten. Doch auch daran dachte niemand mehr, die Gewohnheit von vielen Jahren hatte einen Verband zwiſchen ihnen hergeſtellt, der jedem gleicherweiſe ein Platzrecht zuerkannte, und es fehlte etwas, wenn einmal Einer von ſeinem Stuhl ausblieb. Das geſchah indeß faſt nie, eigentlich nur, wenn eines Tags die Ohren des Säumigen zu ſtark mit darüber gefallener Erde verſtopft worden waren, als daß ihm der mahnende Glockenſchlag der alten Kirchenuhr noch zu Gehör kommen konnte. Das entſchuldigte dann freilich ſeine Abweſenheit, und bei dieſem erſten Wegbleiben verhandelten die ordnungsmäßig zur Stelle Befindlichen ein Weilchen über den Ausfall im Speciellen und des weiteren noch ein bischen im Allgemeinen. Es war ein Vorkommniß, das bei dem Herumſegeln in der Zeit dieſem früher, dem andern ſpäter, jedem aber einmal zuſtieß, und der davon

redete, that's ziemlich im gleichen Ton, mit dem er, die kalte Aſche aus ſeinem leergewordenen Pfeifenkopf auf den Fußboden klopfend, ſagte: „Ja, er is aus, und es wird wohl Zeit, zu Haus zu gehn.“

Im übrigen ließ ſich, von außen angeſehn, nicht leicht eine größere Verſchiedenartigkeit erdenken, als zwiſchen einer Blüthenwieſe mit Schmetterlingen und jener Geſellſchaft, ſowie der Oertlichkeit, an der ſie ſich zuſammenfand. Die erſtere beſtand nicht aus Tagfaltern, die den Sonnenſchein aufſuchten, ſondern alle gehörten zur Sippe der Dämmerungs- und Nachtſchwärmer und faſt ausſchließlich auch zu Gattungen, die als ſolche ihre Flugzeit bereits ſeit Längerem abgeſchloſſen und von ihrem Schwarm nur noch das eine und andre ſtark abgeflogene Individuum verſpätet übrig gelaſſen hatten. Doch dieſe kamen, wenn der Abend anbrach, da und dort aus einer Hausthür und ſchritten, ſtapften oder ſchlingerten einem gemeinſamen, für keinen unbillig weit abgelegenen Zielpunkt entgegen. Das Steinpflaſter des Städtchens nahm mitfühlende Rückſicht auf die Füße der Einwohner und beſchränkte ſich darauf, nur die Hauptſtraßen ungangbar zu machen; die Seitengäßchen blieben dem milderen Walten der Natur anheimgegeben, die höchſtens weiche Sümpfe und knusperige

Gletſcher aus ihnen herſtellen konnte, oder gelegentlich vom Strand her einige Trillionen von Sandkörnern je nachdem zu fußtiefen oder armhohen trockenen Wellen zuſammenblies. Wo der Oſtwind ſich dies Vergnügen am häufigſten verſtattete und außerdem mit Vorliebe Ziergeflechte von Seetang rundum an den Lattenzäunen, Dachrinnen und Thürdrückern aufhängte, lag etwa ſteinwurfsweit vom Ufergegluck des Waſſers ein letztes, auf die Stranddüne wie auf einen Ausguck hinausgeſchobenes Bauwerk, und dies bildete das allabendlich angeſtrebte Vereinigungsziel der Wanderer. Wenn irgend ein Wind ging, ſchnob er hier gewiß aus beſonders grober und auch feuchter Kehle, denn er pruſtete den Ankömmlingen nicht grade ſelten einen dicken Schwall von Schaumgerinnſel mit in Augen und Bart. Aber das war eine Zukoſt, mit der ſie ſchon als Dreingabe zur Muttermilch aufgepäppelt worden, und wenn etwas Gutes zwiſchen den Zähnen herein nachlaufen ſollte, gehörte vorher erſt der Salzgeſchmack auf die Zunge. Vielleicht knurrte es einmal durch die Lippen heraus über den alten Racker, den ſpeienden Seekater, doch ein Grimm war's, der dem Angeſchimpften zugleich über das triefend borſtige Fell ſtreichelte, und einer nach dem andern ſteuerte, kreuzte und lootſte ſich unter beſter Ausnutzung des

ſteifen Luftgangs dem kleinen Anlegeplatz zu. Der befand ſich, in Geſtalt eines vorgebauten „Windfangs“, natürlich auf der Leeſeite des Hauſes, das dem bei Taglicht Herangewehten auf einem Gaſtwirthſchaftsſchild ein gemaltes Symbol vor die Augen hielt. Zweifellos hatten die wohl etwas fragwürdig geweſenen Künſtlerfinger des Verfertigers die Abſicht damit verfolgt, einen Fiſch darzuſtellen, Wind, Waſſer und Wetter von Jahrzehnten jedoch nicht zur wiſſenſchaftlichen Verdeutlichung desſelben beigetragen. Und ſo war es für ichthyologiſche Wißbegier befriedigend, daß eine nachhelfende In- oder Umſchrift „Zum ſtillen Butt“ die Gattungszugehörigkeit des Weichfloſſers außer Frage brachte.

Wann der „ſtille Butt“ ſich hierherauf an's Land begeben, davon wußte keiner der heut' unter ſeinem Zeichen Verſammelten etwas; es zerbrach ſich auch niemand unnöthig den Kopf darüber, ſondern jeder nahm ſein Vorhandenſein als ſo ſelbſtverſtändlich und vermuthlich immer geweſen an, als das von Wind und Waſſer. Er ſelbſt war natürlich nach ſeiner ſprüchwörtlichen Art auch nicht bemüßigt, darüber zu reden, aber einige Dinge in ſeinem Innern führten doch eine gewiſſe lautloſe Sprache im Munde. Wenn man durch den Windfang hereinkam, beſtand das

Eingeweide des plattbäuchigen Fiſches eigentlich nur aus einem einzigen Magenraum, in der Mitte zwiſchen klein und groß ausgerundet, aber der Flunderordnung entſprechend die Wandungen des Fußbodens und der Bodendecke ungewöhnlich nah gegeneinander rückend. Die letztere ſah mit dunkelbraunem Holz herunter, ohne ſich im übrigen dadurch abzuheben oder auszuzeichnen, denn eine andre Farbe gab's rundumher überhaupt kaum; Wände und Schränke, Tiſche und Bänke waren ebenſo und auch wie die Balkenenden droben vielfach zu allerhand närriſchen oder gräulichen Ungethierfratzen ausgeſchnitzt. Nur ein breitſchultriger, innerlich aus Backſteinen aufgemauerter Ofen ſtach ſchwarz heraus, da er nach außen einen großen Mantel von Gußeiſenplatten trug, auf denen an der Vorderſeite Adam und Eva zuſammen einen Apfel verzehrten und daneben Judith ihrer Magd den Kopf des Holofernes in einen Kornſack packte. Das bildete eine Art von Sprache, in welcher der ſtumme Butt über die Anfangszeit ſeines Hierſeins Auskunft gab, denn dieſe Ofen-Pfänderplatten mit altteſtamentariſchem Bildwerk ſtammten aus älteſten weſtfäliſchen Eiſen-Gießereien, waren jedenfalls eines Tags auf der ſchwimmenden Planke rheinabwärts um's Skagerrack herum bis hierher geſchaukelt worden und mußten

nach mäßiger Berechnung etwa zwei bis drei Jahrhunderte an dieſem Platz Wärme von ſich ausgeſtrahlt haben. Dieſe unter guter Obhut zu halten, leiſteten die Fenſter durch ihr umgekehrtes Größenverhältniß redliche und augenſcheinlich auch ſchon altgewöhnte Beihülfe; ſie waren ſo winzig, wie der Ofen rieſig, eigentlich mehr aus einem Trallengitterwerk, als aus den dickglaſigen Scheibchen dazwiſchen beſtehend. Der Wind ſuchte natürlich unabläſſig an ihnen nach Fugen und Ritzen herum, um Sandkörner durchzuquetſchen oder gelegentlich einige von der Oſtſee mitgenommene Salzwaſſertonnen hineinzuſieben. Aber die Liliputer zwiſchen den Trallen konnten auch ihre Steifnackigkeit aufſetzen, ſie hielten dicht gegen ihn, wie ein Oelrock; wenn er's einmal dahin brachte, das alte klatſchluſtige Wellengeſindel aufzuſtiften, daß es über den ganzen Vorſtrand und den Altſand mit bis unter's Haus belferte, ſo gab's auch noch dicke Eichenbohlenluken, die Jochen Mahn dem „Lumpenpack" lachend über die Fenſter vor der triefenden Naſe zuſchlug. Und dann mochte es draußen winſeln, heulen, ſchnauben, platſchen und alle Waſſerorgel-Regiſter aufziehen, das focht den „ſtillen Butt" drinnen nicht im geringſten an, bildete für ſeine Inſaſſen nur eine äußerſt wohlthuende, ohrenerquickliche Muſik.

Und da ſaß die Geſellſchaft allabendlich — leider ließ ſich nicht abläugnen, daß ſie, wenn bei den Honoratioren einmal auf ſie die Rede kam, gemeinhin einfach die „ſchlechte“ betitelt wurde — und jedes Mitglied hielt die Federpoſenſpitze einer langen weißen Kalkpfeife zwiſchen den Zähnen oder den von dieſen durch die Havarien der Lebensfahrt geretteten Ueberbleibſeln. Dazu ſtand vor jedem, nicht allein während des nordiſchen Winterfeldzugs, ſondern ebenſo vom Mai bis zum October ein breitbäuchiges Grogglas, und Jochen Mahn, der Wirth zum ſtillen Butt, ſorgte dafür, daß keines je für längere Dauer ſeinem ernſten Zweck durch leere Hohlheit Schande anthat. Zu Zeiten fiel's ihm nicht ganz leicht, dieſer Pflichterfüllung nachzukommen, denn es konnte ſich aus den Pfeifenköpfen eine ſo haarige Luft über die Tiſche hinlagern, daß ungeübte Augen auf ihnen nicht mehr einen ledernen Tabaksbeutel von einer Schildkrotſchnupfdoſe unterſchieden. Aber zum Glück war Jochen Mahn ſelbſt früher ein paar Jahrzehnte lang als Matroſe durch den Küſtennebel an allen Erdtheilen herumgerathen und ſeinem Blick auf dem kalten Waſſer dadurch eine Schärfe eingeübt worden, die ihm auch in der dickſten Haarrauchſchicht von keinem Glas ein X für ein U vormachen ließ, wenn es wieder „heiß Waſſer“

brauchte. Außerdem hatte er ſchon von jeher unter allen Himmelsſtrichen ſein Augenmerk ſo achtſam auf die verſchiedene Art des Blinkerns und Dampfens von Flüſſigkeiten in den landesbräuchlich unterſchiedlichen Trinkgefäßen verlegt gehabt, daß er über dieſer eifrigen Beſchäftigung nie zur Ablegung des Steuermannsexamens gekommen und ſchließlich mit Ueberſpringung dieſer nautiſchen Zwiſchenſtufe zum Capitän des ſtillen Butt avancirt war.

Der aber trug ſein Gallionbild und ſeinen Namen mit Recht, denn es ging niemals laut in ihm zu. Sein Inneres ſtellte eine ruhige Kajüte dar, in der alles ſeine hergebrachte, bedachtſame und feſte Ordnung hatte. Was in ihr umherſaß, gehörte natürlich zumeiſt Leuten an, die ihr Lebelang in den Takelagen herumgeklettert waren, an der Pinne und zuletzt auf der Commandobrücke geſtanden, doch hatte ſich auch eine Handvoll zufällig einmal und jetzt ſchon lange mit an Bord gerathener Paſſagiere beigeſellt, die durch die Gewöhnung aus Landratten, wenn auch nicht zu wirklichen Seeratten, doch zu heimathberechtigten Schiffsratten geworden. Faſt konnten ſie indeß auf den Gedanken bringen, es müſſe noch irgendetwas Anderes dazu gehören, um ihnen ſolch' ein Mitſitzer-Anrecht im ſtillen Butt einzutragen.

Etwas, das ſich gradezu mit Worten nicht wohl ausdrücken ließ, ohne über's Ziel hinauszuſchießen, wofür aber die Sprache andeutende Redewendungen von einem etwas ſchiefgerückten Sparren im Oberdach oder einer ein bischen locker gewordenen Schraube beſaß.

Von dieſen recipirten Kajütengäſten hockten zwei ſtets unzertrennlich wie ein Taubenpaar nebeneinander, ſie ſtammten auch aus einem gleichartigen Schlag, und ihre Namen verhielten ſich ähnlich wie der eines Männchens zu dem eines Weibchens der gleichen Gattung. Beide waren grau- oder mehr kahlköpfige Eigenthümer einträglicher Krämerläden, hatten lange ihr Schäflein auf's Trockene gebracht und führten die ihnen paſſend auf ihren verdienſtvollen Lebensruf zugeſchnittenen Namen Lorenz Piper und Jakob Peper. Die ſprüchwörtliche Friedfertigkeit der Tauben lag ihnen jedoch nicht im Blut, oder nur während der ſanftmüthigen Wirkung des erſten Grogglaſes; bei'm zweiten dagegen ließ Jakob Peper beſtändig einmal eine Aeußerung fallen, die Häringe auf dem Stadtwappen über der Rathhausthür wären nachgerade ſo abgewaſchen, daß es noth thäte, ſie kriegten 'mal einen neuen Anſtrich. Dann räuſperte ſich Lorenz Piper und ſagte: „Makrelen ſind das".

„Das haben Sie all oft geſagt, darum bleiben es doch Häringe.“

„Das iſt ſchon in Richtigkeit, wenn einer ein Häring is, dann bleibt er es auch, und wird keine Makrele daraus wie vorm Rathhaus.“

„Wer ſo was behauptet, der muß ſich beſſer auf Fiſche verſtehn, Herr Piper, und es beweiſen können.“

„Das kann ich, wenn Sie's verſtehn können, auch wohl beweiſen, mein lieber Herr Peper. Sehn Sie, Sie ſind ein plattdeutſcher Pfeffer und ich bin ein lateiniſcher. Auf lateiniſch aber heißt die Makrele, wie ich Ihnen ſagen will, scomber, und was in unſerm Wappen is, das ſind zwei Scombern.“

Um ſich von der Wucht dieſes niederdrückenden Beweiſes zu erholen, bedurfte es für Jakob Peper immer erſt einiger Züge an ſeiner Kalkpfeifenſpitze, eh' er etwa die Erwiederung fand: „Das is wohl ſo ein Lateiniſch, Herr Piper, was aus dem Spaniſchen herkommt, wie der ſpaniſche Pfeffer, denn ſo kommt mir das vor.“

„Mit Verlaubniß, Herr Peper, Sie ſollten 'mal in das Land gehn, wo der Pfeffer wächſt, das wär' mancheinem gewiß nicht unangenehm, und

dann würden Sie vielleicht auch Häringe und Makrelen voneinander kennen lernen.“

In dieſes Stadium des Zwiegeſprächs der beiden Namensvettern pflegte von oben am Tiſch her gemüthsruhig die Stimme Sievert Bramſegels, des „weiland Oſtindienfahrer-Capitäns“, herüber zu klingen: „Twee Döſchköpp ſind dat.“ Wen er damit meine, ob die Zwillingsfiſche im Stadtwappen oder ſonſt irgendwo ein paar Dorſchköpfe, erläuterte der Sprecher gemeiniglich nicht weiter, ſondern fügte nur etwas drein wie: „Nu laßt uns 'mal klar Deck an Bord machen, daß man Salzwaſſer um die Ohren kriegt und keinen Pfefferſtaub. Wächſt noch Zuckerrohr in der Kambüſe, Jochen, ſo könnt ein biſchen davon auch nich ſchaden.“ Daraufhin ſchoß Jochen Mahn von ſeiner Schenktiſchecke herzu: „Heiß Waſſer, Captein? Der Nebel is was dick heut,“ und er griff hurtig nach dem leergewordenen Glas, ſchüttete es aus der „Zuckerrohrbüchſe“ mit einer braunen Flüſſigkeit halb voll und füllte den Reſt aus dem dampfenden Keſſel auf. Von ſeinem Wandſitz her aber äußerte wohl der Baron Matthias Hinrich von Gapendorp mit einer höflichen, doch leicht vornehmgeringſchätzigen Miene: „Ich bin ebenfalls der Meinung, meine Herren, daß Ihre Colonialunter-

haltung ſich mehr für die Localitäten Ihrer Berufs-übung eignen dürfte.“

Der ſolchergeſtalt Sievert Bramſegel Beipflichtende nahm ſchon ſeit vielen Jahren ſeinen Stammſitz ſeit-wärts in einer kleinen Wandausbucht auf einer alten „Brautkiſte“ ein, die vorn kunſtvoll ausgeſchnitzt die Herdentheilung Labans und Jakobs im gelobten Land zeigte. Er war ſehr lang aufgeſchoſſen und ſo dürr, daß der „Captein“ mit Leichtigkeit den Stoff für zwei von ſeinem Durchmeſſer geliefert hätte; ſeine Stimme kratzte etwas im Ohr, wie eine angeroſtete Säge, und er trug über einem Auge eine ſtark ver-ſchabte Binde, weil es ihm in einem Duell von der Degenſpitze ausgeſtoßen worden. Dabei hatte ſich niemand aus der Stadt und Umgegend zugegen be-funden, denn es war geſchehen, als er irgendwo an einem Hof in diplomatiſchen Dienſten geſtanden, und die Kajütenleute im ſtillen Butt beſaßen zu wenig Ahnung davon, wie es in jener großen Welt zugehe, ſo daß ſie ſich die Sache dahin ausgelegt hatten, der Herr Baron habe einmal bei einer Prügelei unglück-lich einen mit der Fauſt oder mit einem Knüppel in's Geſicht abbekommen, davon rühre ſeine Einäugig-keit her. Aber mit ſeinem Adel verhielt es ſich un-angezweifelt richtig, er ſtammte aus einer alten

Freiherrnfamilie und hatte vor mehr als zwanzig Jahren in dem Städtchen „ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen, weil er der unabläſſigen Verpflichtungen in den hohen und höchſten Kreiſen müde geworden und ein Gemüth beſaß, das nach Einſamkeit und ruhiger Beſchaulichkeit verlangte“. Deshalb war auch ſeine Wahl auf eine Stube in dem alten halbverfallenen Schloß gerathen, deren bauliche Verfaſſung zwar ſeinem Stande keineswegs entſprach, doch ihm durch ihre allem Geräuſch entrückte Lage die gewünſchte, „ſeiner Natur ſympathiſche Idylle“ darbot. So hauſte er dort, eigentlich ſeit Menſchengedenken und hatte es, als er gekommen, nicht unter ſeiner Würde gehalten, in der Amtsſtube ſich zu täglich achtſtündigen Dienſtleiſtungen als Actenregiſtrator, Protokollführer und Abſchreiber zu erbieten. „Denn der Mann muß ſich einer Thätigkeit widmen, um Selbſtbefriedigung zu erlangen, meine Herren, und welche andre hätte ſich in dieſem — ich will Ihr patriotiſches Gefühl nicht verletzen — in dieſem ohne Anſprüche auftretenden Ort mir als eine beſſere Reminiscenz an meine verlaſſene Carriere geboten?“ Auch Matthias von Gapendorp ſelbſt trat in pecuniärer Beziehung durchaus ohne unbillige Anſprüche auf und begnügte ſich deshalb mit einer höchſt gering-

fügigen Entſchädigung für ſeinen gemeinnützigen Zeit- und Mühaufwand. Ebenſo legte er keinerlei Gewicht auf Aeußerlichkeiten, ſondern trug noch den nämlichen Anzug, mit dem er zuerſt in der Stadt erſchienen; nur die Knöpfe daran hatte er mehrfach mit eigner Hand erneuert, da er den Rock militäriſch immer vom Hals bis an die Taille feſtgeſchloſſen hielt, ſo daß niemals ein Blick etwas Weißes vor ſeiner Bruſt wahrgenommen hatte. Mit den ſtädtiſchen Honoratioren pflegte er keinerlei Umgang; er beſaß keine Standesgenoſſen unter ihnen und fand demgemäß in ihrem Kreiſe nicht das ſeiner geſellſchaftlichen Stellung und Gewöhnung entſprechende Niveau. Anders verhielt es ſich mit den Kajüteninſaſſen im ſtillen Butt; ſie nahmen eine ſo tiefe ſociale Rangſtufe unter ihm ein, daß es keinem in den Sinn gerathen konnte, ſich etwa als ihm gleichſtehend anzuſehn, wie es ſeiner Kleidungsgewohnheit gegenüber der bürgerliche Hochmuth wahrſcheinlich gethan hätte. So fühlte er ſich hier weit weniger deplacirt, als in den Honoratorenhäuſern und erhob durch ſeine Anweſenheit die „ſchlechte“ Geſellſchaft zur vornehmſten des Ortes. Er hatte ſchon manche ihrer Mitglieder überdauert, trat zu den von Wind und Wetter neu Hinzugewehten ſtets in das gleiche Verhältniß, das eine menſchliche

Werthſchätzung ſeiner täglichen Verkehrsgenoſſen mit dann und wann durchſchimmernder leutſeliger Herablaſſung verband. Von früher nur an edle Weinſorten gewöhnt, die der ſtille Butt nicht in ſeiner Kambüſe beherbergte, hegte er eine Abneigung gegen ſtarke Getränke, und ſein abendliches Glas ließ durch die helle Färbung des Inhalts ein Abkommen erkennen, das er von Anfang an ein- für allemal mit Jochen Mahn getroffen, wonach dieſer ihm nur einen winzigen Schuß Rhum zum kochenden Waſſer that und, da der Herr Baron auch die Süßigkeit nicht liebte, ebenfalls nur ein Bröſelchen Zucker darin zerſchmelzen ließ. Selbſtverſtändlich aber trachtete Jochen Mahn nicht danach, von dieſer enthaltſamen Liebhaberei ſeines vornehmen Stammgaſtes für ſich Vortheil zu ziehen, ſondern berechnete die ihn ſelbſt jedesmal mit einem Hautſchauder überlaufende farbloſe Miſchung auf's Billigſte zum Koſtenpreiſe, ſo daß die ſtändige Abendzeche des Freiherrn von Gapendorp ſich auf einen Hamburger Schilling belief.

Mit ihm theilte noch eine zweite Perſönlichkeit den feſten Sitz in der kleinen Wandniſche, und die alte Brautkiſte ward danach im ſtillen Butt kurz „de Adelskiſt“ benannt. Denn der Baron beſaß in der Stadt doch noch einen Standesgenoſſen, wenig-

ſtens eine Art oder Abart davon, in dem weitgereiſten Gewürzhändler F. M. von Aſpern, dem einzigen, der mit eignen Augen zwiſchen den Städten Nürnberg und Fürth eine Dampflocomotive ſchnauben geſehn. Wie ſein fremdländiſcher Name mit einem Träger desſelben hierher in den Norden gekommen, widerſtand einer Aufhellung, denn Familienurkunden waren darüber nicht vorhanden, muthmaßlich bei einer Ortsveränderung verloren gegangen. Den zeitigen Namensinhaber bedünkte am wahrſcheinlichſten, daß ſein Vater für ſtrategiſche Auszeichnung vom Erzherzog Carl auf dem Schlachtfeld zum „Edlen von Aſpern“ erhoben worden ſei, während Chriſtian Larſen in ſeiner Voreingenommenheit für alles Fiſchige ſteif und feſt bei dem Glauben blieb, der Name komme von den Aſpern her, die ſich im Donaufluß aufhalten ſollten und ſozuſagen Vettern von den gewöhnlichen Seebarſchen und Kaulbarſchen wären. Da könnte denn einmal jemand geſagt haben, der komme wohl von den Aſpern her, und wie's oft mit Namen ſonderbar zugehe, hätte er den auf den Hals gekriegt.

Das war eine etymologiſche Erläuterung aus dem Fiſchkaſten, die natürlich nicht ernſthaft genommen werden, noch weniger Licht in das Dunkel werfen konnte, und der heutige Namensträger ſelbſt, wie alle

andre Wißbegier mußten ſich damit beſcheiden, daß ſeit vierzig Jahren das Schild der Gewürzhandlung den Inhaber als „von Aſpern“ auf den Markt hinaus verkündigt hatte. Es war ein Geſchäft, das ſich lediglich mit überſeeiſchen Bodenerzeugniſſen abgab, doch neben den genießbaren Producten auch eine ſchillernde Fülle von tropiſchen, nicht für Mund und Magen geeigneten Raritäten an Muſcheln, Korallen, fliegenden Fiſchen und Rieſenſchwämmen für den Liebhaber ausbot; ſo erhob ſich der Beſitzer auch auf der kaufmänniſchen Stufenleiter um mehrere Sproſſen über der untergeordneten Krämerladen-Gattung, der Piper und Peper angehörten. Mehr indeß noch durch ſeine Abkunft, wenngleich ſein ziemlich plattgedrückter, unbehaarter Kopf, eine große, über die Oberlippe heruntermickende Naſe und kleine Hechelzähne etwas für die ichthyologiſche Hypotheſe Chriſtian Larſens in's Gewicht zu fallen ſchienen. Aber F. M. von Aſpern mußte ſelbſt das richtigſte etymologiſche Gefühl in ſich tragen und bewährte dies, indem er ſeit ſchon nicht mehr ausdenklicher Zeit gemäß einem ihm angeborenen „noblesse oblige“ ſeinen Stammſitz auf der Brautkiſte neben dem Baron von Gapendorp einnahm. Dieſer unterließ dem einzigen Standesgenoſſen gegenüber gleichfalls

niemals die ſchuldigen Honneurs, denn während er den übrigen Ankömmlingen im ſtillen Butt nur mit einer befliſſenen Höflichkeit leicht den Kopf entgegenneigte, ſtand er beim Herzutritt ſeines Banktheilhabers ſtets zur Begrüßung mit der Anſprache auf: „Ich hoffe, Ihr Wohlbefinden läßt nichts zu wünſchen, Herr von Aſpern.“ Daraufhin verbeugte ſich der mit ſolcher Auszeichnung Empfangene, ein wenig in der Leichtbeweglichkeit durch den Vorbau ſeiner unteren Leibeshälfte beeinträchtigt, und legte im Ton ſeiner Erwiederung an den Tag, daß er die ihm widerfahrende Ehre mit ſeiner eignen Lebensſtellung in ein richtiges Maßverhältniß zu ſetzen wiſſe. „Ich gebe mich der Hoffnung hin, Herr Baron, das Nämliche bei Ihnen annehmen zu dürfen.“

„Nun, bis ſo auf einige kleine Reminiscenzen, die man ſich im Leichtſinn der Jugend als Attaché wohl zuzieht, kann ich gerechtfertigter Weiſe nicht Beſchwerde über meinen Zuſtand führen. Ihr Herr Vater würde jedenfalls zufrieden geweſen ſein, wenn er von ſeinen Campagnen nicht erheblichere leibliche Incommoditäten davongetragen hätte.“

„Das läßt ſich allerdings wohl als ziemlich gewiß annehmen, Herr Baron“, entgegnete der Nachkömmling des Edlen von Aſpern, mit verbindlicher Miene

beipflichtend, und ließ ſich auf der Brautkiſte zur Linken ſeines Sitzpartners nieder. Denn wenn er auch von dem letzteren als Standesgenoſſe behandelt und dadurch ſelbſt zum Empfinden ſeiner Ebenbürtigkeit veranlaßt wurde, ſo fühlte er doch um ſo mehr die ariſtokratiſche Verpflichtung, einem trotzdem zwiſchen dem Freiherrn von Gapendorp und ihm verbleibenden Abſtandsunterſchied nach den Vorſchriften adliger Etikette genau Rechnung zu tragen. Jochen Mahn aber, wie jeder ſeiner Gäſte ſahen als ſelbſtverſtändlich an: „De twee hört oppe Adelskiſt toſam.“

So nahmen ſie vor einem Tiſchchen ihren excluſiven Seitenplatz ein; am Oberende des großen Haupttiſches aber, über dem bei heftigem Windanprall draußen die Hängelampe wohl etwas in's Schaukeln gerieth, ſaß gewiſſermaßen als Capitän des ſtillen Butt der ehemalige Oſtindienfahrer Sievert Bramſegel, wohlbehaglich, mit breitem Geſicht und weißem, von Ohr zu Ohr unterm Kinn durchgehendem Bartkranz, der ein bischen von weitem wie ein gegen Zahnweh umgeſchlungenes wolliges Halstuch ausſah. Er war ein Vollſchiff, eine Bark, deren Planken Bürgſchaft leiſteten, daß ſie auch gegen den ſtärkſten Seegang aus Jochen Mahns Keſſel Stich

halte, aber Beſorgniß in dieſer Richtung flößte eigentlich nichts ein, was hier abendlich um ihn herum an ſonſtigen Dreimaſtern, Schoonern, Briggs, Kuffs, Yachten, Kuttern, Tjalken, Ewern und Gott mochte wiſſen was für Fahrzeugen mit vor Anker lag. Da war Peter Jenkens, der frühere Walfiſchfänger, dem das Haar wie lauter grönländiſche Eisſtacheln um den Kopf ſtand, und Clas Tenhan hatte dreißig Jahre lang immer die Fahrt durch die Magelhaenſtraße von Valparais nach Rio gemacht, ſo daß er abwechſelnd eingefroren und zum Geſottenwerden aufgethaut geweſen, man ſah's ihm an der Haut an; von der tropiſchen Hitze war ihm der Durſt geblieben und von der Bärenkälte das Bedürfniß nach heißem Getränk. Jan Lafrenz hatte drei Viertel ſeiner Lebenszeit durch die verfluchte gelbe See Reis, Kulis und Taifune von den Chineſen zu den Spaniern auf den Philippinen gefrachtet, und beim dritten Glas konnte ihm wohl die Erinnerung daran kommen, was für Geſichter die Zopfkerle manchmal geſchnitten, wenn ſie ſich ſeekrank wie ein Gebalge von jungen Hunden auf dem Deck herumgewälzt, ſo daß ihm vor Lachen der Grog wieder tropfenweis aus den Augen lief. Bis auf die beiden adligen und die zwei Krämer-Paſſagiere an Bord waren es lauter alte Capitäne,

Steuerleute, Schiffsmaate von jeder Gattung, und jeder war bis zur Haarbleiche geſchwommen, auf's Riff gelaufen, gekentert, auseinandergeborſten, mit Mann und Maus untergegangen, ertrunken und wieder zum Leben gekommen, einmal, zehnmal und nach Dutzend Malen zu zählen. Wohl als der Einzige, der das Kielholen unter der Linie nur vom Hörenſagen kannte, ſaß Chriſtian Larſen dabei, aber mit dem Salzwaſſer hatte er bis vor Kurzem noch als Fiſchergildenmeiſter mehr als genug zu ſchaffen gehabt und wußte von mancher Erfahrung her, daß die Flüſſigkeit aus Jochen Mahns Keſſel mit der weſtindiſchen Zuthat beſſer in den Hals einging, als ein Schluck aus der Oſtſee. Mit der Spitznaſe und und den paar unter der Lippe grad herunterhängenden Bartfäden erinnerte er an einen Störkopf, wie neben ihm der Frieſe Jeppe Rimmert mit ſeiner rauhgeſchuppten Haut an einen Strukbutt. Gegenüber „de ol Knut", von dem kaum jemand mehr wußte, daß er den Familiennamen Duſelkopp führte, denn die ächten Waſſerratten im ſtillen Butt redeten ſich überhaupt nur mit ihren Rufnamen an. Der alte Knut machte eine doppelte Ausnahme in der Kajüte, er rauchte keine lange Kalkpfeife, ſondern aus einem kurzen „Bräſel", und er las täglich mehrere Stunden

lang mit beſonderem Verſtändniß im alten Teſtament. Daraus war ihm als zweifellos hervorgegangen, daß in dieſem Jahrhundert eine neue Sündflut zu erwarten ſei, und er hatte ſich deshalb über einem großen alten Holzewer mit eignen Händen ein Helmdach zurechtgezimmert und auch ſelbſt ein paar winzige Fenſter hineingeglaſert. Das breitbäuchige Ding ſchwamm angetaut auf einem Seewaſſertümpel neben ſeiner dicht am Strand gelegenen Fiſcherhütte und ſah wie eine Noaharche von einem Neuruppiner Bilderbogen aus, der dem Schiffsbaumeiſter vermuthlich auch als Vorbild für ſein Werk gedient. Im Innern war ein Verſchlußkaſten mit Schiffszwieback und etlichen Flaſchen Rhum ausgerüſtet; was ſonſt noch nöthig ward, ſollte vom Haus herüber verſtaut werden, wenn die Anzeichen kamen, daß die Sündflut losbrechen wollte. Ab und zu heulten wohl einmal Abends Sturm und Waſſer derartig um den ſtillen Butt, daß der Archenbeſitzer, die großen Muſchelohren aufreckend, vor ſich hin ſagte: „Nu kümmt dat.“ Dann pflegte Einer zu nicken: „Jo, Knut, nu kümmt dat wul; wenn blot de Rhum nich ut dat Glas utlapen is.“ Denn das Gerücht ging, der alte Knut traue dem Zwieback wohl genug Dauerhaftigkeit zu, glaube aber nicht recht an die lange Haltbarkeit

des Inhalts in den Flaſchen und hole deshalb öfter eine davon aus dem Kaſten, um ſich zu vergewiſſern, daß der Rhum noch nicht verdorben ſei.

Wenn jedoch Einer ſo der Arche Erwähnung that, geſchah's in durchaus ernſthaftem Ton, wie alle im ſtillen Butt ihn beſtändig im Munde führten. Denn jeder hatte ſeine eigne mit Aberglauben, Schrullen und ſpaniſchen Fliegen vollgepfropfte „Muuskiſt" im Kopf, deren Inhalt er, wenn etwas draus zum Vorſchein kam, mit Ernſt und Würde behandelt ſehen wollte und darum als erſte Pflicht fühlte, auch jedem andern das Gleiche zu thun. Seinen gutartigen Spaß trieb man nur ab und zu mit den beiden Pfefferſchoten und denen auf der Adelskiſte; was eine Seeratte von ſich gab, ward ernſthaft aufgenommen, denn ob es häufig auch dem trockenen Landverſtand unmöglich ſcheinen mochte, ſo wußte doch jeder, der ſelbſt damit zu thun gehabt, daß es noch unglaublicher war, was auf dem Waſſer wirklich und leibhaftig vorfallen konnte, und wenn Einer etwas erzählte, ſo mußte er's erlebt haben, ſonſt hätte er's nicht alles ſo genau bis auf die Toppſpitze gewußt. Wenn der Wind ſich zu ſtark in die Segel legte, ſchwappte das Waſſer über's Deck, und ſo mochte auch die Einbildungskraft wohl einmal mit einer beſonders ſteifen

Bö über die Zunge blaſen, daß dieſe in dem Windgekreiſel Luv und Lee nicht ganz ſicher auseinandergehalten. Dann gab's natürlich eine etwas curioſe Geſchichte ab, von der jeder ſich im Stillen zurecht denken konnte, wie es ſich bei Abzug der lebhaft aufgeſtümten Phantaſie damit verhalten haben möge; aber um ſo intereſſanter war's und in ſeiner Art blieb's jedenfalls ſtreng wahrheitsgemäß, denn einer von der Waſſerkante hatte es ſo geſehen und gehört, und daß der etwas aus der leeren Luft griff, war noch nie im Leben vorgekommen. Die Sprache am Tiſch wechſelte zwiſchen hochdeutſch und plattdeutſch ab, beiden kam gleiches Recht zu, öfter mengſelten ſie ſich auch durcheinander; bei längeren Ausführungen überwog indeß im Ganzen mehr das Hochdeutſche. Es verlieh abſonderlichen Ereigniſſen mehr Bedeutſamkeit, zeigte gewiſſermaßen an, daß ſie kein Ohr zu ſcheuen brauchten und vor aller Augen ein volles Licht vertragen konnten. Hinſichtlich des Stils, der Syntax und der Grammatik hätten freilich pedantiſche Schulmeiſter ihren Jungen, wenn ſie ſich jene in einem Aufſatz zum Muſter genommen, manchen dicken Strich an den Rand gekreidet, und auch die Sprechweiſe erinnerte zumeiſt nur recht entfernt an die von tragiſchen Helden oder erſten Converſations-Liebhabern

auf einer Hofbühne. Vorzugsweiſe war ſie breitſpurig, vor'm Mund weg hin und her ſchlingernd, als müſſe ſie ſich gegen rollenden Seegang halten, während der Tonfall der Stimmen gleichſam in gedämpft abgeſchwächtem Maßſtab das Geſammtorcheſter eines üblichen Schiffsconcerts wiedergab, das Knarren der Taue und Knurren des Windes, Aechzen an den Planken, Geknatter beim Segelbraſſen, Klatſchen, Rohren, Pfeifen und Brummen um alles zwiſchen Backbord und Steuerbord herum. Im Allgemeinen herrſchte im ſtillen Butt keine überſchwengliche Anſchauung des ſchönen Geſchlechts vor, ſondern der Grundſatz Sievert Bramſegels: „Man ſoll ſich hüten, daß man keine böſe Frau als Capteinin an Deck kriegt und 'ne gute ſoll man nicht an's Steuer laſſen", bezeichnete die Windrichtung. Wenn dieſe Tonart zum Anſchlag kam, meinte Peter Jenkens: „Harr Jonas Uennerröck an'n Lief hatt, würr de Walfiſch ſick wul bedach hebbn, ehr öwer to ſlucken", und neben irgendeiner Pfeifenfederpoſe heraus klang's wohl hinterdrein: „Dwatſch, heff ick hört, ſchall blot enkelt mal een ſin, aber dat is narrſch, mit de een krigt man't jümmer to dohn."

Von jüngeren Leuten befanden ſich nur ein paar bei der abendlichen Tiſchrunde. Einer kam ab und

zu, ein fremder Beſtandtheil zwiſchen den einheimiſchen Geſichtern, mit dunklem Krauskopf und ſchwarzen Augen und ebenſo fremdländiſchem Namen, Carl oder eigentlich Carlos Mazeras. Doch er verſtand die Sprache der anderen, denn er ſtammte von einer deutſchen Mutter, die in Bahia einen Braſilianer geheirathet oder nicht geheirathet gehabt, das machte ſchließlich an ihm keinen Unterſchied aus. Er mochte ungefähr ein Vierteljahrhundert alt ſein, in dem er ſchon an manchem Bord als Matroſe gefahren war, um eines Tags hier ans Land zu gehn und ſich Arbeit an einer Schiffswerft zu ſuchen. Die hatte er auch gefunden, da er Tüchtigkeit und Fleiß mitgebracht; ſo blieb er dabei und ſtand ſich gut mit einem Verdienſt, der ihm am Abend mehr als ein Glas erlaubte. Mit jüngeren Kameraden hielt er nicht Verkehr, fand ſich nur ſeit ein paar Jahren manchmal im ſtillen Butt ein. Ein ſonderbares Kraut von einem Menſchen, denn ſeitdem er ſich hier auf's Trockene gelegt, war er nicht mehr auf's Waſſer hinauszubringen, nicht zur kleinſten Bootfahrt, beinah wie ein Hund, der waſſerſcheu geworden. Bei Leuten in ſeinem „Deckjungen"-Alter dachten Erfahrene, wenn Einem ſolche Grappen in den Kopf geſickert, natürlich zunächſt, das Leck müſſe von einem Frauenzimmer

herrühren, zumal bei Carlos Mazeras, der ein ungewöhnlich ſchmucker Kerl war; aber es ließ ſich nicht das Geringſte von einer Schürze, die ihn an ihren Bändern in's Schlepptau genommen haben könnte, auswittern. Er lachte nie mit ſeinen weiß etwas vorſchimmernden Zähnen und ſaß meiſt nur ſtumm zuhörend; wenn er ſelbſt einmal ſprach, kam's ihm wie ein paar ſich raſch nachjagende Sturzwellen vom Mund; ſie kippten ihm über den Lippenrand, und danach war's wieder ſtill. Weil er die Deckluken gewöhnlich halb über die Augen heruntergedrückt hielt, meinte Jan Lafrenz, der Braſilianer habe einmal den „Fliegenden" geſehn, denn ihm ſelbſt war das auch vorgekommen, aber er hatte die Luken noch rechtzeitig zugeklappt, ſo daß der Holländer ihm am Naſenbugſprit vorbeigeflitzt war, ohne ihm von ſeinem Kielwaſſer in die Augen ſpritzen zu können. Andere hielten dafür, der junge Menſch herberge einen wunderlichen amerikaniſchen „Schippraad" im Kopf, und dazu gutachtete Jeppe Rimmert: „Na, wenn's bloß keiner mit langer Haartakelage is, denn von der Sorte giebt's auch welche, die ſind im Kopf wie die ſpan'ſche See bei Nordweſt, alles drüber und drunter. Iſt's man ein Mannsbild von Schippraad, der mal 'nen Drehwind zwiſchen die Muſcheln gekriegt, mit

dem kommt man wohl wieder in den Curs.“ Und das beſaß unzweifelhaft ſeine Richtigkeit, denn männliche und weibliche „Schiffsräthe“, von denen jedes Fahrzeug einen unſichtbar an Bord führte, verhielten ſich zu einander grad ebenſo, wie auf dem Lande Männer und Frauenzimmer, und alles Malheur auf der See rührte davon her, wenn bei einem Unwetter ein Schippraad im Unterrock an die Steuerpinne gerieth.

Was für einen wunderlichen derartigen Geſellen Niels Iwerſen im Kopf herumtrug, wußte dagegen jeder im ſtillen Butt. Er gehörte auch noch zu den Jungen, obgleich er ſchon ungefähr vierzigmal mit der Erde um die Sonne geſegelt ſein mußte; unter der Sonne auch um die Erde herum hatte er wenigſtens ein halbdutzendmal die gleiche Rundfahrt gemacht, war dann aber einmal hier geblieben, vom Dreimaſter zum Einmaſter kleinſter Sorte geworden, und ging nur noch in ſeinem Segelboot an Bord. Das war eine ſchnak'ſche Geſchichte; vor'm Steuermann hatte er geſtanden, und einen beſſern hätte der Hundsfot von „Canal“ zu ſeinem Verdruß vielleicht nie zu Geſicht gekriegt. Statt deß hielt er's ſchon ſeit bald zehn Jahren mit der Fiſcherei, ohne je einen Dorſch oder Butt im Netz mit nach Haus zu bringen;

wegen Hunger und Durſt brauchte er's auch nicht, denn vom Alten her hatte er Haus, Garten und einen Mehlſack voll Hamburger Courantthaler. Aber ſo kam's, wenn Einem das Unglück zuſtieß, einen Schiffsrath mit langem Haar in die Kopfcajüte hinein zu kriegen. Sonſt merkte man's ihm nicht an, jeder mochte ihn gern; er ſaß nicht wie ein Fiſch nach der Manier von Carlos Mazeras, ſondern konnte mit ſeinem ernſthaften Geſicht die luſtigſten Begebenheiten von allen Weltenden und Waſſerecken auftiſchen, und manchmal kam's ihm auch auf ein drittes Glas nicht an. Nur hatte er bei allem immer einen Glimp in den Augen, als ob er mit ihnen in grünes Tanggeflecht am Seegrund hinunterſähe, um nach etwas dazwiſchen zu ſuchen, und an jedem Abend genau um die gleiche Zeit trank Niels Iwerſen den Reſt aus ſeinem Glas, ſtand wortlos auf und ging fort. Mond und Sterne mochten am Himmelsdeck Leuchtfeuer ausgeſteckt halten, oder die Nacht ſchwarz wie eine Theertonne ſein, ob keine Maus über's Waſſer tanzte oder Walfiſche und Haifiſche ſich vom Sturm aufſpielen ließen und herumbalgten, er machte im Sommer und Winter ſein Boot los und fuhr hinaus um zu fiſchen; wenn man die Finſterniß mit dem Meſſer in Lappen ſchneiden konnte, ſteckte er am Bug eine Fackel auf.

So ſichrer Verlaß war auf ihn, daß im ſtillen Butt gewöhnlich jemand ſagte: „Dat is tein, Niels is all gahn“, und um den Tiſch kam aus den breiten Taſchen ein halbes Dutzend von Zeitmeſſern in fauſtdicken Silbergehäuſen zum Vorſchein, deren Beſitzer die Stellung der Zeiger auf dem abgewaſchenen Zifferblatt mit dem unfehlbaren Gang der Kopfuhr Niels Iwerſens verglichen. Dann ließ ſich wohl noch eine Stimme hinterdrein hören: „Schad is dat jo vör em, awers wat ſchall een dabi dohn, un em makt dat jo Pläſeer. Dat is allens as das Ledder is an de Föt vun de Minſchen un in ehr Köpp; de Schoſtermeiſter mutt jo weeten, as worum he dat ſo toſneden hett. Ick weet ok nich, dat makt hüt mal ſchudderig vunnach, noch en beten hitt Water kunn wul nich ſchaden, Jochen.“

* * *

Wie flogen die Jahre, und ein Sommertag des Nordens war doch ſo lang, ſo unausdenkbar lang! Zwiſchen ſeinem Sonnenaufgang und -untergang konnte es liegen, wie wenn jener in einem anderen Leben geweſen ſei, als dieſer.

Im fernen Oſten umgürtete ſich der Horizont mit einem blauen Stahlgürtel, der langſam breiter vom Himmelsrand aufwuchs. Das nachtbedeckte Land löſte er noch nicht aus dem Schlafdunkel, nur in der See begann er ſich zu ſpiegeln, da und dort einen Glimmerſchein heraufzuziehn, als ſtreue er ſilberne Funken herab. Mit leiſe ſchwellenden Dünwellen lag die weite Waſſerfläche wie eine in gleichmäßiger Bewegung ſich hebende und ſenkende Bruſt, ſacht athmend und traumvergeſſen. Doch allmählich wurden ihre Athemzüge unruhiger, ſie regte ſich ſtärker, dehnte und reckte den grauen Leib. Sonderbar ſingend kam es von Oſten her, und wo es über ſie hinging, da lockerte ſich's empor, wie wenn eine ſpielende Hand über einen glatten Scheitel hinſtreicht und ſein Haar zu flockigem Gelock aufkrauſt. Das färbte ſich zu blauen Lichttönen um und mit röthlichem Schimmer, und hurtig lief der Morgenwind über das raunende Gekräuſel vor gegen den weißen Strand, denn hinter ihm ſtieg, ihn mit goldenem Flügelſchlag vor ſich auftreibend, ſein Gebieter empor, der Tag. Nun fuhr er durch die leeren Straßen der Stadt, um alle Simſe ſummend: „Die See wacht auf!“ Doch die Schläfer in den Betten achteten nicht auf ſeinen Weckruf, denn in dieſen hinein klang die Thurmglocke erſt

mit drei Schlägen. So lief er über die Dächer weiter gen Westen, auf den frischgrünen Waldrand zu und stieß vorher ein paarmal schüttelnd in die Kirschbaumwipfel des Fleming'schen Gartens hinein. Blüthen konnte er aus ihnen nicht mehr herausstäuben, es war schon Juni, aber die kleinen langgestielten Früchte zwirbelte er rasch durcheinander. Dann haschte er drunten am Hause nach einem loshängenden Spalierzweig, schwang ihn hin und her, schlug ihn einmal klitschend gegen eine Fensterscheibe und setzte eilig seinen Weg zum Wald fort, sich zwischen den Stämmen zur Ruh zu kauern.

Hier aber hatte sein Wecken Erfolg, denn bei dem Schlag an's Fenster flog Adolf Overbek mit einem Sprung aus dem Bett, tauchte den braunumflockten Kopf in die Wasserschüssel, stand nach fünf Minuten angekleidet und auch schon draußen im Garten und klopfte trommelnd an ein anderes, von wildem Wein umgittertes Fenster im Erdgeschoß. Nichts rührte sich, und seine Finger wirbelten immer kräftiger auf der Scheibe, bis hinter dieser eine verschlafene Stimme klang: „Ja — was giebt's?"

„Maud — Hamsterratte — Siebenschläfer — Murmelthier, hast du Watte oder Wachs oder Wollgras in den Ohren?"

„Ja — iſt's denn ſchon Zeit, Dolf?"

Da klirrte das Fenſter auf, und zugleich warf die Sonne einen erſten wagrechten Goldblitz drauf, auf das blonde Haar, das Geſicht, in die blauen Augen Madlene Flemings, die in weißem Nachtzeug plötzlich zwiſchen dem grünen Blätterrahmen auftauchte, wie eine durch Strandweiden vorſchießende Möve. „Ich ſchlief noch ſo gut, Dolf."

„Wenn Du nicht mit willſt, leg' Dich wieder zu Bett, mir iſt's gleich."

„Nein, ich komme ja."

Das Fenſter blieb offen, und Adolf Overbeck pflückte ſich Blätter und ſchnalzte darauf mit der Zunge. Sie hatten natürlich andere Namen für ſich, als die übrigen Hausbewohner; er nannte ſie „Maud", das kannte er von England her und paßte ihm am beſten zu ihr, und ſie rief ihn nicht „Alf", ſondern „Dolf". Anders wär's ihr nicht denkbar geweſen, denn für ſie war er eben Dolf.

„Wo bleibſt Du denn? Es wird bald Mittag."

„Ich bin ja ſchon da."

„Davon ſeh ich nichts."

„Aber ich muß mich doch erſt anziehn, Dolf."

„Das ſagen die Frauenzimmer immer."

„Woher weißt Du denn das?"

„Das kann ich mir denken.“

Madlenes Kopf erſchien über bloßen Schultern wieder im Fenſterrahmen. „Du, ich bin kein Frauenzimmer, ich bin ein Mädchen.“

„Biſt Du noch nicht weiter? Iſt das 'ne Langſtieligkeit, das kann man ja nicht mit anſehn! Seit 'ner halben Stunde ſteh' ich hier, brich Dir nur nicht Deine dünnen Arme ab. Und vergiß das Brod nicht!“

„Ja, ihr habt's gut, ihr habt nicht ſo viel zu binden und zu haken.“

„Das iſt Deine Schuld, warum biſt Du kein Junge geworden!“

Nun hatte ſie die dünnen Oberarme und die bloßen Schultern in das ſandgraue Kleid hineingebracht, aber es mußte hinten zugeknöpft werden, das konnte ſie ſelbſt nicht, ſetzte ſich auf die Fenſterbank und ſagte, ihm den Rücken kehrend: „Bitte, mach' mir's zu, Dolf.“

Man ſah, er hatte Uebung darin, war hurtig mit der Knopfreihe fertig, und ſie wippte gelenkig mit einem Schwung herum und ſchnellte ſich zu ihm in den Garten hinaus. „Du willſt wohl mit den Heupferden wettſpringen lernen“, lachte er; „Deine Beine ſind zum Glück nicht ſo ſtöckerig wie die Arme, ſonſt würd' ich mich bedanken, Dich mitzunehmen und

nach Haus ſchleppen zu müſſen.“ Das hatte bei ihrem Sprung der Augenſchein gelehrt; ihre Fußknöchel waren ſchmal, aber kräftig, feſte Beine darüber zeigten, ſie müſſe gewöhnt ſein, weite Wege zu machen und laſſe kein Müdewerden befürchten.

In der Hand hielt ſie zwei am Abend vorher zurechtgelegte Brodſchnitten, die in ſeine umgehängte Blechbüchſe kamen. Es ſchrie eigentlich zum Himmel, daß ſie eine halbe Stunde zum Anziehn gebraucht haben ſollte; man konnte es vom Schattenſtrich an der Hauswand ableſen, höchſtens zehn Minuten mochten darüber vergangen ſein. Aber ſie ſagte nichts mehr, es ſpielte jeden Morgen ſo; die Jungens waren ſo ungeduldig und man bekam nie Recht bei ihnen. Am wenigſten bei Dolf; ſie hatte es recht übel, daß ſie grade ſeine Schweſter ſein mußte. Daran ließ ſich aber nichts ändern, und es war auch wieder gut, denn ein anderer hätte ſie vielleicht nicht ſchon bei Sonnenaufgang geweckt, um vor der Schule noch ſtundenlang mit ihr draußen herumzulaufen. Im dritten Sommer, denn ſo lange war er nun ſchon ihr Bruder, oder erſt; daß es vorher eine Zeit gegeben, in der er's nicht geweſen, konnte ſie ſich eigentlich nicht gut mehr vorſtellen. Aber es ließ ſich ausrechnen, er war elf Jahre geworden, als ihr Vater ihn aus England

mitgebracht, und in dieſem Sommer wurde er dreizehn.

Durch die hintere Gartenpforte auf die Wieſe hinaus, die von lauter Thaudiamanten funkelte. Auf den Blüthenköpfen hockte da und dort mit zuſammengeſchlagenen Flügeln, ohne ſich zu rühren, ein kleiner grüner oder rothbetüpfelter Falter, und Alf Overbeck fragte im Vorbeigehn: „Wie heißt die Blume? Was iſt das für ein Schmetterling?“ Darauf blieb ſie keine Antwort ſchuldig, und eigenthümlich und hellſtimmig klangen ihr die lateiniſchen Namen „Zygæna“ und „Sesia“ vom Mund. An der Richtigkeit ließ ſich nichts mäkeln, doch ihr Begleiter ſagte geringſchätzig: „Das haſt Du vom Papa gehört und im Kopf behalten, ſonſt wüßteſt Du's nicht.“

„Ja, woher weißt Du es ſonſt?“

„Ich kann lateiniſch und verſtehe, was alles heißt. Aber ihr Mädchen wißt nichts aus euch ſelbſt.“

„Du konnt'ſt Dir ja geſtern nicht 'mal den Ratſch in Deiner Hoſe flicken, und ohne mich liefſt Du heut' noch ebenſo damit.“

„So lottrig wie Du hätt' ich's auch noch gekonnt. Hier zeig' mal, was Du kannſt. Eins — zwei — drei!“

Sie waren vor einen ziemlich breiten Graben gekommen, er hatte ihre Hand gefaßt, und bei „drei“

ſprangen ſie zuſammen hinüber. Leicht flog das Mädchen, wie er, ſo daß er diesmal lobte: „Das war gut, wenn man denkt, daß Du die dummen Kleider anhaſt", und er behielt ihre Hand bei'm Weiterlauf in ſeiner. Vor ihnen ſchoß die Sonne erſte Goldpfeile in den Buchenwald, es ſah aus, als treffe ſie mit jedem einen ſich noch zwiſchen den grauen Stämmen zur Wehr ſetzenden Schatten der Nacht und ſcheuche ihn wie ein verwundetes Wild in's Dickicht hinein. So kämpften Licht und Dunkel unter den hohen Laubkronen in lautloſer Schlacht, und todtenſtill war's ringshin, als lauſche alles, jedes Blatt und jeder Halm athemverhalten auf den Ausgang des Kampfes. Aber nun ein einzelner aufjubelnder Ton und haſtig hinterdrein faſt gleichzeitig überallher ein dutzendfältiger Fanfarengruß aus ſchmetternden Buchfinkenkehlen. Die Sonne war die Gewaltigere im Streit, und ſie jauchzten der großen Siegerin entgegen, der luft- und lebenerneuenden. Die Heerſchaaren der Nacht irrten haltlos zerſprengt, ſanken in die Erde, zerſtoben in Luft, und triumphirend zog die mächtig und glanzblendend Prangende mit ihrem tauſendfältigen Geleit klingenden, flimmernden, freudigen Lebens in das letzte erſtürmte Bollwerk der dunkelgelockten Gegnerin ein.

Der Knabe und das Mädchen hatten ein kleines Weilchen angehalten und dem geheimnißvollen Vordringen der Strahlen in die dämmernde Waldtiefe zugesehn. Jetzt stürmten sie, auch zum siegreichen Leben gehörig, ihnen nach, Geleucht in ihren Augensternen sprach, sie waren trunken von Licht, Frühluft und Vogelsang. Ueber knackendes Gezweig und lautlos den Auftritt dämpfende Moosdecken, kreuz und quer, ziellos Hügel hinan und hinunter, durch Busch und Bachschlucht, wie Füllen, die zum erstenmal aus dem Winterstall in's Freie gekommen, bis Madlene sagte: „Dolf, ich habe Hunger.“

„Ich auch, da ist die Milch zum Frühstück.“

Er wies auf einen über Wurzeln herabspringenden Quell, und sie machten Rast, ihre Brodschnitten essend, dann schöpften sie mit hohler Hand sich Wasser. Es schmeckte köstlich, ein Ruf klang droben hoch über den Baumwipfeln. Das Mädchen drehte den Kopf auf: „Kukuk, sag' eben, wie lang soll ich noch leben?“

Er hörte nicht auf, zu rufen; Alf Overbeck lachte: „Bis Du eine alte Großmutter bist, wie Deine; so lange will ich gar nicht leben. Hast Du Dein Brod noch nicht auf? Ihr macht alles so langsam. Woll'n wir einmal sehn, ob Onkel Carstens noch eine Kreuzotter übrig gelassen hat?“

Natürlich wollten ſie's, und weſtwärts gedreht ging's fort durch den Wald, über Stock und Stein, bis die Bäume wichen und unabſehbar die Haide vor ihnen lag mit Sand, Moor und Eichenkratt. Lerchen trillerten drüber, Fröſche ſprangen quarkend von braunen Tümpelrändern in ſchwarze Lachen, und ein Mäuſebuſſard kreiſte, ab und zu einen Schrei ausſtoßend, hoch in der blauen Luft. Suchend ſtrichen ſie herum, und da ziſchte es einmal neben ihnen aus einem Haidebult, und über zuſammengeringeltem Leib richtete eine Kreuzotter züngelnd den beſchilderten Kopf auf. „Da iſt eine", ſtieß Alf aus, „und ſogar eine ganz ſchwarze, eine Höllennatter, die wird den Onkel freuen." Er hatte ſchon manche gefangen, doch Madlene griff ängſtlich nach ſeinem Arm: Nein, laß ſie, Dolf, die ſieht ſo bös aus." Aber er drückte blitzgeſchwind den gegabelten Zweig, den er ſich vorher zurechtgebrochen, ſchon über den Hals der Schlange, preßte ſie ſo auf den Boden, faßte ſie furchtlos mit zwei Fingern feſt hinter den Kopfſchildern und hatte, die vergeblich den Leib Krümmende im nächſten Augenblick behenden Wurfs in ſeine Blechbüchſe geſchleudert, deren Deckel er nun ſorgfältig verſchloß. Das Mädchen ſtand zuſehend daneben und ſagte: „Wenn ſie Dich gebiſſen hätte, müßteſt Du jetzt ſterben."

„Ja, dann wär' ich todt.“ Er drehte ihr das Geſicht zu. „Thäte Dir's leid?“

„Natürlich, wir könnten dann nicht mehr miteinander herumlaufen. Aber hübſch wär's auch, denn ich würde immer auf den Kirchhof gehn, Dich zu beſuchen und Dir aus unſerm Garten Hepatica auf's Grab pflanzen.“

„Nein, die will ich nicht, ich will nicht in der Erde begraben werden, ſondern im Waſſer, unten am Grund, und dann ſoll der Seetang ſo über mir wachſen und ſich bewegen, wenn die Fiſche zwiſchen ihm durchſchwimmen.“

Das erläuterte Alf Overbeck, indem er ſich auf den Rücken zwiſchen einige hohe Haideſträuche zu Boden warf, deren ſchwankende Spitzen halb über ſeinem Geſicht zuſammenſchlugen. Auch Madlene ſtreckte ſich daneben hin, und ſie lagen und ſahen, ohne weiter zu ſprechen, zum blauen Himmel über ſich. Nur die Lerchen füllten die Luft mit Tongezitter, und nach einiger Zeit kam einmal aus der Weite von einem Haidedorf her, nur eben noch vernehmbar, ein Hahnſchrei. Das ließ Alf den Kopf heben, daß Madlene fragte: „Wonach hörſt Du?“

„Auf den Hahn.“

Er ſtützte ſich auf den Ellbogen halb in die Höh' und ſagte hinterdrein: „Klingt's Dir auch ſo ſonderbar, Maud? Ich hab' einmal geſchlafen, wo's war, weiß ich nicht mehr, in einem fremden Land. Die Sonne ſchien und es war furchtbar heiß, und ich hörte einen Hahn krähen. Erſt einmal und nachher wieder, davon wachte ich auf, glaub' ich, und ſah aus einem Fenſter, noch ſo mit Augen, weißt Du, wenn man geſchlafen hat. Da ſtanden Bäume draußen, an denen bogen ſich alle Zweige und drehten die Blätter um und flogen im Wind alle nach einer Seite, ſo wie wenn Dein Haar bei'm Laufen losgegangen iſt und hinter Dir nachfliegt. Das Laub aber ſah wie lauter gelbrothe Feuerzungen aus, ſo grell war die Sonne drauf, aber nur ganz kurz, denn auf einmal war's weg und wurde wie Nacht. Der ganze Himmel wurde eine ſchwarze Wolke, daraus fuhr ein fürchterlicher Sturm herunter und Hagel, das knatterte, als ob lauter Dachpfannen von einem Thurm ſtürzten. Und dicht vor mir ſchoß eine brandgelbe Schlange in einen von den Bäumen herunter, die roch wie Schwefel und ziſchte wie die Höllennatter, und gleich drauf kam ein Krachen von einem Donnerſchlag, daß ich meinte, über mir bräche das Haus zuſammen, denn der Fußboden ging auf und nieder unter mir. Das war

alles ſo anders, als wie ich eingeſchlafen war, und wenn ich einen Hahn krähen höre, iſt es mir immer, als müßt' es im nächſten Augenblick ſo wieder kommen."

Madlene hatte ſich auch aufgeſtützt, um zuzuhören, ſah am Himmel rund und ſagte: „Nein, das kann's nicht, es iſt gar keine Wolke da. Was haſt Du denn in den Augen, Dolf?"

Zwiſchen ſeinen Lidern flackerte ein eigenthümlicher Glanz, als ſei die gelbe Blitzſchlange, von der er geſprochen, ihm eben wieder vor den Augen heruntergefahren und funkele noch aus ihnen mit einem Spiegelſchein zurück. Man ſah, in dem Kopf des Knaben hauſte eine leicht entzündbare, ihn packende und mit ſich reißende Phantaſie; das Mädchen aber ſtieß jetzt aus: „Dolf, die Sonne ſteht ſchon über Thyß Einfeldts Kathe, es muß nach ſechs ſein und wir müſſen laufen, ſonſt kommen wir zu ſpät."

Das war mit Recht gemahnt, und ſie ſprangen auf und liefen in grader Richtung den über eine Stunde langen Weg nach Haus, wo bei ihrer Ankunft die Eltern am Frühſtückstiſch ſaßen. Faſt unbegreiflich, denn hinter den beiden Hereinſtürmenden lag's ſchon beinah wie ein ganzer Tag, als müßt's

bald Abend werden. Barbe Fleming ſah erſchreckt die naſſen Kleidſäume Madlenes: „Kinder, wo ſeid ihr wieder geweſen! Alf ſollte doch für Dich vernünftig ſein, Lene.“

„Ach, Mama, wenn ich's nicht für ihn bin, Dolf denkt an garnichts.“

„Doch, Mama, ich bin immer vernünftig, aber Maud hört ja auf nichts, was ich ſage.“

Beide hielten ſich die Hand vor den Mund, um nicht in Lachen auszupraſſeln, während Barbe, die auch Alfs „Mama“ geworden, ſorglich den Staub aus dem Kleid des Mädchens klopfte und an den feuchten Flecken putzte. Tamo Fleming aber ſagte: „Wer vor Thau und Tag in die Wieſen geht, kommt naß heim; das iſt auf der Welt nicht anders eingerichtet, Frau Babuſa. In der Kehle aber wird's trocken bei ihnen ausſehen, da muß man umgekehrt für Flüſſigkeit ſorgen.“

Das thaten ſie ſchon ſelbſt, tranken ihre großen Milchhumpen in zwei Zügen leer, und die friſchen Semmeln mundeten herrlich. Sie hatten wohl ihre Brodſchnitten im Wald gegeſſen, doch ihr Magen wußte nichts mehr davon, als wär's bereits geſtern Abend geſchehen, und mit dem letzten Biſſen noch im Mund griffen ſie nach dem Bücherranzen und der

Schultaſche und rannten wieder zuſammen aus der Hausthür. Barbe ſchaute ihnen mit etwas bedenklicher Miene nach, während Tamo Fleming ihr einen Arm um die Schulter legte und ſagte: „Deine Kindheit war nicht ſo froh, und ich ſehe, Du biſt mißgünſtig und neideſt ihnen ihr Treiben, Frau Regenſchauer. Aber es iſt vernünftig, dafür zu ſorgen, daß ein Mädchen nicht allein bei ſeiner griesgrämigen Mutter aufwächſt, und deshalb, denke ich, haben wir den unvernünftigen Alf in's Haus genommen, Frau Mittagsſonne.“

Die beiden Schulweggenoſſen zogen aber ſchon durch die Straße auf den Marktplatz zu, wo der Zeiger auf dem Zifferblatt der Thurmuhr doch noch ein kleines bischen vor der goldenen acht ſtand, ſo daß ihnen auch noch Zeit blieb, fünf Minuten vor dem Schaufenſter des Gewürzladens von F. M. von Aſpern ſtehen zu bleiben und die ausländiſchen Seeherrlichkeiten hinter den Scheiben zu begaffen. Zwar die meiſten davon, die ſchillernden Perlmuſcheln ohne Perlen, die verſtaubten Korallenſtöcke und die vertrocknet zuſammengeſchnurrten Seeanemonen, Waſſerigel, fliegenden Fiſche, Schlangenſterne, Nautilus und Einſiedlerkrebſe, aus dem Muſchelhorn hervorguckend, kannten ſie ſchon ſeit Jahr und Tag, denn die Stadt

beſaß wenig Kaufliebhaber für ſolche zweckloſe Meerwunder, und ſo konnten ſie ihren Aushängeberuf zum Anlocken neugieriger Augen lange unbehelligt fortſetzen. Doch heute war einmal etwas Neues hinzugerathen, ein kleines, ſonderbares, verdorrtes, beſtacheltes Gethier wie mit einem Pferdeköpfchen. Das hatte Madlene noch nie geſehn, und es entzückte ſie ungeheuer. „Du, was iſt das, Dolf?“

Er wußte es natürlich, und natürlich nannte er auch zuerſt den lateiniſchen Namen: „Ein Hippocampus“, dem er für ein Mädchenverſtändniß herablaſſend nachfügte: „Ein Seepferd“.

„Das koſtet gewiß mehr als einen Thaler, Dolf.“

„Unſinn, das iſt etwas ganz gemeines, anderswo, nur hier bei uns nicht.“

„Aber ſo köſtlich, man kann ſich gar nicht denken, daß einem ſo etwas gehörte.“

Da holte die Glocke aus, um acht zu ſchlagen, und die beiden liefen nach ihren Schulen auseinander, er mit einem kurzen: „Ich wart' auf Dich an der Ecke.“ Sie drehte noch einmal den Kopf nach ihm, aber er ſah ſich nicht mehr um, das war in der Stadt unter ſeiner Würde.

Dafür war's gegen ſeine Neigung, drinnen auf der Holzbank in der dumpfdunklen Stube aufmerkſam

zu ſitzen, heut' beſonders, und der Rector Scholinus hatte noch mehr als tagesüblich Aergerniß an ihm. Daran litt er freilich bei keinem Schüler Mangel; man ſah ihm hervorragende Befähigung zur Verdroſſenheit an, ſeine Seele beſaß in ſeinem Leibe eine Miethswohnung von allerhand mit Wiſſensartikeln angefüllten Stuben, Gelaſſen und Vorrathskammern, aber alle waren gleich eng, naßkalt und muffig; wenn er ſittlichen Abſcheu vor einem ſeiner Schüler offenbaren wollte, redete er ihn „Er" an. Dies Unglück traf Alf Overbek heut' mehrfach; in der erſten Stunde ging's noch, denn bei der Geographie hielt er beide Ohren geſpannt offen. Aber danach kam Religion, und er dachte an die Frühſonne im Wald, die Lerchen über der Haide und die Kreuzotter, und die Bibelſprüche, die er wiſſen ſollte, waren alle aus dem Kopf weggeblaſen. „Du wirſt noch an den Platz kommen, wohin Du gehörſt, wo Heulen und Zähneklappern iſt", ſagte der Rector. Und ſpäter fuhr er plötzlich einmal drein: „Mach' Er die die Hand mal auf, was hat Er ſich da aus der Taſche geholt?" Es ergab ſich, daß es ein halbes Dutzend kupferner Sechslinge und Dreilinge mit einem oder zwei Silberſchillingen dazwiſchen war, die Alf unter'm Tiſch zuſammenaddirt hatte. In Anbetracht,

daß der augenblickliche höchſte Unterrichtsgegenſtand ſich in möglichſtem Abſtand von einer irdiſchen Rechenſtunde befand, ging der Sturmausbruch mit einem: „Hat Er gebettelt? da ſoll der Büttel Ihn beim Kragen faſſen!“ noch unerwartet glimpflich vorüber, und der Inhaber der metallenen Schätze konnte ſich wenigſtens innerlich wieder der ihm durch den Kopf gehenden Frage überlaſſen, ob es wohl reiche. Etwas bange war es ihm doch auch dabei geworden, denn von weither kam's immerhin. Das mußte ſich nachher herausſtellen, und um die Wartezeit zu verkürzen, nahm er eine Handthätigkeit vor, zog in der lateiniſchen Stunde ſein Taſchenmeſſer heraus und ſchnitt ein großes lateiniſches M vor ſich in den Tiſch. Mille fing ſo an, Magister, Minerva, Mundus, es konnte alles auf der Welt daraus werden; wie es weitergehen ſollte, wußte er ſelbſt noch nicht. Doch es kam ihm: „Mare“, das Meer war ihm von allem das liebſte, und er fügte ein a nach. Dann indeß hatte er gedankenlos weitergearbeitet, ſtatt des r war ein u hinzugekommen, daran noch ein d, und es ſtand Maud da. Aber nun ereilte ihn das Geſchick aus einem jähen Seitenblickwurf des Rectors Scholinus, der vom Katheder heruntergefahren kam: „Treibt Er ein Tiſchlergeſchäft? Dazu hat Er allenfalls noch

grade Grütze genug im Kopf. Da will ich Ihm helfen, daß Er eine Stunde länger in Seiner Werkſtätte hier bleiben kann. Was hat Er da für ein Meiſterſtück fertig gebracht? Maul? Da kann Er denn hier nachher eine Stunde maulen.“ Doch Alf Overbek hob mit einer merkwürdigen Entſchiedenheit den Kopf: „Heute kann ich nicht nachſitzen, Herr Rector.“ — „Kann Er nicht? Warum ſollte Er nicht können?“ — „Weil ich meiner Schweſter verſprochen habe, nach der Schule auf ſie zu warten.“ — „Ei, ſieh mal, Er iſt ja ein ganz genialer Menſch, und verſpricht ſich auf der Schulbank. Das iſt ein argumentum, das ſich hören laſſen kann. Woher hat Er denn eine Schweſter, Er großmäuliger Taugenichts, iſt die Ihm heut' Nacht vom Mond heruntergefallen? Da wollen wir Ihn einmal von der Mondſucht curiren und Ihm das verlogene Maulwerk zuſtopfen. Er ſitzt zwei Stunden nach, und wenn Er herausgelaſſen wird, kommt Er zu mir in's Haus und bedankt ſich für die Cur.“ Aber Alf Overbek hatte ſeinen Kopf, der nicht that, was er nicht wollte, und nachſitzen wollte er heute nicht. Als er in der Schulſtube allein geblieben und der Rector die Thür hinter ihm abgeſchloſſen hatte, lief er an's Fenſter und ſah hinaus. Das Zimmer lag im erſten Stock mit der

Rückſeite nach einem halb verwilderten Garten, und altes Lattenwerk, das wahrſcheinlich ehemals als Obſtbaumſpalier gedient, zog ſich an der Mauer herauf. Das mußte halten, und wenn's nicht hielt, dann brach's. Raſch ſaß er rittlings auf der Fenſterbank, verſuchte einmal mit dem Fuß, hängte ſich an, kletterte wie ein Matroſe auf der Strickleiter. Da knackte das morſche Holz in der That unter ihm weg und er ſchlug purzelnd herunter, doch nicht ſo hoch mehr, um Hals oder Gliedmaßen zu brechen. Nur an den Händen zerſchrammt und zerſchunden hatte er ſich, das nahm er ohne Blick in den Kauf, und noch gleichgültiger konnt' es ſein, daß nachher der Pedell kam und dem Rector meldete, Adolf Overbeck habe nicht nachgeſeſſen, ſondern ſei aus dem Fenſter geſtiegen. Denn es war Sonnabend, am Nachmittag keine Schule, am Sonntag auch nicht und eine Ewigkeit bis zum Montagmorgen. Dann konnte Scholinus ſagen: „Daß Er nicht das Genick gebrochen hat, iſt ein Schade für unſre Stadt, aber ich hoffe es noch zu erleben, daß man Ihm einen Strick um den Hals knotet.“

Nun rannte er wie ein Jagdhund hinter einem Haſen durch die Straße, auf den Markt, athemlos und blindlings in den Laden von F. M. von Aſpern

hinein und ſchoß nach einer Minute wieder heraus mit einem ähnlichen Glanzgeflacker in den Augen, wie am Frühmorgen auf der Haide, als er von dem Hahnſchrei erzählt. Und er ſtand an der täglichen Ecke, ehe Madlene mit ihrer Schultaſche kam, und empfing ſie: „Haſt Du lange getrödelt, ich warte künftig nicht mehr auf Dich.“

„Ich bin gleich gekommen, Dolf, es dauert bei uns immer etwas länger.“

„Natürlich, Du haſt nachſitzen müſſen, das geſchieht Dir ganz recht.“

Er ging ſo ſchnell, daß ſie laufen mußte, um mit zu kommen. „Warum biſt Du ſo häßlich gegen mich?“

Aber er machte nur noch längere Beine, und dann draußen auf dem Feldweg ſtieß das Mädchen plötzlich einmal einen lauten Freudenſchrei aus, bückte ſich und hob etwas vor ihr Liegendes vom Boden. „Dolf — Dolf — ſieh — Du haſt nichts geſehn und biſt vorbeigelaufen — ein Seepferd! Wie kommt das hierher?“

Ihr Geſicht ſtrahlte vor Glück; er drehte ſich mit geringſchätzigem Blick um: „Ein Hippocampus? Das weiß ich nicht, wie's hierher kommt. Es wird wohl aus der See auf's Land geſchwommen ſein, oder Einer hat's verloren.“

„Darf ich's denn behalten, Dolf?“

„Das wird Keiner ausklingeln laſſen, thu' doch nicht, als wär's von Gold. Wenn Du 'mal was findeſt, muß es immer was Wunderbares ſein, wenn auch gar nichts dran iſt. Keine vier Schillinge iſt's werth, ſagte ich Dir ſchon heut' Morgen.“

Er lief weiter, und bald ſaßen ſie beide eßluſtig am Tiſch, von dem Barbe Fleming noch nie jemand unbefriedigt aufſtehn gelaſſen. Das Haus, von draußenher zwiſchen den Bäumen und Büſchen des Gartens kaum mehr wahrnehmbar, hatte etwas von einer grünen Inſel, die von der Welt umher abgetrennt lag; ein kleines Reich ſeiner Art und mit eigenem Geſetz. Das ließ keinen rauhen Ton und keinen froſtigen Anhauch zu dem Eiland herüber; an ſeiner Grenze machten Neid und Liebloſigkeit, leeres Geſchwätz und verdroſſene Geſichter Halt. Tamo Fleming war ein Souverain, der ſeine Herrſchaft mit abſolutiſtiſcher Strenge aufrecht erhielt. Unweigerlich verjagte er jeden Eindringling, der Miene machte, ſich nicht der von ihm feſtgeſtellten Hausſatzung zu fügen; hierher kam nur, wem er Zutritt verſtattete. Kein Wort, kein Gedanke wagte ſich über die Schwelle, den er nicht einlud und als willkommen begrüßte. Es war ein ungaſtliches Haus, das ſich der ſtädtiſchen

Nachbarſchaft verſchloß, als gehörten ſeine Inſaſſen einer Menſchenraſſe von anderer Abkunft und Sprache an. Das hatte man allerdings von ſolchen Leuten erwarten müſſen und alle Theilnahme an den „geiſtig Verbauerten“ am Waldrand aufgegeben. Auch in die beiden Kinder war's gedrungen, daß hier alles anders ſei, als in den Häuſern der Stadt; ſie benannten ſich's nicht mit Worten, aber ſie empfanden es ſtets, ſobald ſie von dorther in die Luft des Hauſes zurückkamen. Von Tamo Fleming, dem Vater und Onkel, ging es aus, und ſie hegten eine entſetzliche Furcht vor ihm, die einzige, die es für ſie auf der Welt gab, daß er ſie einmal mit einem Blick anſehen könne, ſie hätten etwas gethan oder geſagt, was ihm nicht gefalle. Denn ab und zu hörten ſie ſich in der Stadt bedauern, er ſei ein unglaublicher und entſetzlicher Tyrann, bei dem ſie immer auf das Schlimmſte gefaßt ſein müßten. Und neben ihm, ganz von der gleichen Art und deshalb ebenſo von ihnen gefürchtet, ſaß heute wie an jedem Tag die Frau Mittagsſonne am Tiſch.

Der ging es freilich ſelbſt ſchlimm genug, denn Tamo Fleming entdeckte von der Suppe bis zum Ende der Mahlzeit alle nur erdenkbaren Witterungsanzeichen an ihr, und was er darüber äußerte, ent-

hielt eigentlich beſtändig eine Warnung für Madlene, ſich zu hüten, daß ſie nicht ſo launiſch, wetterwendiſch, aufbrauſend und jähzornig werde, wie ihre Mama, und wenn ſie ſelbſt einmal verheirathet ſei, nicht ihrem Mann und ihren Kindern das Haus auch ebenſo trübſelig vernebele. Doch Frau Babuſa that das Klügſte, was ſich dabei anfangen ließ, gab ſich möglichſte Mühe, gute Miene zum böſen Spiel zu machen, oder brachte dies vielleicht auch, ihrer oberflächlichen Natur gemäß, ohne beſondere Anſtrengung fertig, denn ſie lachte jedesmal zu ihren Uebelwetternamen und ſteckte die Kinder damit an. Und als die Teller leer geworden, wußten jene nicht, ob ſie während des Eſſens mehr gelacht, oder von andrem, was Tamo Fleming zufällig dazwiſchen geſprochen, mehr gelernt hatten; Dinge, von denen in der Schule nie die Rede war, und die alle das Merkwürdige beſaßen, daß man ſie nicht wieder vergaß und für ſich ſpäter darüber nachdenken mußte, weil man ſie nicht aus dem Kopf los wurde. Heut Nachmittag aber war keine Schule, und nach Tiſch ging's nicht in die Stadt, ſondern gleich wieder in den Garten und wie am Morgen weiter hinaus in den Wald, nach einer der in ihn eingebetteten, ſeitab von Straße und Weg belegenen Wieſen.

Doch wie anders war es jetzt hier, als in der ſtählernen Frühe. Faſt ſenkrecht, heiß und blendend ſtand die Juniſonne darüber, und ringsum ſtanden reglos die grauen Stämme und die grünen Laubkronen; ebenſo lautlos auch, denn tiefes Mittagsſchweigen hielt alles wie in einem Zauberbann, kein Finkenſchlag ſchmetterte, kein Grasmückengezwitſcher kam aus den Zweigen. Kaum daß ſchläfrig eine Grille einmal aufzirpte und wieder ſchwieg, und über dem blüthendichten Halmgewoge führten nur die Schmetterlinge nun ihren Reigen. Sie hoben ſich auf und ſenkten ſich nieder, es war raſtloſe Bewegung und buntſchillerndes Leben, doch in ſeiner Tonloſigkeit ein geiſterhaftes, ſo ſeltſam ſtill in dem Strahlengoldgewirk des Mittags, daß es täuſchend vor den Augen rinnen konnte, als webe mitternächtiger Vollmondsglanz Silberfäden über die Wieſe. Die Luft ging in ſichtbaren zitternden Wellen, da und dort ſprang ein Lichtfunken durch die Blätter. Alles außer den tanzenden Faltern aber ſtand wie athemverhalten, als wiſſe jedes Blatt ein Geheimniß, das es mit ſchweigſamer Zunge behüte.

So hatte Madlene es ſchon oft hier geſehen, doch es rührte ſie jedesmal auf's neue daraus überſchauernd mit einer wunderſam ſchönen Unheimlichkeit an; ſie

faßte auch jetzt wieder nach der Hand ihres Begleiters, um ihn bei ſich zu fühlen, und ihm ging's nicht anders, auch er zog unwillkürlich ſeine Finger feſt um ihre warme Hand zuſammen. Dann aber zerrann ihnen das wunderliche Schauergefühl, die ſichtbare und greifbare Wirklichkeit gewann die Oberhand über die Phantaſie und ſie ſprangen in das Gewoge der Blüthen und das Geſchwirr der Inſekten hinein. Alf Overbek hatte einen Ketſcher, mit dem er behend fing, doch nur um die Eingehaſchten zu betrachten und danach wieder fliegen zu laſſen; kaum je gab es hier etwas ſo Seltenes, daß es ſich nicht in der Sammlung des Onkels befand, und ſo lange beide dachten, wußten ſie von ihm, ein Schmetterling habe das gleiche Anrecht, ſeine Spanne Zeit zu leben, wie ein Menſch. Freuen aber durfte man ſich an ihm, und dazu brauchten ſie keinen Antrieb. Hin und her ging's, und jubelnd klang die Stimme Madlenes: „Dolf, ein Schwalbenſchwanz — ein Schwalbenſchwanz!“ — „Machaon? Wo?“ und er war bei ihr, und ſie raſten hinter dem ſchnellen Segler drein, bis er im Gazenetz gefangen ſaß und ſich beſchauen laſſen mußte. Oft ragten die Halme, Riſpen, Blüthenähren und -Sterne ſo hoch, daß ſie beiden faſt über die Köpfe ſchlugen; ſie kamen ſich aus dem Geſicht,

Rufe ſchollen durch die Sonnenſtille herüber, hinüber, manchmal weither, und eine wie Wellenſchlag wallende Bewegung in den Spitzen der buntfluthenden Wieſe ließ erkennen, aus welchen Richtungen ſie ſich wieder zuſammenſuchten. Jedesmal mit rother glühenden Geſichtern und glänzenderen Augen; die Haſt und die Schau, der Duft und die Luft und die Luſt erzeugten ihnen einen Rauſch um die Sinne. Zuletzt aber machte die wilde Jagd doch auch müde, ſo daß ſie aufhörten, Alf den Arm um die Schulter Madlenes legte und mit ihr zum Ausruhen dem Schatten des Waldes zuging. Faſt mannshoher Adlerfarn und rieſenhafte Lattichblätter, mit kleinen ſtahlblauen Käfern beſtickt, überwölbten hier den Boden, dazwiſchen ſetzten ſie ſich auf eine Moosbrüſtung. Das aufgegangene Haar fiel dem Mädchen lang über den Rücken, er nahm einen Theil davon und zog ihn ſich durch die Hände, es ſah aus, als falle von draußen ein verirrter Sonnengoldſtrich noch hierher in den Schatten. Aber er war nicht damit zufrieden, ſondern ſagte: „Das iſt unnütz, Du bleibſt nur überall dran hängen. Wenn Du meine Frau biſt, ſchneide ich's Dir ab.“

Dagegen hatte ſie auch nichts, denn es war ihr ſelbſt läſtig. Doch über etwas andres mußte ſie hell

auflachen: „Manchmal biſt Du ganz unklug, Dolf, und denkſt an garnichts.“

„Woran ſoll ich denken?“

„Ich kann ja nicht Deine Frau werden, denn Bruder und Schweſter können ſich ja nicht heirathen.“

„Wenn ich's aber will! Und Du biſt einfältig wie gewöhnlich, Maud, denn ich bin ja eigentlich nicht Dein Bruder, ſondern nur Dein Vetter, und da kann ich Dich doch heirathen.“

„Glaubſt Du wirklich, daß der das kann?“

„Ja, aber Dein Vater hat heut' Mittag geſagt, unſere Kinder werden dann alle auch ſo launiſch und wetterwendiſch und hitzköpfig wie Deine Mama.“

„Dann müſſen ſie's von Dir werden.“

„Nein, von Dir bekommen ſie's.“

„Nein, von Dir, aber ich will ſie doch lieb haben.“

„Das will ich auch, aber ſie haben's von Dir.“

Da fuhren ſie beide mit den Köpfen herum, denn hinter ihnen klang ein ſonderbarer Ton. Halb wie ein Häherruf und halb wie das wunderliche Lachen eines Kukukweibchens, doch war's etwas andres geweſen, denn beides kannten ſie genau. Aufgeſprungen ſtanden ſie und ſuchten mit dem Blick, erſt umſonſt in der Höhe, dann aber unten auf dem Waldboden und

da ſtutzten ſie. Etwa auf zehn Schritte von ihnen ſaß etwas unter einem Farnſchirm wie ein weiß-blaſſes, ſchmächtiges Geſicht, übergittert von den ſchmalen Blätterwedeln. Ueberallher kam grünes Licht, und darin erſchien zuerſt das lange, loſe Haar um die Schläfen auch wie dunkelgrünes, unter einer fließenden Waſſerdecke zurückgeſtrichenes Binſengras, und ebenſo flog ein grünes Schillern aus den Augen. Das Ganze war wie eine Täuſchung; die Einbildung konnte ſich zuweilen in heißer Stille aus Mooſen, Blättern und Rankwerk ſolch' ein Gebild, als ſei es ein lebendiges Geſchöpf, zuſammenſetzen.

Doch die Ungewißheit dauerte nur kurz, denn Alf bog den Farnbuſch zurück, und da war's ein Mädchen, Madlene an Alter wohl ungefähr gleich. Barfuß, in einem zerriſſenen, auch grünlichen Rock ſaß ſie halb aufrecht, die mageren Schultern hielt ein grobes Hemd nur zum Theil bedeckt; jetzt zeigte ihr Haar ſich als ſchwarz mit einem in's Bläuliche fallenden Ueberglanz. Binſenhalme füllten ihren Schooß, aus denen ſie einen Korb geflochten und ihn mit den Unterflügeln eines rothen und blauen Ordens-bandes verziert hatte; die Leiber der beiden Schmetterlinge lagen mit den Oberflügeln neben ihr auf dem Moos. Und offenbar war von ihrem Mund

der lachende Ton gekommen, denn ihre eigenthümlich geſchwungene Oberlippe hielt ſich noch über die weißen Zahnenden heraufgezogen. Alſ erkannte ſie jetzt auch, ihm war natürlich nichts fremd in der Stadt; er hatte ſie ſchon ab und zu geſehn und wußte, ſie hieß Heide oder Heid Wilbet. Doch meiſtens ward ſie anders genannt, wie, fiel ihm im Augenblick nicht ein. Nun fragte er: „Haſt Du eben gelacht?“

„Ja“, antwortete ſie kurz, und wie ſie ihn dabei anſah, blieb in ihren Augen der grünſchillernde Glanz, wie er im Halbdunkel von der Netzhaut nächtlich umſchweifender Thiere aufſpiegelt.

„Ueber was haſt Du denn gelacht?“

„Ueber euch.“

„Warum?“

„Weil ihr ſo dumm ſpracht.“ Ihre Lippe zog ſich wieder in die Höh', und ſie fügte nach: „Von euren Kindern.“

Der Knabe ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er: „Warum ſitzſt Du hier?“

„Das geht euch nichts an. Gehört der Wald euch?“

„Wozu machſt Du den Korb?“

„Ich kriege einen Schilling dafür.“

Alf Overbeck ſah auf die bunten Flügel, die ſie mit kleinen Dornen an den Binſen feſtgeſteckt hatte, dann auf die Falter und fragte:

„Warum haſt Du die Schmetterlinge todt gemacht?“

„Weil ich Hunger habe.“

„Du biſt garſtig.“

Er machte eine Bewegung des Widerwillens, ſie verſetzte: „Du brauchſt mich ja nicht anzuſehn.“

Nun kam ihm aus dem Schillern ihrer Augen der Name, den man ihr gab. „Heißen ſie Dich nicht die Meerkatze?“

Ein Ton, halb ziſchend und halb fauchend, fuhr ihr durch die Zähne, ſie hob eine Hand mit eingekrümmten Fingerſpitzen gegen ihn auf: „Willſt Du's verſuchen, ob ich kratzen kann?“ Aber danach warf ſie trotzig den Kopf zurück: „Ich mache todt, was ich will. Wenn ich einen habe, laß ich ihn nicht wieder fliegen. Das thun nur Dummköpfe.“

Es ging daraus hervor, daß ſie ſchon ſeit langem hier geſeſſen und dem Umherjagen der Beiden auf der Wieſe zugeſehn haben mußte. Das letzte Wort brachte den Knaben auf, er ſetzte den Fuß gegen ſie vor: „Glaubſt Du, ich fürchte mich vor Deinen Nägeln? Mit Katzen kann ich umſpringen.“

Sie flog auf die Füße, es lag eine Katzenbehendigkeit darin, und mit einem Funkelblick, den Hals etwas zurückkrümmend, machte sie sich für einen Angriff bereit. Doch zugleich zog Madlene ihren Genossen am Arm: „Komm, Dolf, laß sie, sie ist häßlich.“

Die Mahnung war ihm willkommen, denn er schämte sich schon vor sich selbst, daß er sich an einem Mädchen vergreifen gewollt; so sagte er nichts weiter, als: „Du hast recht, Maud, komm!“ und sie gingen zusammen davon. Erst wie sie eine Strecke weit fort waren, rechtfertigte er sich: „Mich machte bös, daß sie den schönen Ordensbändern die Flügel abgerissen hatte.“

Madlene nickte: „Das that mir auch leid, aber unser Papa sagt, man soll nie jähzornig sein, wie unsre Mama. Das klingt immer so komisch, denn es ist doch kein Mensch so sanft, wie sie. Woher kanntest Du das Mädchen?“

„Ich hab' sie schon gesehen.“

„Wer ist sie denn?“

„Ein Jungfernkind.“

„Was ist das?“

„Das weiß ich nicht — doch, ich hab's gehört, ein Kind, welches keinen Vater gehabt hat.“

„Muß denn nicht jedes Kind einen Vater haben, Dolf?“

Das ging gleichfalls über Alf Overbecks Kenntniß-reichthum, er half ſich mit der Antwort: „Oder vielleicht hat ſie keine Mutter gehabt, ſo was war's. Wohin woll'n wir jetzt?“

„Meinſt Du nicht auch nach der Mühle?“

„Natürlich, es iſt ja Sonnabend, ſie warten auf uns.“

Und hurtig liefen beide gradvor durch den Wald, hügelauf und ab, eine halbe Stunde lang, bis ſie einmal, aus dichtem Unterbuſch hervorbrechend, von einem ſteilen Sandhang herunterſprangen. Da klapperte platſchend vor ihnen das Rad der Eichen-buſchmühle, und gleich darauf empfing ſie ein Freudengeſchrei der beiden Spätlinge aus Carſten Carſtens' zweiter Ehe, die im Alter und in der Art ganz zu den Ankömmlingen paßten. Dabei aber waren Roloff und Hedda Carſtens eigentlich Madlenes Onkel und Tante, und manchmal gab ſie ihnen auch dieſe Namen, das hatte immer wieder neu etwas Spaßhaftes, worüber dann das Lachen kein Ende nahm. Natürlich war ſonſt „Roloff“ viel zu lang, mußte verkürzt werden; daraus entſprang beim Rufen Mißverſtändniß zwiſchen „Rolf“ und Dolf und wieder

Grund zu neuem Lachen. Eine unbändige Geſellſchaft kam da zuſammen, und im Handumdrehen waren ein paar Stunden durchgetollt, daß alle ſchachmatt auf der Bank um den Rundtiſch unter der Gartenlinde hingen. Aber Carſten Carſtens war mit ſeinem Graukopf noch nicht ſo weit vernünftig geworden, zu begreifen, ſie könnten Arme und Beine bei dem Gejachter brechen, und dem wilden Unweſen zu ſteuern, ſondern er lachte nur mit ſeinem hellen Metallklang dazu, wenn's kopfüber, kopfunter ging, und auch Jilde Carſtens zeigte ſich nur ſoweit halbwegs als nicht vollkommen verſtandesbar, daß ſie den ſchwitzend heißgelaufenen Kindern bei'm Sitzen wenigſtens leichte Tücher um den Hals knüpften. Sie war natürlich gleichfalls älter geworden, doch man ſah's ihr immer noch kaum an, konnte ſie, beſonders von rückwärts her für eine großgewachſene Schweſter der beiden Mädchen halten, und aus ihrem Geſicht ſprach's faſt, als hätte ſie am liebſten den tollen Umtrieb noch mitgemacht. Doch that ſie's nicht, ſah nur mit heitren glückvollen Augen zu und kam nun mit herrlicher kalter Dickmilch und einer Satte voll Rahmmilch. Mit unglaublicher Hurtigkeit verſchwand den vereinigten Kräften gegenüber der Inhalt der großen Schüſſeln, als wär's Ambroſia und Nektar, Hunger und Durſt

ſtillend; wie die Bruſt die reine Luft aufnahm, ſo zog ſie mit jedem Athemzug auch ſorgloſe Lebensfreudigkeit in ſich ein. So ſelbſtverſtändlich das eine wie das andere; die ſonnigen Geſichter glichen auch in ihrer Unkenntniß, was Schatten ſei, der Sonne. Dann kam Carſten Carſtens mit einer erſten rothen Centifolienroſe und gab ſie Madlene: „Ihr geht wohl noch zur Großmama heute, da bring' ihr die von mir;“ und Jilde Carſtens ſagte: „Und von mir gieb ihr einen Kuß, Magda.“

Schön war der Nachmittag auf der Mühle geweſen, wie immer, und ſchön war's auch wieder, auf dem Rückweg allein zu ſein. Madlene fragte:

„Dolf, willſt Du Tante Hedda nicht lieber heirathen, als mich?“

„Ja, wenn Du Onkel Rolf lieber heirathen willſt.“

„Dann wirſt Du auch mein Onkel.“

„Und Du wirſt meine Tante.“

Sie platzten beide in ein Lachen aus, die Vorſtellung war zu ſpaßhaft, und andres war ſo merkwürdig. Nun ging Madlene Fleming und brachte der Großmama Waldburg eine Roſe vom Großvater Carſtens, wie es früher täglich Barbe Carſtens, ihre Mama, gethan. Davon wußte ſie freilich nichts, aber

es ließ ſich manchmal nicht recht begreifen, warum die beiden ſich ſo oft Blumen zuſchickten und doch ſelbſt niemals zueinander kamen. „Sie müſſen ſich doch nicht leiden können, Dolf,“ ſagte das Mädchen, „und ſie ſind doch früher einmal zuſammen verheirathet geweſen.“

„Ja, aber ſchon lange nicht mehr, denn ſie haben ſich voneinander getrennt.“

„Weil ſie ſich nicht mochten.“

„Nein, ich glaube,“ — Alf Overbeck blieb einen Augenblick ſtehn — „ich hört's einmal in der Nebenſtube, daß Dein Papa mit der Mama davon ſprach — wie war es noch? — wart', ich hab's gleich. Die Großmama hat den Großpapa zu lieb gehabt, darum hat ſie ſich von ihm ſcheiden laſſen, denn der Großpapa hat die Mama von Rolf und Hedda noch lieber gehabt.“

Madlene ſchüttelte den Kopf. „Du, das kann nicht richtig ſein, das haſt Du falſch verſtanden.“

„Was verſtehſt Du denn davon?“ Er dachte einen Augenblick nach: „Es iſt doch ganz einfach. Du heiratheſt erſt Rolf und danach mich — nein, das paßt nicht — erſt heirathe ich Hedda und nachher Dich —“

„Aber da kannſt Du mich doch lieber gleich heirathen.“

„Ich weiß ja noch nicht, daß ich Dich lieber habe, als Hedda. Du biſt zu einfältig, Maud, man kann Dir nichts klar machen. Woll'n wir 'mal auf dem Schloß bei'm Herrn Baron vor?"

Das alte Gebäude lag nah an ihrem Weg, ſie ſprangen durch eine ihnen bekannte Zaunlücke in einen völlig verwilderten Garten und von der Rückſeite in das ſogenannte Schloß hinein. Alles ſah zerfallen aus, der Mörtel lag dick auf dem Flur, eine Thür im Erdgeſchoß ſtand offen und führte in eine große öde Stube mit abgeriſſen hängenden alten Prachttapeten. Darin ſaß der Freiherr Matthias von Gapendorp auf einem dreibeinigen Holzbock, der ehmals als Küchenſtuhl gedient haben mochte, und rauchte aus einer Kalkpfeife mit halbabgebrochenem Stiel, aber nach dem brenzlichen Geruch ſchienen keine Tabaksblätter, ſondern nur Rippen in dem Kopf zu ſchwälen. Alf riß die Mütze ab: „Guten Abend, Herr Baron." Selbſtverſtändlich kannten ſie ihn und er ſie; ſchon öfter waren ſie bei ihrem Umtrieb hier eingebrochen.

Der Freiherr nickte ihnen leutſelig zu: „Es konvenirt mir augenblicklich, daß ihr mir eine Viſite abſtattet, Kinder." Man ſah, ihr friſcher Anblick freute ihn wirklich. „Nach der Thätigkeit des Geiſtes er-

heiſcht die Natur von uns, daß wir uns eine Zeitlange der Muße hingeben, und für dieſes Bedürfniß habe ich mir meine Villeggiatur hier eingerichtet, denn es giebt kaum in der Welt einen ſtärker aufreibenden Beruf, als den eines Ambaſſadeurs. Laſſet euch auf dem Sommerdivan nieder.“

Die Beiden wußten, was damit gemeint ſei, und ſetzten ſich auf eine wacklige, mit einer abgeſchabten Wollendecke überſpreitete Holzbank. Aeußerſte Armſeligkeit ſprach aus jedem Gegenſtand der Stubeneinrichtung, und wo ſie's ſonſt derartig gefunden hätten, würden ſie's auch geſehen haben, wie's ihnen der Umblick vor Augen hielt. Aber hier war alles ſo anders und die Bank mit der alten Decke für ſie wirklich ein Divan. Denn der Herr Baron benannte ſie ſo, und aus den Worten ſeines Mundes kam's mit einem ganzen ſchimmernden Gewebe von Einbildung, das ſich ihnen über alles hinlegte. Er hatte an den beiden Kindern dankbar gläubige Zuhörer, die einzigen in der Stadt, deshalb beſonders erfreute ihn jedesmal ihr Kommen. Ihre Gegenwart befruchtete ſeine Phantaſie zu unglaublichem Blüthenreichthum; mit vornehmer Haltung, bald in leichtem Converſationston, bald mit einer feierlich getragenen Stimme berichtete er ihnen von ſeltſamſten Erlebniſſen ſeiner

Vergangenheit. Ueberall umgab ihn darin Glanz und Pracht und einzig die höchste Ariſtokratie, wie aus einem Märchenbuch klang's. Auch dies Schloß hatte in grauer Vorzeit ſeinen Ahnen gehört, für die es von einer Königin gebaut worden; das bildete eigentlich den Grund, weshalb er hier ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen, und ab und zu ſchimmerte es durch, er ſelbſt ſtamme von dem alten königlichen Blute her. So lange er von ſeiner Größe ſprach, glaubte er ſelbſt daran, und ſo mußten die Zuhörer es auch und ſaßen wie gebannt. Er hielt ſich nur vorübergehend hier auf, bis es ihm gefiel, auf eines ſeiner zahlreichen, weitausgedehnten Landgüter im Süden zurückzukehren; ſobald er ſeinen Aufenthalt dort nehmen werde, ſollten Alf und Madlene ſich zum Beſuch bei ihm anmelden und bleiben ſo lange ſie nur wünſchten. Die Wirklichkeit war, daß ein entfernter Verwandter von ihm, mit dem er außer jeder Beziehung ſtand und den er nicht einmal perſönlich kannte, ein großes Majoratsgut beſaß, ohne ſich mit einem Gedanken um den in der Jugend verbummelten und verſchollenen alten armen Schlucker zu bekümmern. Der Baron Matthias von Gapendorp aber war glücklich, ein ſolches Auditorium vor ſich auf dem Sommerdivan zu beſitzen, und nach ſeiner Art liebte er die

beiden Kinder. Dann jedoch, wie ſeine dichteriſche Phantaſie ſich für heute erſchöpft hatte, entließ er ſie mit freundlicher Vornehmheit: „Richtet euren Eltern eine Empfehlung von mir aus; ich bin ihnen wohlaffektionirt und hätte ihnen bereits ſeit längerem eine Viſite zugedacht, aber meine Zeit iſt beſtändig occupirt.“ Das äußerte er jedesmal als letztes, und wenn Tamo Fleming auch nicht zu Denen gehörte, bei welchen ein plebejiſcher Honoratiorenhochmuth zu befürchten war, ſo führte der Freiherr doch in Anbetracht ſeiner einmal angenommenen Kleidungsgewöhnung dieſe Beſuchsabſicht niemals aus. Mit der occupirten Zeit aber verhielt es ſich ganz ſo, denn er mußte heut' noch eine Stunde lang abſchreiben, um den Schilling für das dünne Glas Grog bei Jochen Mahn zu erübrigen.

Auch das war im Vorüberkommen eine Würzezuthat des Tag's geweſen, ſo völlig verſchiedener Art, als die übrigen; in den Köpfen der aus dem Schloß wieder Herausgelaufenen ging noch bunt durcheinander, was ſie drinnen an wunderſamen Dingen gehört, nur meinte Madlene jetzt: „Warum trägt der Herr Baron eigentlich immer ſo ſchlechtes Zeug? Er ſieht garnicht aus, wie ein ſo großer Herr, der von einem König herſtammt, man könnt' ihn auf der Straße

für einen Bettelmann anſehn.“ Alf Overbek wußte alles und darum auch das. „Das thut er, weil's im Schloß auch ſo ausſieht, und es iſt nicht vornehm, ſich wie ein Schneider um ſeine Kleider zu kümmern. Kaiſer und Könige thun's gewöhnlich am wenigſtens.“

Die Quelle, aus der ihm dieſe Wiſſenſchaft gefloſſen, gab er nicht an, doch das Mädchen ſetzte keinen Zweifel in dieſe abſonderliche Neigung ſolcher ihr noch nicht vermittelſt der eignen Augen bekannt gewordener höchſter Perſönlichkeiten, ſondern antwortete nur: „Wenn ſie ihr Zeug auch ſo oft entzweireißen, kannſt Du auch noch Kaiſer oder König werden, Dolf.“ Und ſie lachten ſich in's Geſicht und liefen jetzt durch die Länge der Stadt dem Nordende zu, in das Häuschen von Walburg Carſtens hinein, rufend hindurch in den Garten, und Madlene ſprang auf die Geſuchte, hier an einem Beet Beſchäftigte los und warf der Knieenden die Arme um den Hals: „Die Roſe ſoll ich Dir vom Großpapa bringen, Großmama, und von ſeiner Frau ſoll ich Dir einen Kuß geben.“

Das beſorgte ſie, und Walburg ſtrich ihr das flatternde Haar zurecht: „Dann ſteht ja alles gut und glücklich, und ihr beiden ſeid auch vergnügt?“

„Das ſind wir immer, Großmama.“

Auch Walburg Carſtens lag das glattgeſcheitelte Haar grau an den Schläfen herunter, ſie antwortete: „Glücklich zu ſein, iſt das Wichtigſte, und das iſt man, wenn man andere glücklich macht. Thut ihr's denn auch und vertragt euch immer gut?“

„Ja, aber Dolf will erſt Hedda heirathen und nachher mich. Da will ich's garnicht mehr und er kann bei ihr auf der Mühle bleiben. Sag' Du's ihm nur auch, Großmama!“

Wie der Anflug eines Lächelns wollte es Walburg Carſtens um den Mund gleiten, doch es wandelte ſich auf halbem Wege zum Gegentheil eines leis ſchwermüthigen Schattenſtrichs um die Lippen, während dieſe in einer Mitte zwiſchen Scherz und Ernſt verſetzten:

„Das iſt ja arg von ihm, Magda, aber vielleicht beſinnt er ſich noch, wenn Du immer recht verträglich und freundlich gegen ihn biſt. Ein Mädchen muß klug ſein und nachgeben, dann giebt's keinen Streit und Zank; doch wenn ſie auch immer ihren Kopf aufſetzt und recht haben will, da geht's nicht, wie bei zwei zu harten Mühlſteinen, und ſie hat ſelbſt ſchuld daran. Warum ſeid ihr heut' denn ſo ſpät gekommen, Kinder, ihr müßt ja gleich zum Abendeſſen nach Haus.“

Das mußten ſie freilich wohl, und es that ihnen am meiſten leid, denn es gab eigentlich nichts Beſſeres, als eine Stunde im Garten oder in der Stube gegen Abend bei der Großmama zu ſitzen, ihr zu helfen bei dem, was ſie ſchaffte, und zuzuhören, was ſie ſagte, oder beſonders, wenn ſie zu ihrem Spinett halblaut ſang. Es hatte bei ihr alles einen ſo eignen Ton, auch ſo friedlich ſchön, wie zu Hauſe, aber doch anders, ſagen ließ ſich's nicht gut, worin der Unterſchied ſteckte. Auf der Mühle indeß ward's am Sommernachmittag bei dem Herumtoben immer ſpät, dazu waren ſie noch im Schloß vorgeweſen, und ſo konnten ſie heut' allerdings nicht länger bleiben, wenn ſie noch recht zum Abendeſſen kommen wollten. Alſo gingen ſie wieder draußen, und Madlene ſagte:

„Du, Dolf, ich glaube, die Großmama ſcheint nur ſo, ſie iſt garnicht ſo glücklich."

„Warum denn nicht?"

„Weil — weil — ja, das kann ich nicht ſagen. Aber ſie kann garnicht recht lachen."

„Das iſt auch ein Grund," ſpottete Alf.

„Glaubſt Du, daß ſie die Frau vom Großpapa auch lieb hat?"

Das wußte er nicht. „Du haſt immer ſo dumme Fragen. Natürlich hat ſie's."

„Nein, ich glaub's nicht."

„Doch!"

„Nein."

„Du willſt immer alles beſſer wiſſen und recht haben, und die Großmama hat erſt eben geſagt, Du ſollſt nicht widerſprechen, wenn ich Dir etwas ſage, damit machſt Du Dich ſelbſt unglücklich."

Das ſaß, denn es hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Verſtummt ging Madlene hinter ihm drein; der Abendtiſch wartete ſchon, und Hunger ſpürte ſie doch ſchon wieder, aber ſie ſprach nichts mit Alf. „Habt ihr euch gezankt?" fragte ihr Vater.

Das durfte im Haus nicht vorkommen, war das höchſte Verbrechen in dem grünen Inſelreich. Andrerſeits aber gehörte in dieſem auch die menſchliche Begabung, etwas nicht Wahres vom Mund zu bringen, zum Unbekannten, ſo antwortete das Mädchen nur: „Ich bin müd, Papa," und Tamo Fleming fragte nicht weiter. Doch ſtatt deſſen ging es Frau Barbe wieder übel; er brachte ſie abermals in den Verdacht der ſchlimmſten Witterungsabſicht, behauptete, vor drei Jahrhunderten hätte man ihr das ſchon öffentlich nachgeſagt und geſungen, und holte zum Beweis ein altes Liederbuch, aus dem er vorlas:

„Ducke Dich, Hanſel,
Duck Dich, laß vorübergahn!
Das Wetter will ſein' Willen han.

Ducke Dich, Hanſel,
Duck Dich, laß vorüber gahn!
Das Unglück will ſein' Willen han.

Ducke Dich, Hanſel,
Duck Dich, laß vorübergahn!
Die Frau will ihren Willen han."

„Und das iſt das größte Unglück," fügte Tamo Fleming als Erläuterung nach, „wenn die Frau ihren Willen haben will und Unwetter macht. Männer ſind immer ſanftmüthig und deshalb nur auf der Welt, um ſich zu ducken und Unrecht zu leiden. Das wußten unſere Vorväter ſchon vor dreihundert Jahren."

Es war himmelſchreiend, denn in Barbe Flemings ſonnigem Geſicht hatte ſich auch nicht der leiſeſte Schatten eines Wölkchens kundgegeben, und gerechter Weiſe wäre das alte Lied umgekehrt auf den, der es vortrug, anzuwenden geweſen. Aber die arme Frau war an die tyranniſche Willkür ihres Mannes gewöhnt, duckte ſich ohne zu widerſprechen, zog vielmehr ſogar am ſelben Strang mit ihm, indem ſie auch meinte, üble Laune im Hauſe ſei wie ein grauer

Regentag, und wer ſchuld daran trage, müſſe dies einſehen und dafür ſorgen, daß der Sonnenſchein ſo ſchnell als möglich wieder komme. Das Abendeſſen ging noch bei hellem Licht vorüber, denn der Junitag hielt ſich lang, obwohl die Sonne ſich ſchon ſeit geraumer Zeit auch geduckt hatte und nur noch einen goldrothen Strahlenmantel über den Waldrand ausbreitete. Vom Tiſch aufſtehend, ſagte Tamo Fleming: „Heute können wir lange den Fledermäuſen im Garten zuſehen, Frau Abendroth.“

Dann aber war's doch nach altem Wort inter canem et lupum, die Zwitterzeit, in der wohl ehmals auch hier der Hirt ſeinen Hund zur Obhut für die Herde losgelaſſen und der Wolf um ſie herumzuſtreichen angefangen. Alf und Madlene befanden ſich auch im Garten, an einem Seitenrand; dort gingen ſie, ohne ſich umeinander zu bekümmern, in zwei benachbarten Wegen auf und nieder. An einem Ende liefen die beiden Gänge zuſammen, doch bis dahin kam keiner von ihnen, ſondern ſie kehrten gleichmäßig jedesmal vorher um. Jedesmal aber auch ſetzten beide, wenn ſie ſich wieder näher geriethen, den Fuß um einen oder zwei Schritte weiter gegen den Kreuzungspunkt vor, ſo daß ſie endlich doch einmal an dieſem zuſammentreffen mußten. Natürlich ohne

Abſicht, jeder wollte nur ſeinen Weg bis zu Ende gehn, ſich nicht durch den andern davon abhalten laſſen. Aber weil ſie ſich gegenſeitig nicht wahrnahmen, trafen ſie im wörtlichen Sinn mit einem Stoß oder Schubbs gegeneinander, und im nächſten Augenblick hatte er den Arm um ihren Hals gelegt und ſagte:

„Maud, ich war häßlich,“

„Nein, ich war's, Dolf.“

„Ducke Dich, Dolf, heißt's.“

„Nein, ducke Dich, Maud.“

„Dann woll'n wir's beide.“

Lachend duckten ſie ſich miteinander zu Boden, ſprangen Hand in Hand wieder auf, und Alf Overbeck ſagte: „Biſt Du noch müde?“

„Nein, gar nicht mehr.“

„Woll'n wir noch 'mal an's Waſſer und ſehn, wie Niels Iwerſen wegrudert. Wir kriegen Vollmond heut'.“

Daß Madlene wollte, verſtand ſich von ſelbſt, und ſie liefen hurtig davon, an den Strand. Vom Kirchthurm ſchlug's zehnmal, da ſtand Niels Iwerſen auch ſchon am Boot, um auf ſeinen allnächtlichen Fiſchzug auszufahren. Sie kannten ihn natürlich und er ſie, aber er that heut', was er noch nie gethan, denn er fragte: „Wollt ihr mit?“

Das konnte auch nicht einen Augenblick Zweifel leiden, und ſie ſaßen ſchon im Boot. Der Fiſcher ruderte, kein Hauch regte ſich, die See lag ſpiegelglatt und dunkel. Doch nun flog wie bei'm erſten Morgenanbruch ein Schimmer über ſie hin und färbte ſich röthlich, der Mond ſtieg wie eine glühende Rieſenkugel aus der Oſtſee.

Niels hielt das Boot nah am Ufer entlang, ungefähr eine Viertelſtunde hindurch, da ſprang etwas Dunkel vor, ein alter Steindamm aus großem Findlingsgeblöck, das wohl in der Vorzeit vom Eis hergetragen und nur von Menſchenhand nachgebeſſert worden. Hier war nicht ſeichter Strand, ſondern tiefes Waſſer; der Schiffer zog die Ruder ein, hantirte mit Stein und Stahl, und in ſeiner Hand glomm es und glühte eine Fackel auf, die er vorn an der Bootſpitze in einem Ring feſtmachte. Die warf ihren Flammenſchein unter ſich in die Tiefe, und Niels Iwerſen löſte ſein Netz und ließ es tonlos ſacht in's Waſſer gleiten. Kein Laut kam ihm dabei vom Mund, die beiden Kinder ſaßen ebenſo ſtumm, mit weitgroßen Augen auf das märchenhaft durcheinander quirlende Lichtſpiel hinblickend, zu dem ſich der ſilbern werdende Mondenglanz mit dem feurigen Gelober der Fackel auf der jetzt leis dünenden Fläche

vermengte. Nur einmal drückte Madlene die Lippen auf das Ohr Alfs und wiſperte: „Was will Niels denn fangen, Dolf?“ — „Fiſche natürlich.“ Und ſie ſahen wieder reglos drein.

Dann hob ſich das Netz einmal, und es zappelte und ſprattelte etwas mit glimmernden Schuppen darin, doch Niels Iwerſen ſtülpte das Garn um und ließ ſeinen Fang wieder in's Waſſer fallen. Das brachte dem Knaben doch vom Mund:

„Waren die nicht gut?“

Der Befragte drehte ihm das Geſicht zu und ſchüttelte den Kopf.

„Was für welche willſt Du denn?“

Zum erſtenmal kamen jetzt Worte von Niels' Lippen: „Ich will keine Fiſche, ich will das Halsband der Königstochter.“

„Von einer — von wem?“ fragte Alf ſtockend.

Nun warfen Mond und Fackel ihr Geglimmer auch in die Augen des Fiſchers, er antwortete mit flüſternd gedämpfter, geheimnißvoller Stimme: „Die Königstochter Dagmar iſt hier bei'm Sturm mit ihrem Schiff angeworfen und ertrunken. Sie kam, um auf dem Land Hochzeit zu halten, und hatte ihr koſtbarſtes Perlenhalsband dafür an. Das liegt

drunten, einmal hab' ich's geſehn, aber es iſt wie ein Aal und ſchlüpft durch's Garn."

Er ließ ſein Netz wieder gleiten; Madlene übergruſelte es den Rücken, ſie wußte nicht warum. Ihr Mund legte ſich wieder an Alf's Ohr: „Laß uns weg, Dolf; es iſt ſchon ſpät, wir müſſen nach Haus." Auch ihm war's nicht heimlich, er wiederholte laut: „Wir müſſen nach Haus, Niels, laß uns da auf den Stein ſpringen." Dazu nickte Niels Iwerſen ſchweigend und drehte mit dem Ruder das Boot, ſodaß die beiden auf den Damm hinüberſpringen konnten. Geſchickt brachten ſie ſich auf ihm von Stein zu Stein über die Waſſerlücken weiter, man ſah, bei Oſtſturm mochten die Wellen mächtig dazwiſchen hereinſchlagen. Dann liefen ſie Hand in Hand über den feuchtfeſten Sand am Strand entlang; wenn ſie ſich umkehrten, glühte hinter ihnen drüben noch immer die Fackel, ſonſt warf ringsum die Nacht Millionen weiße Lichtfunken auf Land und See.

Im Garten aber hatte Barbe Fleming ſchon vor einer halben Stunde nach Alf und Madlene gerufen, ohne daß eine Antwort gekommen, und wie ſie's in Zwiſchenräumen ebenſo vergeblich in die Mondnacht hinaus wiederholte, ward ſie einmal wirklich nach und nach verſtimmt und ſprach zuletzt unwillig über das

nächtliche Ausbleiben und Treiben der Kinder. Doch ihr Mann meinte, sie seien wohl noch weiter gelaufen, als sie gewollt, müde geworden und ruhten sich aus. Aber Frau Barbe war aufgebracht und antwortete, er lasse den Beiden zu stark die Zügel schießen, sodaß sie allen Ordnungssinn verlören und sich vor nichts fürchteten. Darauf sagte Tamo Fleming: „Vielleicht hat auch eins von ihnen sich den Fuß verstaucht und kann nicht gehen.“ Die Hörerin erschrak, doch sie hatte sich heftig geredet und erwiederte: „Wenn Du es nicht thust, so werde ich sie einmal nachdrücklich für ihren Unfug bestrafen.“ — „Ich vermuthe,“ entgegnete er, — „sie sprachen, glaub' ich, so etwas — daß sie noch unten an den Mühlbach gegangen sind und Madlene oder Alf im Dunkel ausgeglitten und hineingestürzt ist.“

„Um Gotteswillen — Tamo!“ rief Barbe.

„Es sind wohl Leute noch glücklich dazu gekommen, aber wahrscheinlich liegt sie oder er noch besinnungslos.“

Das Mondlicht ließ eine anwachsende schreckliche Angst in Barbe's Zügen erkennen, sie stammelte: „Am Mühlbach“ — und lief schwankend vorwärts, während Tamo Fleming ruhig sagte:

„Wohin willst Du? Das nützt und ändert nichts mehr. Wir müssen abwarten, was geschehn ist.“

Da klangen Stimmen von der Gartenpforte her, und Frau Barbe ſtieß mit einem Schrei aus: „Da ſind ſie — ſeid ihr's?“ und ſie flog jubelnd auf die Ankömmlinge zu, ſchlang die Arme um Madlene, küßte ſie und griff dann nach dem Kopf Alf Overbeks, um ſich zu vergewiſſern, daß auch er es ſei. Nun kam auch Tamo Fleming hinzu und ſprach: „Ihr habt der Mama große Sorge gemacht. Rechte Liebe iſt nicht gedankenlos, ſondern fragt ſich, ob ſie bei ihrer Freude andern auch Leid zufügt. Ihr verdientet eine Strafe, aber die Mama hat für euch gebeten. So legt euch zu Bett und denkt, bis ihr einſchlaft, darüber nach, daß ihr nur an euch gedacht habt.“

Das waren ſo ſchlimme Worte, wie das grüne Inſelreich ſie noch kaum jemals vernommen, und lautlos ſchlichen die Beiden ſich in's Haus. Barbe's Bruſt aber ging noch in unruhvoller Haſt, und vom Mund kam ihr: „Wie glücklich bin ich — wie ſelig! — Tamo —“

Sie ſchlang den Arm um ihren Mann. „Was, Frau Babuſa?“ fragte er.

„War ich wie meine Mama? Ja, es wäre in mir, wenn Du es nicht ſo gut bewacht hätteſt. O wie recht haſt Du, mich immer im Spaß zu mahnen,

daß ich nicht Dich und andere und am meiſten mich ſelbſt unglücklich mache, wie meine arme Mama. Denn von Natur bin ich auch heftig und ſtreitſüchtig und jähzornig, wie ſie es geweſen, aber Du biſt nicht wie mein Vater, ſondern Du hüteſt das Glück, daß es in unſerm Hauſe bleibt.“

Tamo Fleming zog ihren Kopf an ſeine Bruſt. „Als Du mich auf der Straße anſahſt, ſtand in Deinen Augen, wir würden es zuſammen hüten. Darum war mir nicht bange vor der Erbſchaft von den Alten, und ſo lange man nur die Frau Sorge zu rufen braucht, daß ſie die Frau Hagelwetter in alle Winde davonjagt, läßt ſich's mit der noch im Hauſe aus=halten, Frau Silbernacht.“

„O Du guter, Du beſter, Du weiſer, liebevollſter Mann!“ lächelte Barbe Fleming glücklich, obwohl die Mondſtrahlen in zwei Tropfen an ihren Wimpern zitterten. „Wenn ich nicht Deine Frau wäre, wollte ich, ich wäre Dein Kind.“

Die beiden Sünder hatten ſich in ihre Betten verkrochen, und das Herz ſchlug ihnen noch reuig, daß ſie hören gemußt, ſie hätten nicht rechte Liebe in ſich gehabt. Aber zwei ſo junge, frohmüthige Herzen waren es, und der Sommertag war ſo lang geweſen, ſo unausdenkbar lang, daß es zwiſchen ſeinem Sonnen=

aufgang und der Vollmondsnacht über der See wie ein ganzes Leben gelegen. So übervoll von Bildern, Stimmen, Farben, Tönen, Geſtalten und Empfindungen; vor den geſchloſſenen Lidern Alf Overbeks hielten ſie einen wiederkehrenden Reigenzug, wie vor denen Madlene Flemings. Die Goldpfeile der erſten Frühſonne, die im Wald ſiegreich mit den Schatten der Nacht kämpfte — Kukuksrufe über den Wipfeln, das Ziſchen der Kreuzotter, ein Hahnſchrei vom Haidedorf her. Nun die Schule — unter Alf's Füßen ein Gekrach von brechenden Holzlatten — da lag ein Seepferd am Wegrand. Die verzauberte heiße Mittagsſtille über der Waldwieſe — das lautloſe Steigen, Fallen und Schweben der Falter — die Jagd durch das wellende Blüthenmeer. Jetzt wie das Lachen eines Kukukweibchens — ein weißes Geſicht unter dem Farnſchirm — grünes Gefunkel in den Augen und ein fauchender Katzenton — da das Jubelgeſchrei von Rolf und Hedda Carſtens — der tolle Wirbelſturm — die köſtliche Dickmilch unter der Linde. Der Baron mit der Binde über dem Auge im alten Königsſchloß — die Großmama Walburg — Streit und Verſöhnung — der Vollmond über der See — Niels Iwerſens rothe Fackel — das Perlenhalsband der Königstochter am Grund.

Unausdenkbar — Bilder, Farben, Geſtalten, hundertfältig ſich ineinander ſchlingend, ſich umkreiſend, dann traumhaft zerfließend. Nun Träume — wiegend und wellend — entſchwebend, verhallend — und nur ein letzter, Bewußtſein auslöſchender Ton noch von draußenher, aus unendlicher Weite —

Denn der Nachtwind ſtieß in die Bäume.

* * *

Ab und zu fand ſich auch Tamo Fleming einmal für eine Stunde im „ſtillen Butt" ein, Da er, freilich durch eigne Schuld, außer Verkehr mit der guten Geſellſchaft des Städtchens ſtand, mußte er ſich, wenn er mit Leuten zuſammenkommen wollte, wohl oder übel an der ſchlechten genügen laſſen. Zwar nahm es eigentlich Wunder, daß er ſich überhaupt von ſeinen Unthieren zu menſchlichen Geſchöpfen fortbegab, aber es mochte allerdings bei ihm im Hauſe ſo troſtlos ausſehen, um es ihn zuweilen in der Erinnerung an ſeine ehemalige Aufnahme in den Honoratiorenhäuſern nicht mehr aushalten zu laſſen. Jedenfalls war zweifellos, daß er bei ſolcher Gemüthsbedrückung dann und wann ein kurzes Vergeſſen ſeiner häuslichen Miſere im ſtillen Butt ſuchte.

Was jedoch nicht nur in Verwunderung geſetzt, ſondern allgemeinſte gerechte und höchſte Empörung hervorgerufen hätte, wenn jemand davon erfahren, war, daß er eines Abends ſeinen Neffen, einen dreizehnjährigen Knaben, ein ihm anvertrautes heiliges Vermächtniß ſeiner Schweſter, mit ſich unter die ungebildeten, größtentheils gradezu rohen Stammgäſte der gemeinen Schifferkneipe nahm. Eine unverantwortlichere That konnte ein Mann von ſelbſt größter Gewiſſenloſigkeit nicht wohl begehen, und wäre erſt ſpäter auf dem Heimweg den beiden ein Zugehöriger der anſtändigen Geſellſchaft begegnet, ſo würde der Rector Scholinus allerdings nicht in Zweifel darüber geblieben ſein, aus welcher Sumpfquelle die moraliſche Verwahrloſung Adolf Overbeks herſtamme.

Die Thatſache aber war ſo; vor ihren dampfenden Gläſern ſaßen ſie am Auguſtabend alle rauchend in der „Cajüte“ Jochen Mahns, Sievert Bramſegel, Clas Tenhan, Jan Lafrenz und Jeppe Rimmert, Chriſtian Larſen, der alte Knut, Niels Iwerſen, auch Carlos Mazeras nebſt einem halben Dutzend anderer mit grauen Haaren vor Anker gegangenen früheren Theerjacken, der Baron von Gapendorp nahm an der Seite F. M. von Aſperns ſeinen Platz auf der Adelsbrautkiſte ein, und die Namens- und Krämer-

läden-Vettern Piper und Peyer befanden ſich als einmal vor Alters mit an Bord genommene überzählige Paſſagiere gleichfalls am großen Tiſch. Der ſtille Butt war vollbefrachtet, man konnte ihn faſt für einen neumodiſchen Dampfer anſehen, ſo brodelte es ſtoßend und fauchend aus dem Keſſelrohr am Schanktiſch; Jochen Mahn ſtand als Heizer daneben, ſcharf auslugend, wo es neu einzufeuern galt, und auch vor Alf Overbek hob ſich hoch und breit ein Grogglas vom Tiſch, das Tamo Fleming ihm hatte vorſetzen laſſen.

Die Runde umher ſtellte ſich ein recht abſonderliches Zeugniß dadurch aus, daß niemand an der Gegenwart des Knaben Anſtoß nahm und ſeinen Begleiter daraufhin anſah, daß es im Kopf desſelben nicht richtig ſein müſſe. Vielmehr ſchienen ſie ſämmtlich Alfs Anweſenheit hier durchaus vernunftgemäß und in der Ordnung zu befinden, und was Tamo Fleming anging, ſo kehrte das Behaben aller gegen ihn heraus, daß ſie ihn aus ihrem Geſichtswinkel als eine Art von Ehrengaſt betrachteten, dem ſie ſeine Nichtgewöhnung an das Verſchlucken von Salzwaſſer nicht als Mangel an richtigem Geſchmack anrechneten. Und ſo ſtellten ſie denn auch ihrem Geſchmack auf beiden Seiten ein bedenkliches Zeugniß eben dadurch aus, daß ſie wechſelſeitig Geſchmack aneinander fanden.

Der Wind blies heut' Abend aus irgend einer merkwürdigen Ecke vom Thierkreis her, ſeiner Natur gemäß ſelbſtverſtändlich höchſt ernſthaft, aber er hatte einen ſchnurrigen Ton, wie er zwiſchen den Gläſern durch über den Tiſch lief. Peter Jenkens, der Walfiſchfänger vorväterlichen Gedenkens, nickte mit dem Eisſtachelkopf zu einer eben vernommenen, äußerſt wunderſamen Geſchichte von einem Tümmler oder „Schweinfiſch", der über's Marsſegel wegſpringen gewollt, aber mit den dicken Floſſen in den Stengenpüttings hängen geblieben war, und ſagte:

„Ja, mit den Beeſtern da belebt man was. Wir hatten mal ein biſchen hoch in die Baffinsbai gehalten, und über Nacht ſaßen wir denn auch richtig in der zugefrorenen Walfiſchſpeckſuppe, obgleich Junimonat im Kalender ſtand. Na, da konnt' man ſich die Zeit damit vertreiben, daß man ſich an der Naſe rieb, und Nutzen hatt's auch, denn es war bannig kalt und in der Koje bei den Federn war's am beſten. Wir ſpazierten alſo mit unſrer Brigg ſo ein biſchen zwiſchen den Zuckerhüten auf und ab und ſuchten ſie uns vom Leib zu halten; dabei gab's den Tag über Motion, daß man am Abend wol ein Glas oder zwei nöthig hatte. Ich lieg denn ruhig in der Nacht und laß im Traum grad 'ne Harpune auf einen big

finner — Tunnolik heißen die Eskimoten ihn — los, da wird's mir ſo, als hätt' ich dabei meine Decke weggeſtrampelt und läg draußen auf'm Eis, hölliſch was froſtig. Ich greif' im Dunkeln mit der Hand, um ſie wiederzuholen, und hab' ſie auch, bloß wie man ſo träumt, wol dreimal ſo dick und mit langen Zotteln, und auf einmal bläſt's mir nu ganz heiß in's Geſicht, als käm' der Dampf da aus Jochens Keſſel heraus, und ſo ein Schnurren und Brummen machte es auch dazu. Na, das kann ich nicht weiter ſagen, wie ich aus dem Bett gekommen bin, aber ich ſtand ſo bei dreißig Grad Froſt auf dem Deck und ſagte, es wär' nicht richtig bei mir. Das wollten ſie auch wahr haben und lachten, ich hätt' den Abend zu tief in den Topf mit dem heißen Waſſer heruntergekuckt; ich ſagte aber blos: Na, denn kommt mal mit, ob das meine Bettdecke is. Das thaten ſie denn ja, und wie wir mit Licht nu in die Koje kommen, da liegt ein Eisbär, ein Faden lang, in meinem Bett und ſieht uns gemüthlich aus ſeinen Schlitzaugen an. War's dem Beeſt draußen zu kalt geworden — darum ſagt man ja auch Bärenkälte —, er hatt' ſich von einer Eiskante aufgeentert und dachte, es iſt beſſer, er kriecht wo warm unter. Na, und kein Gedanke, ihn wieder aus den Federn herauszukriegen, man

konnt' ihn mit dem Speckmeſſer kitzeln, ſo viel man wollte, er brummte blos ein bischen und leckte mit ſeiner großen ſchwarzen Zunge uns die Hand wie ein weißer Pudel. Wir kriegtens zuletzt ganz gut auf ihn ſtehn, und mir kam ein Gedanke in den Kopf, daß wir ihn mit Seehundſpeck fütterten und nachher mitnahmen bis nach Amſterdam. Da hab ich ihn zu 'nem guten Preis in den Garten verkauft, wo all die Beeſter ſind, und als ich von ihm wegging, kuckte er mir durch die Trallen nach, auch ſo wie ein Hund, wenn ſein Herr weggeht und er muß zu Haus bleiben."

Wie der Erzähler ſchwieg, kamen von den Lippen in der Runde ein Dutzend größere Rauchwolken als bisher, kringelten ſich über dem Tiſch zuſammen, hinterdrein nickte es: „Ja, ja, das geht ſonderbar zu," und Clas Tenhan fügte bei: „Jo, do heff ick em mal ſehn, dat warrd he weſt ſin. He keek mi ok na, as wüß' he, ick wurr wul mal mit Di toſamſitten un ſchull Di denn vun em gröten." Jan Lafrenz aber zog das Kalkrohr aus dem Mund und ſagte:

„Wir waren mal in der gelben See ſo was, daß der große Bär ſich juſt in's Waſſer wegduckte, ſonſt hatt' es mit 'nem Bären nichts zu thun und als daß ich auch Keinem einen aufbinden will. Aber wir

liegen da wie 'ne todte Katze auf'm Waſſer und pfeifen nach Wind; vorher hatten wir 'ne ganze Mütze voll gehabt, und nu krüſelte uns kein Haar am Kopf. Das kam ſo, daß wir hart an ſo 'nem verdammten Japanſchooner längsſeits vorbeiſeilten, der Conterwind hatte und nicht vom Fleck kam. Schmeißt uns der Schuft einen Beſenſtiel vor den Bug, ſchwapp fliegt der Wind herum, er ſetzt alle Segel bei und wir liegen in der faulen See und können ihm nachſehn. Na, was thut man nicht aus Langeweile, ich dreh' den Kieker im Himmelskreis rundum und da da ſeh ich ſo auf ein drei vier Knoten eine kleine platte Inſel mit ein biſchen Buſchwerk nach Nord-Nord-Oſt zu. Nu kannte ich ja doch ſeit zwanzig Jahren auf hundert Meilen in der Gegend herum jede Handbreit von Korallenzeug und hatt' die Inſel noch nie zu Geſicht gekriegt. Das Linnen hing alles, als wär's Wäſche, die getrocknet werden ſollte, ſchlapp von den Raaen herunter, vorwärts konnten wir nicht, ich laß alſo ein Boot klar machen und ruder' mit drei Mann auf die unbekannte Inſel los. Wir kommen auch hin, na, groß war ſie nicht, ſo was von Umfang, daß eine Büchſenkugel gut drüber ging, und nicht wie die Korallenbänke, ſondern mit grobem Kiesſand drauf und Muſcheln und allerlei Zeug; da-

zwiſchen wuchs denn das Strunkwerk, was ich durch den Kieker geſehen hatte. Wir ſchlugen 'nen Pflock ein und vertauten das Boot, und, Kinders, ſag' ich, auf der Inſel hat noch kein Menſch Kaffee gekocht, da woll'n wir die erſten ſein. Das hatt' ich mir nämlich vorher ausgedacht und alles dazu mitgenommen. Sie hackten alſo den Krattbuſch zuſammen, der von der vermaledeiten Ofenhitze da dicht vor der Linie ſo ausgedörrt war wie Negerhaar. Das Feuer praſſelt auch bald luſtig los, ich mache den Kaffee auf chineſiſche Manier mit 'nem guten Schuß Arac dazu, und wir ſitzen grad mit den Taſſen in der Hand, noch nicht am Mund. Da ſackts auf einmal ſo ſacht unter uns weg und von allen Seiten kommt das Waſſer gelaufen, und ich hab' juſt noch Zeit, den Pflock herauszureißen, als es ‚jump' macht, und wir ſpratteln alle ohne Inſel mitten in der gelben See. Das Boot hatten wir ja zum Glück, aber der Kaffee ſchwamm braun um uns herum, und ſo hatten wir ihn auf der Haut, als wir wieder an's Schiff kamen."

Die Pfeifenſpitzen um den Tiſch zogen ſich zollbreit vom Mund ab, und die Geſichter drüber drehten ſich nach dem innehaltenden Sprecher, der ſtillſchwieg, bis Einer fragte: „Na, wat weer denn dat?"

Jan Lafrenz nahm erſt einen ordentlichen Schluck: „Da war's ein Krake geweſen, was wir für 'ne Inſel angeſehn. Der hatte ſich ein Pläſir in der Sonne gemacht und wol zu Nachmittag geſchlafen, aber von unſerm Feuer war's ihm doch wol ein biſchen zu heiß auf'm Buckel geworden, daß er ſich unten, wo's kühler is, einen naſſen Umſchlag auf die Brandblaſe machen wollte. Harr nu dat dumme Beeſt nich ſo lang töben kunnt, dat wi unſen Kaffee un Arac vörſt binnen hatt harrn!"

„Jo, jo, dat ſind Beeſter."

Das allgemeine Urtheil ſprach ſich ſachkundig darin aus, denn wenn auch wohl noch niemand ſonſt am Tiſch ſich auf einem Krakenrücken Kaffee gekocht hatte, ſo war doch jedem ſchon mit einem ſolchen Unthier etwas mehr oder weniger Abſonderliches zugeſtoßen, deſſen Erzählung nur im Augenblick hinter der Berichterſtattung von Jan Lafrenz zu geringfügig zurückgeblieben wäre. Alf Overbek hörte mit Ohren und Augen zu; er that, was nach Beendigung eines merkwürdigen Erlebniſſes alle um ihn thaten, brachte ſein Glas an den Mund. Das Licht der Hängelampe war ihm wohl vom Rauch ein bischen flimmerig vor den Wimpern geworden, ſo daß er manchen von den alten Köpfen nicht mehr ganz ſo klar wahrnahm, wie im Anfang; doch Clas Tenhans breite weiße Zahn-

reihe ſah er noch deutlich, als der Nachfolger Magelhaens' jetzt den Mund aufthat:

„Dat mutt ſick noch helpen, wenn dat man richtige Beeſter ſünd, do kümmt een ann Enn noch ſo mit dör. Awers dat gifft ok noch vun en anner Slag, un do will ick lewer den flegenden Spanier mit ſin Spinnwebſegel noch 'mal wedder vör den La Plataſtrom drapen. Wi keem vun Valparais un weer'n all en gode Tid dör dat Is dör; wenn een uppe Welt mal to deep inne Buddel rünner ſehn hett, is dat de weſt, de dat Hageltüg vun Isbargen do dat Füerland nennt hett. Nu weer't jo awer god un heel as en Summerdag hier bi us. So gung dat op Rio los, wi harrn vundag Montevideo anlopen, un Hinnerk Dünnwewer, wat unſ' Stüermann weer, harr do en Breev kregen, dat ſin Fru bi Hamborg vun'n Böden dalſtött un dodtblewen weer. Na, dat weer jo bedröwt, awer Hinnerk harr juſt ſin Geburtsdag — he wuß dat nich ſo accurat, up wat vör'n Dag he to Welt kamen weer, un ſo fier he em mennimal, wenn em dat ſo to Mod weer, dat he den Dag ok nich verpaß — un denn plegg he jümmer ut Dankbarkeit ſick en Lütten to betämen, denn dankbar meer he vör allens, en Minſchen as en Seel. Wi ſeilt denn nu, en Matros ſtunn vör em anne Pinn, un dat weer

ſeine Luft; de Klabautermann ſeet dwaß oppen Kluwerbom un ſmök, man ſeeg inne Sünn blot en beten Rok ut ſin Pip vun em. Hinnerk ſeet mit us back un harr ſick en Buddel extra halt, dat greep em ſo an't Hart mit ſin Fru, un wi begreepen dat jo ok mit. He kunn gornich nog vertelln, wat vör'n ſöte lütte Deern dat weſt weer, heel as en Engel, un domang nähm he en Sluck un ſä: „Un nu is ſe ſelig, en ſeligen Geiſt", un de groten Drüppen lepen em man ſo vun de Backen. Do hör un ſee ick op't mal wat, un as ick tokiek, ſünd all unſ' Rotten ut de Füllings up't Deck rupkamen, makt mit een Slag en Plumps in't Water un neiht, wat ſo könt, ut uppe Braſilküſt to. Dat bedüd jo nix Godes, awer wat kann do denn los ſin, denk ick un ſta op. Do ſteiht do up eenmal een grulige Kat an't Heck, en Beeſt as de reine Düvel, mit gele Dogen, ſwatt as Pick un de Haar up't Fell all ſo rumküſelt, as puſt en Teifun domang. Dat Beeſt mutt ſick in Montevideo an Bord ſleken hebbn, denk ick noch; do ſpazeert ſe op Hinnerk los, un he, den Kopp na ehr dreihn und as dull ſchriegn: Dat is min Fru! un platſch öwer Bord ſetten, dat weer Een. Na, wi fiſchten em jo noch wedder rut, un denn hett he tweeuntwintig Stunn in een Tog ſlapen; dat Beeſt funn'n wi tonaſt

dod ünner'n Klüwerbom, dat weer to ſehn, de Klabautermann harr ſin Pip na ehr ſmeten, denn oppen Kopp weer dat Fell ehr wegſengelt. Hinnerk Dünnwewer awers wull de dode Katt nich mit'n lütten Finger anrögen, un as Een ehr de gelen Dogen noch mal upmak, ſchreeg he wedder: Dat weer ſe! un wi muſſen em faſtholen, dat he us nich wedder öwer Deck güng. Wi ſmeten ſe denn in't Water, un ſo keem wi ahn Malör god bet na Rio, un dat Rottentüg keem ok forts wedder bi us an Bord."

„Jo, dat is en Sak; Katten un Fruensminſchen, do weet man memmal nich, wat een un anner is."

„Se hett dat den Hinnerk nich günnt, de anner Buddel, meen ick; ick kenn dat."

„Wenn do ſchieren Rhum in weſt is, denn kann Een en Speigat vör'n Neihnadelöhr ankieken."

Jan Lafrenz ſchmauchte mit großen Zügen zu den um den Tiſch laufenden Bemerkungen; Sievert Bramſegel aber legte eine wuchtige Hand auf die Schulter des neben ihm ſitzenden Alf Overbek: „Ja, mein Junge, da laß die Finger von, von dem Frauenzimmer; den guten Rath kann ich Dich geben."

Chriſtian Larſens Stimme ſcholl drein: „Ja, wofür Einer was anſehn kann, wenn er ſo'n biſchen viel braunes Waſſer im Magen hat, das hab' ich mal

hier bei uns auf der Oſtſee belebt. Wie Jan's alte Katze führt ſie ſich ja auch wohl mit auf, und denn is es beſſer, ihr vom Land zuzuſehn, was für'n Buckel ſie macht, als drauf zu ſitzen. Das thaten wir mal in einer Nacht auf Bornholm, ich mußt' wegen Netzgeſchichten und Stechgabeln dahin. Man kann da bei dem alten Steinklinter ja nicht viel an den Strand herunter, aber bei Rönne, wo ich war, da geht's, und es mag ſo um zwei Uhr in der Früh geweſen ſein. Ich hatt' viel Geſchäfte gehabt und ſo lang auffitzen müſſen, da kriegt man's denn wol, daß man gern noch einen Schluck friſche Luft nimmt, und friſch war ſie, als wär' ſie auf Eis verpackt geweſen und ſo, was man bei uns einen Guten von der Nordweſtkante heißt. Das thut ja aber gut, wenn man den Kopf zu ſtark angeſtrengt hat; das Waſſer kam immer ſo ‚jupp-jupp!' herangejumpt, kreideweiß von Schaum, als wenn's im Auguſtmonat lauter Schnee wär', und wenn's die Wolken nicht anders meinten, blenkerte ſo ein Glimp vom Mondhorn drauf. Da ſteh' ich und laß mir die Füße mal ein biſchen abſpülen, wenn ſo eine über'n Sand bis zu mir ausleckt, und da kommt noch Einer, daß ich ſage: ‚To wat kümmſt Du denn hierher, Fenn?' Denn es war Fenn Tinners, einer von meinen Garnleuten, noch ein blutsjunger Kerl.

Nicht ganz weit vom Strand liegt ſo ‚de rode Lygte‘, wie bei uns der ſtille Butt, da hatte er mitgeſeſſen, und von der Hitze drin war's uns auch wol ein biſchen im Geſicht roth geworden, aber ich hatt' ihm nichts angemerkt. Er kennt mich an der Stimme, fällt mir boots mit ſeinen beiden langen Vorderpfoten um den Hals und jammert: ‚O Chott, Kriſchan, ick bün ſo möd, Kriſchan‘, und heult gottserbärmlich. ‚Na‘, ſag ich, ‚Fenn, denn legg di to Bed, und er denn: ‚Jo, Kriſchan, Du büſt ſo god, dat will ick ok dohn, Kriſchan.‘ Ich denk' mir ja nichts weiters, als daß er wieder nach der rothen Lygte in ſeine Koje geht, da hör' ich ihn auf einmal wieder hinter mir: ‚Kiek, de ſchönen witten Kiſſens, Kriſchan!‘ und wie ich den Kopf umdreh', ſteht er da im bloßen Hemd und jault: ‚Jo, nu will ick ſlapen — gode Nach, Kriſchan‘, und pardauz liggt he op ſin witten Kiſſenbühr in den dicken Schum, un de Well geiht em öwern Kopp un allens weg. Na, ich holte ihn ja heraus, und er fiel mir wieder um den Hals und ſagte: ‚Is dat all Morgen, Kriſchan — och, Du büſt ſo god, Kriſchan — awer dat Bed is vunnach wat kold weſt, ick mutt en beten wat Warms to trinken hebb'n, Kriſchan.‘ So kann Einer die Augen ſpan'ſch innen Kopf kriegen, wenn er noch zu jung is und zu

lange auffitzen bleibt. Trink mal, mein Junge, daß Du nicht auch zu müde wirſt, das hilft am beſten dagegen.“

Das letzte war an Alf Overbek gerichtet, der mit etwas übernickenden Augenlidern daſaß. Der Aufforderung Chriſtian Larſens Folge leiſtend, griff er jetzt nach ſeinem Glas, doch es war unvermerkt leer geworden und er brachte nichts mehr als ein paar Tropfen heraus. Tamo Fleming ſagte, einen Blick über ihn werfend: „Wenn Du müde biſt, wollen wir nach Hauſe gehn, Alf.“

Aber das lief dieſem gleicherweiſe gegen Mannesſtolz und Wunſch, er riß die Augen, ſoweit er konnte, auf, verſicherte: „Nein, Onkel, ich bin garnicht müde,“ und machte gewiſſermaßen zum Beweis dafür einen nochmaligen Verſuch, einen letzten Tropfen aus ſeinem Glas auf die Lippe zu bringen.

„Es ſcheint, daß Du noch durſtig biſt,“ meinte Tamo Fleming dazu. „Da trinkſt Du wohl noch ein Glas Grog.“

Die Augen des Knaben waren wieder hell geworden, hatten ſogar einen etwas wie verklärten Glanz angenommen, und er verſetzte raſch: „Ja, gern, lieber Onkel.“

Jochen Mahn ſtand mit Auge und Ohr auf Wacht, ſegelte vom Ausguck auf die Stelle, die das

Leck bekommen, herunter, mit dem leeren Glas zurück und war hurtig mit dem volldampfenden wieder da: „Da, mein Junge; auf ein Bein kann einer auf'm Land wohl ſtehn, aber am Bord geht's nicht damit." Zugleich räuſperte ſich Jeppe Rimmert, der Frieſe, und ſprach über den Tiſch:

„Enkelt mal brukt dat awer ok gorkeen Rhum dato. Wat Ji vertellt hefft, dat is jo to glöwen, denn anners harrt Ji dat jo nich vertelln kunnt; awer wat ick mal vun ſun Saken belewt heff, dat glöwt keen, un weſt is doch ſo. Ick weer all Captein oppen Gaffelſchooner un harr en Lüttmatros op't Schipp, Tede Wullmann heet he vunne Uennerelw her, en langen ſmucken Kerl, ſo en Johr twintig. Wat drinken weer, wuß he nich, awers jümmer vergnögt weer he, as man een bi de Buddel ſin kann. Dat kunn em allens in'n Kopp ſtigen, de Sünn un de Storm un dat Water, wenn't as en Spegel leeg un wenn't as de Bargen ankeem, to hoch kunn't em nich warrn. Denn ſung und ſprung he in de Tauen herümmer, rein as narrſch, ſu'n Lewensluſt heff ick bi keen Minſchen wedder ſehn. Ick frog em mal: „Wat makt Di denn jümmer ſo vel Spaß, Tede?" un he ſeggt: „Dat weet ick nich, Captein, ick bün ſo vergnögt." Na, dat gew mal en Dag, do weer egent-

lich nich vel Vergnögen bi; wi harrn vun Baltimore her en Paſter as Fracht, dat is jo nix Godes, un de Wind ſpuck us denn jo ok jümmer dat Water likut öwern Bugſprit in't Geſich. Awer min Tede weer heel as ut de Tüt, röppt mi all inne Fröh bi't Schummern to: „Hüt bün ick twintig Johr, ſchöner kann dat uppe Welt gornich warrn, Captein. Ick bün ſo bang, dat kumm leeger warrn, un wull, dat weer ut.“ Jan Lafrenz ſä tovör vun Hinnerk Dünnwewer, de harr ok ſin Geburtsdag, dobi is mi Tede Wullmann infulln, denn en Breev weer ok dobi. Wi makt ſo Släg vör'n Wind, kümmt en Dreemaſter piil op us los, röppt us an un hett wat twei gahn, dat wi em uthelpen könt. Dat doht wi jo geern un hefft den Dank dovör, denn he hett en Pack Breev vör us vun Hamborg na Baltimore, un een is dobi ok vör Tede Wullmann. Dat is jo god, he kümmt bald torech un ſeilt mit ſin goden Wind wedder af. Denn drap ick op en Tid Tede un frag em, as dat bi em to Hus ſteiht, ick kunn jo denken, vun do keem ſin Breev. „Wunnerſchön“, ſeggt he mit'n Geſich, as hör' he de Engels in'n Heven ſingn, un vertellt mi, ſin Vadder weer wedder geſund, un ſin Süſter wull ſick verheuern, un ſin Moder ſchreew, vör em, wenn he tohus keem, wüß' ſe ok en lütt ſöte Deern, wenn he de

fragen würr, ſo ſä ſe nich nee. Ick mark jo, dat harr he bet dato nich rech vör wiß holln un dat gung em an't Hart, denn he ſä dat mit twee Dogen, do weer en Glimmer in, as in Saphirſteen, wenn de Sünn drin ſpeelt. Un op eens hett he de Föt oppe Tauen, röppt: „Nu kann dat blot noch leeger warrn!" is as en Rott baben oppe Raa, röppt noch eenmal: „Ick bin ſo vergnögt — adüs, Captein — gröt ok tohus von mi!" un denn is he weg, koppöwer vun baben dal in't Water. So dull weer dat mit de See jo nich, un wi ſetten glieks en Boot ut, awers vun Tede Wullmann weer nix mehr to finn, de Slag harr em wul drapen, un he harr dat jo ok nich anners wullt. Un do kann ick min Kopp op ſetten, dat em den Dag keen Drüppen öwer de Tung kam weer."

„Jo, as Du ſeggt heſt, dat ſchull een jo meiſt nich glöwen," meinte Peter Jenkens, „wenn dat nich mit den Breev un de Fruenslüd weſt weer. Awers wa da de Fingers mang hefft, do kann een nix mehr ſeggn, do is de Düwel los."

Gegen dieſe unanzweifelhafte Grundwahrheit konnte ſich keine Stimme erheben, und auch die von Jens Dürkop, dem Werftmeiſter, verſtieg ſich nicht zu einer generellen Anfechtung, ſondern beſchränkte ſich

darauf, aus ſeiner Erfahrung eine einzige Ausnahme geltend zu machen. Er ſaß an der linken Seite Tamo Flemings und ſagte zu dieſem:

„Ich hab' im Leben blos Eine kennen gelernt, mit der ich's an Bord riskirt hätte, und das war Ihre Frau, Herr Doctor. Die hab' ich ja gut gekannt, als ſie ſo ein ſpätes Mädchen war, denn ich kam damals ſo ab und zu im Schummern mal 'ne Stunde in's Haus bei ihrer Mutter. Na, ich hätt' ihr Vater ſein können, davon konnt' ja keine Rede ſein, aber wenn ich ſo bei ihr ſaß, hatt' ich allemal ein Gefühl, als wenn man den halben Tag lang im Schneewaſſer herumgewatet is und kommt nach Haus und kriegt trockene Strümpfe an die Füße."

Der Baron Mathias von Gapendorp nahm ſeine Pfeifenſpitze vom Mund und äußerte mit einem leicht ironiſchen Lippenſpiel:

„Das iſt eine Comparaiſon und ein Kompliment, Herr Doctor, für das ſich Ihre Frau Gemahlin bei dem Herrn Werftmeiſter bedanken dürfte."

„Ja, das würde ſie wohl thun," nickte Tamo Fleming; „beſſer hat noch niemand etwas von ihr geſagt."

Untenher vom Tiſch ſcholl's: „Wer keine andern Häringe, als eingeſalzene, kennt, Herr Piper, der

ſollte auch lieber nicht darüber reden, wie ſie ausſehn müſſen, wenn Einer ſie nach der Natur auf'm Wappen abmalt."

„Ja, wenn Sie ſie gemalt hätten, mein lieber Herr Peper, da wären es vielleicht ſtatt Makrelen wirklich Häringe geworden, denn als Sie ſagen, jederein macht das ſo nach ſeiner Natur."

„Sünd de beiden wedder toſam. Twee Pottfiſch ſünd dat!" rief Sievert Bramſegel über den Tiſch.

Der Freiherr von Gapendorp wußte mit der Erwiederung Tamo Flemings nicht recht etwas anzufangen und wendete ſich an ſeinen Kiſtennachbarn und Standesgenoſſen: „Iſt es Ihren Recherchen noch nicht weiter gelungen, Herr von Aſpern, den Aufenthaltsort Ihres in Verluſt gegangenen Familienarchivs zu entdecken? Da wir uns der Anweſenheit des Herrn Doctors hier am heutigen Abend erfreuen, hätte derſelbe vielleicht die Gewogenheit, Sie in Betreff Ihrer Nachforſchungen aus dem Schatze ſeiner hiſtoriſchen Kenntniſſe mit einem Beirath zu unterſtützen."

Das war ſehr achtungsvoll geſprochen, aber es enthielt eine kleine ſarkaſtiſche Spitze zur Vergeltung der Verſtändnißloſigkeit, die Tamo Fleming vorhin an den Tag gelegt, und brachte ariſtokratiſche Werthbemeſſung bürgerlicher Gelehrſamkeit, dieſe mit einem

leichten Anhauch als Gelehrtendünkel kennzeichnend, zum Ausdruck. Der in ſolcher Weiſe um ſeinen Rath Angegangene empfand jedoch augenſcheinlich abermals nichts von der darin kundgegebenen feinen Ironie, ſondern erkundigte ſich harmlos-freundlich nach der Frage, um die es ſich handle. Das war der Urſprung des edlen Namens von Aſpern, und kurz nachdenkend, verſetzte Tamo Fleming: „Vermuthlich werden Ihre Voreltern, wie die meinigen aus Holland herſtammen, in dem es am Flüßchen Linge eine kleine Stadt Aſperen giebt. Davon haben ſie den Namen ‚van Aſperen' angenommen und es iſt daraus, wie dies vielfach in ähnlicher Weiſe geſchehen, allmählich ein ‚von Aſpern' geworden."

Ein Nicken ging um den Tiſch: „Jo, dat warrd wul ſin, dat liggt jo ganz uppe Hand"; und Jeppe Rimmert fügte nach: „Ick kenn ok een, de nennt ſick hüt ‚von Kuberg', un ſin Grotvadder weer vun'n Kohbarg her."

„Do harr he ok glik ‚Oſſenbarg' ut maken kunnt, dat weer noch beter weſt."

Der Baron von Gapendorp drehte mit einer Miene vornehm-leichter Geringſchätzung den Kopf zur Seite: „Dieſe etymologiſche Interpretation des Herrn Doctors, Herr von Aſpern, bekundet den Eſprit des-

ſelben, indeß ſie dürfte ſich wohl nicht auf einer hiſtoriſchen Thatſächlichkeit begründen.“

„So viel ich von meinem Geſchlecht in Erfahrung gebracht —“, begann F. M. von Aſpern zu beſtätigen.

Doch die Stimme von Peter Jenkens klang drein: „Na, dat is ok en Stück Snack, do angelt een keen Kaulquabb mit. Geſlech hett jedeneen, gewen S' ſick tofreden, dat Se nich mit en Uennerrock to Welt kamen ſünd. Vun'n Maan fallt keen dal, un vun Ehr Caneelſtangen warrd Se ok nich wuſſen ſin.“

Alf Overbek war's einen Augenblick, als habe Peter Jenkens über dem behäbig zu ſeinen Worten ſchmunzelnden Mundwerk zwei rothe Naſenſpitzen. Dazu ſummte es ihm etwas im Gehörgang, wie wenn der Wind auf einer Ohrmuſchel ſingt, und er nahm raſch einmal einen Schluck aus ſeinem Glas. Danach ſah und hörte er wieder klarer, daß inzwiſchen von der Abſtammung F. M. von Aſperns die Rede auf Menſchengeſchöpfe gerathen war, die vom Waſſergrund heraufgekommen, und es hatte ſich eine Meinungsverſchiedenheit erhoben, ob ſie immer einen geſchuppten Fiſchſchwanz und Floſſen ſtatt der Füße haben müßten. Davon aber wußte Chriſtian Larſen als Sachverſtändiger in allen Fiſchangelegenheiten genau Beſcheid und erörterte:

„Nee, blos grüne Augen und keine Seele haben ſie, ausſehn von Gliedmaßen können ſie ganz ſo als andere, und manchesmal ſind ſie richtig ſchön, als man ſie auf dem Land nicht leicht zu ſehn kriegt. Die Männer unter ihnen ſind vielmals auch gar nicht ſo ſchlimm, wenn man ſie nicht bös macht. Aber mit den Weibsperſonen, da ſoll ſich keiner einlaſſen, der's nicht an ſeinem Leib verſpüren will, davon könnt man viel Lieder ſingen. Auf der Inſel Island da haben ſie ein altes Buch, da ſteht auch was drin von einer, die's am böſeſten getrieben, ob ſie noch heutigen Tag lebt, weiß ich nicht. Die hatt' den Namen Heid und konnt was von Getränk zuſammenkochen, wovon die Menſchen verrückt wurden, wenn ſie's in den Mund brachten."

„Heid," kam's über den Tiſch herüber, „ſo heet jo de Deern ok do günt an't Water, de ſe de Seekat nennt."

Chriſtian Larſen nickte: „Dazu haben ſie auch ganz guten Grund, denn ich hab' all lang den Glauben, daß ſich das mit ihr nicht richtig verhält. Manchesmal kann ihr Haar ausſehn, als wär's Seetang unter'm Waſſer, halb ſchwarz und halb grün."

„Dat is awer doch de Dochter vun de Hille Wilbet, blot dat ſe keen Vadder hett."

„Das ſagſt Du wol, aber kannſt Du auch ſagen, wer die Hille Wilbet iſt? Die is vor zehn Jahren mal über Nacht hergekommen, von wo, weiß kein Menſch und was ſie zu leben hat, auch nicht. Das kann ja auch ſein, daß ſie ſelber ein Chriſtenmenſch iſt, aber wenn eine in der Kindsnoth liegt, da weiß ſie nicht, was paſſirt, und das wär' nicht zum erſtenmal ſo gekommen, daß ein Meerweib um Mitternacht an's Land heraufſteigt und holt ihr das Kind weg und läßt ihr dafür eins von ſich da. Und in den Augen hat die Heid Wilbet auch was nicht richtig is."

„Swimmen deiht ſe as en Aal, dat heff ick all ſülbn ſehn."

„Un banni ſchön warrd ſe, do paß mal up in en paar Johren."

„Jo, un dat is jo richti, as Kriſchan ſeggt, de Deern hett keen Seel in'n Lif."

„Dat is all tein, Niels is all gahn."

Niels Iverſen, der neben Carlos Mazeras geſeſſen, war eben ſchweigſam aufgeſtanden, um ſich zu ſeinem nächtlichen Fiſchzug fortzumachen, und hatte ein bischen hin und her taumelnd die Kajüte des ſtillen Butt verlaſſen. Wenigſtens war es den Augen Alf Overbeks ſo vorgekommen, der bis dahin den Blick weitoffen auf Chriſtian Larſen verwandt ge-

halten, wie dieſer ſeine ſachkundigen Bemerkungen über Heid Wilbet gemacht. Jemand ſagte nun: „Na, vunnach warrd Niels dat Halsband vun de Königsdochter ok wul nich rutfiſchen,“ und die Aeußerung veranlaßte Tamo Fleming unwillkürlich zu einer Frage, was damit gemeint ſei. Darauf antwortete Sievert Bramſegel gewißermaßen als wortführender Capitän an Bord:

„Haben Sie das noch nie gehört, Herr Doctor? Sie kommen ja freilich nicht oft zu uns, was uns leid thut, und von uns weiß es ja jederein, daß es hier nicht mehr in den Mund kommt. Aber Sie waren wohl noch nicht in der Stadt, als es paſſirt iſt, und Sie merken Niels ja auch nichts an, das iſt ſonſt mit ſeinem Kopf ganz in Ordnung, blos das Eine, da hat er's Leck und das kann keiner dichtmachen. Na, ſo'n biſchen ſickert das wohl bei jedem an 'ner Stelle durch 'ne Spantenritze durch, das kann ja auch nicht gut anders ſein, wenn einer ſo viel mit'm Waſſer zu thun hat. Sie haben nach Niels Iwerſen gefragt mit ſeinem Halsband, die Geſchichte is nämlich ſo damit. Das heißt ſo, daß mal 'ne däniſche Königstochter hergeſegelt kam, weil ſie da in unſerm alten Schloß Hochzeit halten wollte, und die ſoll mit ihrem Schiff bei Oſtwind ſo an die alten

großen Steine da hinüber angeſchlagen ſein, daß von allem nix übrig geblieben is, als blos ein biſchen Treibholz. Geweſen ſein kann das ja auch, denn ſo was ähnlich is es ja zu unſer Lebzeit mal ſo gekommen; ich hab's auch man von Hörenſagen, denn ich war damals noch auf der Planke und lag noch nicht am Land. Niels hat ſich zu der Zeit verſprochen gehabt, er konnte das ja, denn er hatte vom Alten den Sack mit Thalers und Steuermann ſollt er auch werden. Na, ſo wollt' er Hochzeit machen, das iſt ja ſchon was Unkluges, aber bei den jungen Menſchen is es als bei den Pferden, wenn ſie der Haber ſticht, nachher giebt ſich das, denn is es blos manchesmal zu ſpät. So von Außenbord 'ne hübſche Perſon muß ſeine Braut ja geweſen ſein, das ſagten die ſie gekannt haben, und auch von der däniſchen Kante her; ſie kam zur Hochzeit mit 'nem Klipper von 'ner Inſel herüber, und Niels hatte ihr mal von einer Fahrt in der oſtindiſchen See ſo was um den Hals zu hängen mitgebracht, das mag ſein mit 'ner Perle dabei, und das hat ſie denn wohl den Tag umgehabt. Nu is es ganz ſchön geweſen, und auf einmal geht da ein Wetter los, daß man nix mehr geſehn und gehört hat, darum hat der alte Knut die Woche nachher angefangen, ſich ſeine Noahkiſte zu

bauen und ſich auch gleich ein paar Flaſchen voll für'n Nothfall zurechtgepackt. Niels ſieht alſo den Klipper bei der guten Luft herſeilen und denn is er weg, allens nix weiter als Waſſer von oben und von unten. Da kriegt er's mit der Angſt, das kann Einem mal ſo kommen, und er läuft mit ſeinem Boot man ſo gradweg drauf los, ein Stück aus der Tollkiſte is das wohl geweſen. Er konnt' ja aber bei dem ſteilen Oſt blos am Strand lang ſchlagen, kommt da ſo nach den Steinen hin, wovon nix zu ſehn is, als lauter Kreideſchaum halb nach'm Himmel auf und dazwiſchen auf einen Augenblick hin ein paar Stengen und Linnenlappen, und bums weg wie der Holländer. Als es denn am andern Morgen klar wurd', lagen ſie von dem Klipper alle auf'm hinterſten Strand, als ob ſie ſchliefen, ſo weit hatt das Waſſer ſie heraufgebracht, blos die Braut fehlte und das dauerte ein paar Tage, eh' Einer ſie grad' unter dem vorderſten Dammſtein im Tang gewahr ward, da war ſie untergeſunken, ohne alles, ſie hatt' beinah kein Stück Zeug mehr am Leib. Niels hat ſie ſelber mit heraufgeholt und auch zugeſehn, daß ſie begraben worden is, aber das half ja nichts mehr, von dem Tag hatte er das Leck im Kopf weg und fuhr jede Nacht mit dem Boot nach den Steinen hinüber. Erſtan wußt's

ja keiner, was er da wollte, aber dann ſagt' er's mal Einem, ſeine Braut wär 'ne Königstochter und wollt' Hochzeit mit ihm machen. Das könnt ſie aber nicht, weil ſie ihr Perlenhalsband da verloren hätt, und ſo lange bis er das mit'm Netz herauszög, müßt' ſie ohne Kleider im Seetang unten ſitzen und warten. Das ſind nu ja wohl bald zwanzig Jahr, und alle Abend um zehn ſteht Niels auf und fährt hinüber, um das Halsband zu ſuchen; einmal im Winter fror das ganze Waſſer zu, ſo weit man ſehn konnte, da haute er ſich Nacht und Tag mit'm Beil durch, daß er hinkommen könnt. Aber ſonſt is er im Kopf wie unſereins, und mit dem Segel geht er um, als wie die Möven mit ihren Flünken. Das kommt blos wieder von dem Frauenzimmer her, mein Junge, wenn Einer ſich davor nicht in Acht nimmt.“

Sievert Bramſegel hatte vermuthlich auf ſeiner Lebensfahrt nie recht die Zeit gefunden, ſich im Einzelnen genau mit der Art und Weiſe Marcus Porcius Catos, des Aelteren, vertraut zu machen, aber wie dieſer beſchloß er nicht leicht eine längere Aeußerung, ohne ein warnendes „ceterum censeo“ in Bezug auf das, was in ſeiner Vorſtellung den Platz Carthagos einnahm, an's Ende zu ſetzen. Allerdings ging's nur mehr als eine halbe Vorzeitsſage um,

daß er ſich ſelbſt, wenn auch nur kurze, doch gründliche Erfahrung auf dem Gebiet eingeſammelt und dieſe damit abgeſchloſſen habe, eines Tages großdenkend auf die weitere Verſchönerung ſeines Lebens durch ſeine beſſere Hälfte Verzicht zu leiſten. Und zwar, indem er ſie an der Küſte einer Südſeeinſel mit Proviant zuſammt einem Beutel Dollars in ein Boot geſetzt und außerdem in einem Handſchreiben ſie den das idylliſche Eiland bewohnenden Papuas als gleicher Stammesraſſe mit ihnen zugehörig dringlichſt anbefohlen; ſeitdem ſollte Sievert Bramſegel jener paradieſiſchen Inſel nie mehr auf fünfhundert Seemeilen nahe gekommen ſein. Jetzt aber hatte er ſeine letzte Mahnung wieder an Alf Overbek gerichtet, der ihn während ſeines Berichtes von Niels Iverſen mit Augen angeſehn, aus denen ein Wogen und Wallen hochgehender Phantaſieflut ſich kundgethan. Ab und zu fielen ihm die Lider über das wie Meerleuchten glimmernde Geflacker, doch er riß ſie mit gewaltſamer Anſtrengung wieder auf und auch jetzt noch einmal, wie Jeppe Rimmert, der Frieſe, den Mund öffnete:

„Jo, um de Deerns dreiht ſick dat op Land un Water, mi kümmt dat bi Niels, denn bi us tohus weer ok een vun den Nam.“

Der Sprecher hielt einen Augenblick an und fuhr, wahrſcheinlich um der Anweſenheit Tamo Flemings willen, auf hochdeutſch fort:

„Das iſt all ſo was hundert Jahr her, ich hab's blos als Junge noch verzählen gehört. Da war Niels Ebbe von Nordſtrand zuſammen auf'm Schiff mit Evert Jükers, die hatten's beide auf ein Mädchen ſtehn, Wayke Heddik, 'ne Tochter von einem Deichwart auf der Inſel. Sonſt waren ſie gute Freunde geweſen, aber die Schürze und das Geſicht drüber, die bracht' ſie auseinander, und nu war das Schlimmſte, daß Niels mal irgendwo einen Brief kriegt, wenn er nach Haus käm, ſo wollt Wayke am Deich ſtehn und auf ihn paſſen. Das kriegte Evert Jükers zu wiſſen, und wie's zugegangen is, hat keiner geſehn, aber in einer Nacht ging's toll los mit Wind und Waſſer, das ſo über Deck und Heck ſchwappte, und als der Tag kam, war Niels Ebbe nicht mehr an Bord. Das kommt ja oft mal vor, aber von dem Tag an war's ſonderbar mit Evert Jükers. Er wollt' nirgendwo an's Schanzkleid heran, und wenn er's mußte, drehte er die Augen von der Reling weg. Aber dabei war's, als zieh' ihm was Unſichtbares doch den Kopf auf'm Hals herum, daß ſeine Augen über die Reling weg auf's Waſſer gehn mußten, und denn ſchrie er auf

einmal laut: Do is he — do is he — ſett dat Boot ut! un keen kunn wat ſehn, wat he domit meenen däh —“

Die Augen Alf Overbeks riſſen ſich zum letztenmal auf und ſahen noch den ſchwarzen Krauskopf und die gelbliche Geſichtshaut des braſilianiſchen Werftarbeiters Carlos Mazeras vor ſich, der plötzlich aufgeſtanden war, kurz „Gode Nach“ ausſtieß und den ſtillen Butt verließ. Dann hörte Alf nur noch Sievert Bramſegel mit einem breitlachenden Ton von etwas ſagen: „Jo, de lütt Yacht hett wul en beten Oewerfracht, wat ſe op ſpanſch to veel Cargo heeten, un denn is dat jo beter un löſchen, vörſt dat to'n kentern kümmt.“ Danach aber wußte Alf nicht mehr, wo er und was mit ihm ſei; er fühlte nur im Geſicht einen friſchen Wind und den Boden unter ſich, als ob der zu Waſſer geworden, auf dem er wie eine Jolle hin und her geſchaukelt werde. Doch war er wohl angetaut, denn es hielt ihn etwas am Arm feſt, bugſirte ihn und ſprach einmal mit der Stimme ſeines Onkels Tamo Fleming:

„Das iſt die Wirkung, die ein ſtarkes Getränk auf den Kopf und die Beine von Menſchen ausübt, lieber Alf. Er wird dann zu einem hülfloſen Geſchöpf, das ſeine leiblichen und geiſtigen Kräfte ein-

gebüßt hat und ohne den Beiſtand eines Andern am Wege liegen bleibt. Nach einem Glaſe Grog wäreſt Du wohl noch leidlich heimgekommen, aber da Du zwei getrunken haſt, wirſt Du Dich morgen ſehr übel befinden, einen ſchweren und ſchmerzenden Kopf haben, der ganze Tag wird Dir verleidet ſein, und die Mama und Madlene werden über Dein Ausſehn erſchrecken.“

Das ſagte Tamo Fleming in dem gleichen Ton, mit dem er den Kindern eine zoologiſche Erörterung auseinanderſetzte, und wenn er ſchon unverantwortlich gehandelt hatte, den Knaben mit unter die ſchlechte Geſellſchaft im ſtillen Butt zu nehmen, ſo gipfelte ſeine Verſtandesbeſchränktheit doch in der Ungerechtigkeit, mit der er Alf Overbek vorhielt, ſein kläglicher Zuſtand rühre von dem zweiten Grogglaſe her, das er ſelbſt dem Knaben auf ſeinen Wunſch bereitwillig von Jochen Mahn hatte vorſetzen laſſen.

* * *

Ja, wie langſam zogen die Tage und wie flogen die Jahre. Es war die alte Gangart der Zeit, in der ſie ſich von den Wünſchen des kleinen Menſchengewimmels auf dem Erdboden nicht beſchleunigen

und nicht verlangſamen ließ. Den Glücklichen lief ſie zu haſtig, und für die Sorgenden kroch ſie mit ſchleppendem Fuß; nur denen bewegte ſie ſich in ſtändigem Gleichmaß, deren Inneres weder Glück noch Leid kannte, ſondern lediglich von einem Morgen zum andern den immer gleichen Inhalt ſeiner leeren Alltäglichkeit in ſich forttrug. Alle aber nahm die große Wandernde auf ihrem Wege ein Stückchen mit ſich, hier länger, dort kürzer, wechſelnd an ſommergrünen Waldrändern und weißverſchneiten Feldweiten vorüber, um ſchließlich einmal jeden gleichgültig irgendwo zurück zu laſſen und ohne Umblick ihren Schritt fortzuſetzen. Es war ſtets das nämliche dichte Schmetterlingsgeflatter über der buntblühenden Wieſe, wo tauſendfältige Individuen einer Anzahl von Arten und Abarten ihre eigentliche Flugzeit hatten, immer indeß mit noch verbliebenen Zugehörigen früherer Geſchlechter untermiſcht, zu denen ſich da und dort einige aus erſter Frühlingszeit oder gar Ueberwinterte geſellten.

Solchen ließen ſich allgemach Carſten Carſtens und ſeine von ihm geſchiedene erſte Frau beinahe ſchon zurechnen, während Tamo Fleming und ſeine Frau auch bereits etwa Faltern glichen, die im April ihren Flug begonnen und nun zur Hochſommerzeit in

ſtillſonnigem Winkel ſich nebeneinander mit leiſer Flügelregung auf einer Juliblüthe wiegten. Sie begaben ſich nicht über einen engen Umkreis hinaus, blieben ſeitab von dem Getümmel auf der großen Waldwieſe. Dorthin hatten ſie nie ein Verlangen in ſich gehabt, und daß ſie den gleichen Mangel an ſolchem Begehren in ihren Augen geleſen, hatte ſie verurſacht, ihr Leben zur Gemeinſamkeit zuſammen zu fügen. Dies Leben aber, oder vielmehr die Spanne Zeit, die man ſo benannte, ſahen ſie aus einem ſonderbaren Geſichtswinkel an, für den die meiſten Augen rings um ſie her nicht geſchaffen waren oder ſich nicht ſelbſt gebildet hatten. Vor dieſer Anſchauungsweiſe ſchrumpfte ihnen als klein, arm und inhaltsleer vieles, faſt alles zuſammen, wonach die tauſend Hände draußen ſich, unabläſſig haſchend, mühten; denn alle haſchten ſie mit einem Sieb im Strom der Zeit, durch das ihnen unvermerkt ebenſo unabläſſig das fortrann, was ſie zu erbeuten ſuchten, Tropfen um Tropfen, das Glück der freudig befriedigten Lebenstage. Halten konnten dieſe auch Tamo und Barbe Fleming nicht, auch ihnen ſchwanden ſie ewig fließend raſtlos vorbei. Doch wie ein Fluß im Dahinziehen ſeinen Goldſand niederlagert, mußten ſie in dem Häuschen auf der „grünen Inſel“ alles

abgeben und zurücklaſſen, was ſie an Schönheit in ſich bargen. Das genoſſen die beiden Hausbewohner neu an jedem neuen Tag und ſammelten es ſich zugleich in der Erinnerung als einen unverlierbaren Schatz an für dereinſtige herbſtliche Zeit des Abſchwindens leiblicher und geiſtiger Kraft. Sie neideten niemanden, von welchem Glanz des Ranges, der Ehren und des Reichthums er den Augen der Welt umſtrahlt ſcheinen mochte, denn ſie wußten, nicht aus dem Schein entfalte ſich die wunderſame Blüthe des Lebensglückes, ſondern einzig aus der Wirklichkeit des inneren Gefühls. Aus der Liebe, der Sorgfalt und Sorge für die Gegenſtände derſelben, dem Umgang mit ſchönen und hohen Gedanken, der Beſchäftigung mit Großem, Werthvollem, Erhebendem. Und auch darin trug Tamo Fleming Augen von ſeltſamer Anſchauungsart in ſich. Nicht nur gegen das Uebergewaltige, die Sonne und die blitzende Unermeßlichkeit der Sternenwelten, das Branden der uferloſen See und das donnernde Toben der Sturmnacht bedünkte ihn alles Menſchenthun und -trachten gering, auch gegen das Kleine, Alltägliche und doch im Wechſel ebenſo Ewige, an dem die um ihn Lebenden achtlos als an Selbſtverſtändlichem vorübergingen. Ihm war im Winde flimmerndes Gras,

der Ruf eines Vogels, das Farbenſpiel eines Falters, jede Lebensregung der Natur größer, inhaltreicher, mehr der Betrachtung und Ergründung würdig, als die ganze Menſchengeſchichte; ſtaunend immer wieder, ſchön und ernſt zugleich im Innerſten erfaßt, ſtand er vor einer Blume, die der Frühling aus dem Boden zurückbrachte, und wäre ein König oder ein Kaiſer in das Städtchen eingezogen, ſo hätte der Beſchauer ſchwerlich auf dieſen den Blick von dem ſcheinlos ſtillen Wunder unter ſich abgekehrt.

Nicht allein im Wortſinne waren ſich die Bewohner des Hauſes am Waldrand und die der Eichenbuſchmühle nah verwandt, ſondern ebenfalls in ihrer Auffaſſung und Ausnutznng des Lebens. Doch bildete Carſten Carſtens neben ſeinem Schwiegerſohn mehr einen Praktiker, der ſich daran genügen ließ, Sorge zu tragen, daß er ſein Haus vor dem Schatteneinfall von Engherzigkeit, Verdroſſenheit und Verkümmerung bewahre, ſich und den Seinigen jede flüchtige Stunde mit dem Sonnenſchein heiterer Gemüthsfreudigkeit vergolde. Danach ſtrebte auch Tamo Fleming in gleicher Weiſe, doch mit erweitertem oder vertieftem Bedürfniß, das nicht nur Befriedigung des Herzens und Gemüthes, auch des Geiſtes begehrte, in ſtiller, ſchöner Thätigkeit eine treueſte Beihelferin zum Glück

erkannte. Ihm entfloß, wie Carſten Carſtens, aus der Natur alles Herrliche, Belebende und Beſeelende, aber dieſer nahm es nur mit empfänglichen Sinnen auf, ſich daran zu erfreuen, athmete es überall ein gleich der Luft, der ſeine Bruſt bedurfte, während Tamo Fleming ſich das unermeßliche Ganze in ſeine tauſendfältigen Einzelheiten zerlegte und daraus auf's neue wieder aufbaute. Alles, was Leben beſaß, im Thierreich wie im Pflanzenreich, umfing er mit liebevollem Blick, doch zugleich mit kritiſcher Anſchauung; er beobachtete es in ſeinem Werden und ſeinen Wandlungen, ſeinen Lebensbedingungen und ſeinem Vergehen, ſah im Kleinſten die unerſchöpflich wirkende Kraft des Lebens und im Geringſten die Größe des Ganzen. Vor ſeinen Augen zerging das Maß, das die Menſchen nur nach ihrem Empfinden an die Dinge legten; er erkannte, der Natur, der Allbeherrſcherin, ſei es gleich mühelos und gleichbedeutend, ob ſie den Königstiger oder eine Eintagsfliege, eine häßliche Larve oder die glühende Farbenpracht tropiſcher Falter ſchaffe. Und ſo nahm vor ſeiner Betrachtung alles gleiche Rangſtufe ein; aus dem unſcheinbar Niedrigſten konnte es ihn mit einem Schauer wunderſamen Andachtgefühls überfließen, daß er ſchönheitstrunken davorſtand —

ſchönheitstrunken — hohes Wort,
das nicht klingt im Lärm des Tages.

Tag um Tag fügte er den tauſend Blättern, auf denen er ſeine Beſchreibungen, Wahrnehmungen und Muthmaßungen aufgezeichnet, neue hinzu, doch nicht um ſie durch den Druck verbreiten zu laſſen und ſich Ruf und Namen als wiſſenſchaftlicher Beobachter zu erwerben. Er kannte keinen Ehrgeiz, und das Anſehen, ſelbſt der Ruhm unter den Menſchen war ihm ein ſo leeres Wort, wie's in ſeinem Hauſe ein für die Außenwelt berechneter Schein geweſen wäre; als Tages- und Lebensziel galt darin nur die eigne Befriedigung und Beglückung der Andern. So ſtand das Häuschen Tamo und Barbe Flemings auf einem hohen Berggipfel, dem höchſten, den eine Menſchenbehauſung zu erklimmen vermochte, und daraus ſahen ſie gleichgültig auf das Treiben drunten in der Tiefe nieder, das in raſtloſer Geſchäftigkeit und Zwieträchtigkeit wie das ſtaubdurchwimmelnder Ameiſen ſich auf und ab bewegte. Sie konnten es, denn ſie waren durch Weisheit glücklich und weiſe im Glück, und ſie wußten, was der Behüter ihres friedlich-ſtillen Schönheitsreiches ſei:

Der Herzſchlag, drin geheim ſich Reichthum birgt,
Der ſich dem gaffend fremden Blick entzieht,
Nicht prahleriſch zur Schau an's Fenſter legt.

Und Samenkörner dieſes ſeltenen Glückes weiter zu verpflanzen, zu freudiger Entwicklung und Blüthe zu bringen, bildete das oberſte Trachten Tamo Flemings der Jugend ſeines Hauſes gegenüber. Auch er war ein Schiffer, der die Fahrt auf den wellenden Tagen des Lebens unverwandt jenem Ziel entgegen richtete. Niemand nahm gewahr, daß er am Ruder ſtand, und doch hielt er mit ſtätig gleicher Achtſamkeit das Steuerrohr umfaßt, und unvermerkt lenkte ein leichter Druck ſeiner Hand das Fahrzeug, wenn es einmal aus dem Curs abzuſchwanken drohte, in die richtige Bahn zurück. Er wußte, das Aufgedeihen des Menſchen zum Höchſten müſſe ſeine Kraft aus der Wurzel einer ſorglos-ſonnenhaften Jugend trinken, und er ließ den beiden Kindern in ihrem Begehren und Treiben eine Freiheit, die ſie als unbegrenzt anſahen, weil ſie die Einſchränkung derſelben nicht empfanden. Aber in Wirklichkeit waren ſie nicht ihrer Willkür überlaſſen, ſondern in ſichere Schranken eingefriedigt; zügellos ſchienen ſie anderen und ſich ſelbſt gleich jungen Wildlingen dahin zu ſtürmen, doch ſie ſahen und fühlten nur nicht die weichen Bande, die ihnen um das Herz und um die Seele feſtgeſchlungen lagen, ſie überall leiteten, hielten und hüteten. Kein rauhes Wort traf ſie je, ſie kannten keine Drohungen und

Strafen; doch wenn ſie einmal etwas Unrechtes, Unſchönes oder allzu Unkluges begangen, geſchah's ſtets, ohne daß es ihnen vorgehalten worden, ſie wußten nicht wie, aus einer zufälligen Aeußerung, oft nur einem Scherzwort des Vaters, daß es ſie innerlich mit Selbſtbeſchämung über ihr Thun erfaßte, die tiefer greifend wirkte, als Vorwurf und Tadel von außen vermocht hätten. Das waren Tamo Flemings unſichtbare Zügel, die Aufweckung der eignen Erkenntniß, die Selbſtbelehrung durch reuiges Gefühl, durch die Furcht, Einbuße an Liebe und Vertrauen zu erleiden. Manchmal wandte er auch ſeltſame Mittel an; als halbwüchſigen Knaben hatte er ſeinen Neffen einmal mit in die Schifferſtube zum ſtillen Butt genommen und ihm dort zwei Gläſer Grog vorſetzen laſſen, damit Alf aus eigner Erfahrung frühzeitig kennen lerne, welche widrige Folgen ein Uebermaß nach ſich ziehe. Und der Knabe war nie wieder in Verſuchung gerathen, ſich durch ein beſinnungraubendes Getränk zum andernmal in ſolchen Zuſtand zu verſetzen.

Wie aber Tamo Fleming verſchwiegen die Gemüther der Kinder nach ſeinen Zielen lenkte, ſo trug er auch verborgen den Grund in ſich, weshalb er Alf Overbek wie einen eignen Sohn zu ſich in's Haus aufgenommen. Der Antrieb dazu war wohl naturgemäß aus der nahen

Blutsverwandtſchaft und der Hülfloſigkeit des Knaben entſprungen, doch in der Stunde, welche die Nachricht vom plötzlichen Tode ſeines Vaters gebracht, hatte Tamo Fleming auch mit dem Beſchluß, ſeinen Schweſterſohn als Kind anzunehmen, ein Ziel in's Auge gefaßt, ein fern hinaus liegendes, von dem er, zur Fahrt nach England gerüſtet, nur kurz mit ſeiner Frau Nebelgrau und Sonnenſchein geſprochen. Denn ihr verſchwieg er nichts, was er an Gedanken, Wünſchen, Hoffnungen und Beſorgniſſen in ſich trug; ſie glichen zwei gleichen Säulen, die miteinander wetteiferten, das Tempeldach ihres Glückes in ſonniger Luft aufrecht zu erhalten. Es bedurfte nicht vieler Worte zum Verſtändniß zwiſchen ihnen, und wie er ſeiner Frau Barbe in die Augen geſehn und dazu geſagt, bei dem Anblick des Schmetterlinggetümmels über der Blüthenwieſe unter ſeinem Fenſter ſei ihm der Gedanke gekommen, den Knaben zuſammen mit Madlene, ihrem einzigen Kinde, aufwachſen zu laſſen, da hatte Barbe Fleming, auch ihm in die Augen nickend, geantwortet: „Ja, laß uns Alf Overbek zu ihr in's Haus nehmen, Tamo, er iſt ja Deiner Schweſter Kind.“

Abſeits von dem Waldbrandhäuschen und der Eichenbuſchmühle verbrachte Walburg Carſtens in der

kleinen Gartenbehauſung ihre ſtillen Tage, Jahre und Jahrzehnte. Sowohl die Carſtens'ſchen als die Fleming'ſchen Kinder kamen häufig zu ihr, nannten ſie Großmama und kauerten ſich gern in der Dämmerſtunde neben ſie, dem immer ſanften Ton ihres Mundes zuzuhören. Was ſie ſprach, entfloß dem nämlichen Urquell, wie das Denken, Reden, und Handeln Tamo Flemings, es nährte ſtets die Selbſtſuchtsloſigkeit, die Liebe, die Güte als die Bedingungen des Lebensglückes in den Gemüthern der Jungen. Wie lange ſchon bekümmerte ſich niemand in der Stadt mehr um ihr Schickſal, war ſie von der guten Geſellſchaft faſt wie eine Todte vergeſſen. Nur einmal im Jahr vielleicht erinnerte ſich zufällig jemand daran, daß ſie noch unten den Lebenden daſaß, ihren Haß gegen die zweite Frau ihres Mannes fortnährend, den dieſe ihr natürlich ebenſo vergalt. Denn ſie kamen niemals zuſammen, auch im Fleming'ſchen Hauſe nicht; wenn ein Zufall es fügte, daß die eine in die Gartenpforte trat, während die andere dort anweſend war, ſo verließ die letztere ſtill durch die Hinterthür das Haus. Nur ein einziges Mal geſchah's doch, daß Hilde Carſtens im Abendſchein unwiſſentlich in eine Stube gerieth, in der Walburg, auf die Rückkunft ihrer Tochter wartend,

allein ſaß. Die Hereintretende blieb einen Augenblick ungewiß-zögernd ſtehen, dann jedoch ſchritt ſie raſch auf die Sitzende zu, kniete ſtumm vor dieſer auf den Boden und küßte ihr die Hand. Auch Walburg Carſtens ſchwieg und verblieb ein paar etwas mühſame Athemzüge lang in regloſer Haltung. Aber danach hob ſich ihre andre Hand, legte ſich, leis hin und wieder gleitend, auf den Scheitel vor ihr, und ſie ſagte: „Dein Haar fängt auch ſchon an grau zu werden, Kind.“ Als dann um eine Weile ſpäter Barbe Fleming heimkam, fand ſie ihre Mutter wieder allein ſitzend und in die ſpäte Dämmerung hinausblickend. Mit einem müden, älter als ſonſt erſcheinenden Geſichtsausdruck und einem feuchten Schimmer unter den Augenlidern, daß die Tochter, halb erſchreckend, fragte: „Was iſt Dir, Mama? Du biſt doch nicht krank?“ Mit einem Kopfſchütteln verneinte Walburg erſt ſtumm, aber fügte dann laut hinterdrein: „Mir iſt es ſehr wohl, Kind, hab' keine Furcht, daß ich mich ſchon auf den Weg neben der Kirche fortmache und euch verlaſſe. Nein, das kann ich noch nicht, denn vielleicht braucht jemand mich noch einmal, und mit dem Gedanken fände ich da drunten doch keinen Schlaf.“

Ihre Anſprache benannte Jilde Carſtens und Barbe Fleming „Kinder“, doch für dieſe beiden ſelbſt

lag ihre Kindheit auch ſchon weit hinter ihnen, und ſie gehörten ebenfalls bereits zu den Faltern, von deren Art gar viele ſchon aus der Sonne weggeſchwunden waren und nur ein Theil noch mit mehr oder minder abgeſtäubtem Schmelz der Flügel ſich zwiſchen den neuen Geſchlechtern forterhielt, welche die große Wieſe übertummelten. Unter ihrer Zahl, für die jetzt die bunten Blüthen ſich zu höchſter Frühlingsſchönheit auseinander falteten und im Goldlicht wiegten, befanden ſich nunmehr Rolf und Hedda Carſtens, Alf Overbek und Madlene Fleming, denn ihre Juniflugzeit begann. Und was ſie als Mitgift zu erhalten vermocht, dieſe freudig, von leichten Schwingen gehoben, zu genießen, das beſaßen ſie, wie es wenigen ſo voll mit unbewußtem Reichthum zu theil geworden.

* * *

Da waren die Vier keine Kinder mehr im bräuchlichen Sinn des Worts, ſondern hochaufgewachſene junge Menſchen, friſch an Leib und Seele. Die beiden Knaben hatten das achtzehnte und neunzehnte Jahr erreicht, und die Mädchen ſtanden ihnen um zwei bis drei Jahre nach. Obgleich Alf Overbek der

jüngere war und manches Jahr hindurch dem Rector Scholinus zu täglich erneuter moraliſcher Entrüſtung verholfen, hatte er auf der Schuldurchwanderung mit Roloff Carſtens Schritt gehalten; die geiſtige Luft im Fleming'ſchen Hauſe verſah den Kopf doch mit reicherer Nahrung als die in der Eichenbuſchmühle. Nun aber lag der Schulweg hinter beiden zum letztenmal betreten, ſie ſtanden im Begriff, ſich in Gemeinſchaft zur Univerſität fortzubegeben, um dort Medicin und Naturwiſſenſchaften zu ſtudiren. Selbſtverſtändlich hatten ſie das zum Beruf gewählt, und die Zeit verſtattete ihnen noch, dies ohne Kenntniß des Griechiſchen zu thun. Nach der Anſicht der Sachverſtändigen in der Stadt wäre es allerdings allein richtig geweſen, die Knaben zur Vorbereitung für ihr Studium auf ein wirkliches Gymnaſium fortzuſchicken, doch Tamo Fleming wie Carſten Carſtens waren keine berufsmäßigen Pädagogen, hatten die beiden nicht als Kinder aus dem Hauſe weggeben gewollt und dafür gehalten, das Lateiniſche reiche zur Bildung derſelben aus. Tamo Fleming meinte ſogar, griechiſch lerne man auf der Schule doch lediglich zum Schein, um es binnen Kurzem völlig zu vergeſſen. So werde damit nur viele, weit vortheilhafter im Freien zugebrachte Zeit vergeudet, denn was jemand,

der nicht Philologie betreiben wolle, für ſeine Wiſſenſchaft an helleniſcher Sprachkenntniß brauche, das eigne er ſich raſcher und beſſer aus freiem Wollen noch auf der Univerſität an, als wenn es ihm lange Jahre hindurch entgeiſtigt und nur halb begriffen täglich zur Ekelerregung eingetrichtert werde. Das ſchloß Tamo Fleming vermuthlich aus ſchlechter Erfahrung, die er an ſich ſelbſt gemacht, während hundert Andre ihm das Gegentheil bewieſen hätten, wie ſie grade durch ihre gründliche Erlernung des Griechiſchen von Kindheit auf zu der hohen Stufe ihrer Bildung emporgelangt ſeien. Aber nach Sonderlingsart gab er einmal mehr auf das, was ſein eignes Leben ihm als Anſchauung eingebracht, und hatte danach auch bei der Beſtimmung des Lernganges ſeines Schweſterſohns gehandelt. Und zum erſtenmal ſah dieſer ſich jetzt auch im Beſitz einer gewaltigen Geldſumme für ſeinen Unterhalt im erſten Semeſter, eines ſo ungeheuren Capitals von zweihundert Thalern, daß Alf Overbek bei der Ueberreichung ſie nicht annehmen gewollt, weil man ſo viel ja im halben Leben nicht aufbrauchen könne. Doch ſein Onkel hatte entgegnet: „Dann wird es Dir eine Freude bereiten, lieber Alf, Dir davon für eine ſchöne Reiſe zu erſparen; es bildet einen hübſchen Abſchluß jedes Tages,

wenn man einen derartigen Zweck vor Augen hat und ſich befriedigt zu Bett legt, ihm am Tag wieder um ein Stückchen näher gekommen zu ſein. Im übrigen biſt Du mir zu keinerlei Dank verpflichtet, denn nicht ich verſehe Dich mit dem Gelde für Dein Studium, ſondern das Vermögen, das Dein Vater Dir hinterlaſſen. Ich habe es bisher für Dich verwaltet, ſowie davon auch die Unterhaltungskoſten für Dich in unſerem Hauſe beſtritten, denn ich ſchulde natürlich Madlene, ihr das Erbtheil, das ſie einmal von uns empfängt, nicht zu verkürzen. Du ſchalteſt alſo mit dem, was Dir angehört, und je nachdem, wie Du es thuſt, wird Dir nach Beendigung Deiner Studien davon mehr oder weniger verblieben ſein. Aus der Schule des Belehrtwerdens trittſt Du jetzt in die Schule des Lebens, in der man nur durch ſich ſelbſt lernt. Da muß man befähigt ſein, ſelbſtſtändig zu denken und zu handeln; ich betrachte Dich ſo, wenn das Geſetz Dich auch formell noch nicht mündig ſpricht, und bewahre Dir nur mehr Dein Eigenthum, das fortan Deinem eignen Gutdünken zu freier Verfügung anheimſteht. Das heißt, es bedarf nur einer Mittheilung von Dir, wenn Du etwa nach der Aushändigung eines Theils oder des Ganzen Verlangen trägſt. Lagen, in die Du Dich verſetzſt, können Dich dazu

nöthigen; Du kannſt zu einer unmäßigen Lebensführung und Verſchwendung gerathen, Dich zum Spiel verleiten laſſen und Dich in Schulden ſtürzen, denn Du biſt jetzt ja der eigne Herr Deines Thuns. Es iſt alſo nützlich, daß Du weißt, was Dir an Beſitz zu Gebot ſteht, und ich habe denſelben deshalb auf dieſem Blatt, das ich Dir übergebe, verzeichnet. Einen Rath ſpreche ich Dir aus, nicht zu raſch Deine Hand zu öffnen, um Anderen, ſogenannten Freunden, weil ſie ſich ſo benennen, Summen von erheblichem Betrage vorzuſtrecken; wenn Du Dich indeß dennoch veranlaßt fühlſt, dies zu thun, ſie als verſchenkt zu betrachten und niemals auf ihre Wiedererſtattung zu zählen. Der Drang, Beihülfe zu leiſten, iſt ein edler und menſchenwürdiger, doch das Mitgefühl muß nicht zu einer widerſinnigen Freigebigkeit verleiten, die ohne Prüfung, ob ſie wirklich zu Gutem dient, der erſten natürlichen Regung folgt. Denn das Schlußergebniß bleibt das nämliche, ob jemand ſich ſeines Beſitzthums dadurch beraubt, daß er es aus bedachtloſer Gutmüthigkeit fortgiebt, oder indem er es zur Befriedigung eigner Genußſucht aufbraucht.“

Das waren die Aeußerungen, welche Tamo Fleming, und wie es von ihm kaum anders zu erwarten ſtand, in abſonderlicher, höchſt unpädagogiſcher und

moralwidriger Art an die Rechnungsablage über das väterliche Vermögen ſeines Neffen anknüpfte, denn er warnte dieſen nur vor freigebiger Gutherzigkeit und ſprach gewiſſermaßen deutlich aus, daß derſelbe beſſer daran thue, ſeine Habe durch Vergeudung, Hazardſpiel und Schuldenmachen zu ſeinem eignen Genuß durchzubringen. Die Röthe, die Alf Overbek bei der Darſtellung ins Geſicht ſtiegen, daß er dies alles jetzt können werde, da er fortan völlig freier Herr ſeines Wollens und Thuns ſei, bewies auch, er habe, was ſein Onkel geſprochen, mit klarem Verſtändniß aufgefaßt und wiſſe, welchem neuen Leben er mit ſeiner Selbſtſtändigkeit entgegengehe. Man ſah, er ſtand mit etwas verwirrten Augen, wußte nichts zu erwiedern, ſondern bückte ſich nur und küßte die Hand des unweiſen Rathgebers. Aber zum erſtenmal hatte er auch erfahren, daß er ein Erbtheil von ſeinem Vater her beſitze, und in ſeinem Blick leuchtete danach ein Stolz freudigen Bewußtſeins der Freiheit auf, davon nach ſeinem eigenen Bemeſſen Gebrauch zu machen.

Die Oſterzeit war ſo ſpät als möglich, faſt an's Ende des April gefallen, und auch die Univerſitätsferien erſtreckten ſich dadurch bis in den Mai hinein, ſo daß Alf Overbek und Roloff Carſtens von dieſem

noch einige Anfangstage zu Hauſe zubrachten. Das Jahr aber hatte von frühauf ein ungewöhnliches Geſicht gemacht, den ſcharfen Oſtwind kaum flüchtig einmal an's althergebrachte, ſonſt monatlange Regiment kommen laſſen, ſondern unabläſſig Regenſtürme aus Südweſt herübergejagt. Und nun waren ſeit einer Woche alle Wolken verſchwunden, die Sonne lachte und leuchtete den ſchon langen Tag hindurch vom erſten Morgen bis zum ſpäten Abend auf alles ungeduldig harrende, mit hochgeſchwellten Säften angefüllte Leben der Natur herab und ließ mit Traumesſchnelligkeit bunte, holde, reiche Märchenwunder entſtehen. Kaum für die Sinne zu faſſen ſchien's; auch der Frühling war um ſeine Interimsherrſchaft betrogen, denn ſtatt ſeiner hatte ſich jählings im goldenen Krönungsmantel der Sommer auf den Thron geſetzt. Hoch wallten ſchon die Roggenfelder im leiſen, unglaublich weichen Hauch, der Buchenwald ſtand in dichtem Grün, ſelbſt die Eichenzweige ſprengten bereits ihre an endlos langen Winterſchlaf gewöhnten Knoſpen. Und von dem feſt an ſeine Stätte gebannten Leben ließ ſich das freibewegliche nicht überholen. Ueberall war die Luft voll und toll von ſchmetternden Finken und trillernden Lerchen, die Weibchen ſaßen brütend in den Neſtern, während die Männchen hin wieder

ſchoſſen, ihnen ohne Unterlaß wiederholend, ſo ſei es wohlbedacht von der Natur eingerichtet, die einen zum Sitzen und Sorgen, die andern zum Flügelſchwingen und Singen. Eher als in anderen Jahren auch war auf den linden Luftwellen das ganze Geſchwader der übrigen befiederten Segler vom Süden heraufgeſteuert, und was keiner Reiſe, ſondern nur des Entſchluſſes bedurft, ſeine Winterhülſe am Aſt oder in der Erde zu öffnen und zu verlaſſen, das hatte ſich gleichfalls frühzeitiger als ſonſt zu dieſem Unterfangen bewogen gefühlt. Daß die Citronenfalter wie windgewirbelte Goldblätter umherſtürmten, der kleine Fuchs hundertfältig gleich rothen Flämmchen auffunkelte und der Nagelfleck, wohin man ſah, taumelnd das Unterholz durchſchoß, verſtieß nicht gegen den Brauch und zeugte nicht von ungewöhnlicher Kühnheit. Aber kecken Wagemuth erheiſchte es von den zarten Bläulingen, ſchon in Schwärmen feuchte Wegſtellen zu überſpielen, von den Perlmutter- und Scheckenfaltern, ihr duftiges Sommergewand der Unverläßlichkeit eines nordiſchen Maianfangs zu vertrauen. Alle jedoch waren ſie bereits da, denn alles Leben drängte nach der langen Feſſelung in ungeſtümer Haſt nach Regung, Thätigkeit und Luſt. Von geſelliger Sonnenfreudigkeit erſchien es ringsum be-

ſchwingt und beſeelt, doch heimlich lauernd ſchlich einſam auch die verwilderte Katze durch die blühend aufgewachte Sommerſchönheit und lag, nach Beute umſpähend, die zuſammengeringelte Kreuzotter an der heißüberglühten Haidebulte.

Nur wenige Tage noch blieben den beiden im Uebergang zur Studentengröße Begriffenen bis zu ihrer Abreiſe, und die vier alten oder jungen Spielkameraden aus dem Fleming'ſchen Hauſe und der Eichenbuſchmühle nützten jetzt einen davon, noch einmal, wie ſo oft, vom Morgen bis zum Abend den blauen Himmel ihr Zeltdach und die grüne Erde ihre Lagerſtatt ſein zu laſſen. Es ging nicht mehr ſo toll, oder wenigſtens nicht mehr ſo leicht beweglich über Stock und Stein, denn die Mädchen trugen lange Kleider; das hinderte im ſchnellen Lauf, und ein klein wenig gaben ſie doch auch im Geſtrüpp und Dorngerank auf ihre Kleidung und ihr Haar jetzt acht, falls nicht eine wichtige Angelegenheit unumgänglich das grade Gegentheil nöthig machte. Gegen höhere Gewalt konnte eben niemand, und die trat ſelbſtverſtändlich ein, wenn man ſich z. B. um keinen Preis in der Welt bei'm Haſchen greifen laſſen oder um jeden Preis bei'm Verſteckſpiel die erſte am Anſchlagsmal ſein wollte. Dagegen kennzeichneten ſie

ſich als von außerordentlicher weiblicher Sorglichkeit und Sittigkeit, wo keine derartige Nothwendigkeit Zwang ausübte, ſondern die rückſichtsloſe Willkür ihrer beiden Genoſſen ihnen etwa zumuthete, auf einem holperig verwurzelten Holzweg oder über einen thaunaſſen Grasrain zu gehen. Dann bedauerten ſie ſich gegenſeitig, ſolche Begleiter haben zu müſſen, erklärten, zum letztenmal ſo thöricht geweſen zu ſein, ſich von den „Jungen“ in Sumpf und Dickicht an der Naſe herumführen zu laſſen, und ſchalten, ſtritten und zankten ſo lange, bis alles in einem allgemeinen aus-praſſelnden Gelächter unterging. Darauf, dies möglichſt lange zu verhalten, kam es an, aber jedes Spaßvergnügen nahm ja einmal ein Ende und alſo auch das der mißgelaunten Geſichter und gegeneinander wetteifernden Zungen.

Hedda Carſtens und Madlene Fleming waren ziemlich gleich an Größe und Wuchs; wenn ſie nebeneinander ſtanden, unterſchieden ſie ſich durchaus in den Geſichtszügen und im Ausdruck, doch für die Vorſtellung beſaßen ſie auch eine gewiſſe Aehnlichkeit des Weſens. Von jungen ſtädtiſchen Geſellſchaftsdamen hatten ſie nichts und noch weniger etwas Verſtecktes, Unerkennbares, aus Blick und Mienenſpiel geheimnißvoll die Einbildung Erfaſſendes; alles an ihnen war

Gesundheit, Frische, Durchsichtigkeit, die ihr Inneres offen zur Schau stellte, nichts phantastisch fremdschillerndes, sondern von einheimischer Art. Wollte man nach der Weise Tamo Flemings ein entomologisches Gleichniß für sie suchen, so ähnelten sie am meisten den immer hurtig und sonnenfreudig bald in die blaue Luft hinaufjagenden, bald sich auf einen Blüthenkelch niederhockenden Citronenfaltern, und den größten Gegensatz zu ihnen bildeten etwa die märchenhaften, metallisch schimmernden und glitzernden Seejungfern, die gleich saphirnen oder smaragdenen Stäbchen, auf kaum sichtbaren, feingeäderten Glasflügeln über den Schilf- und Binsenspitzen eines dunklen Gewässers reglos in der Luft stehend, plötzlich wie farbensprühende Sternschnuppen fortschießen und verschwinden; aus alter Zeit her vom Volksmund „Teufelsnadeln“ benannt, mit einem Namen, der seine richtige Deutung verloren, da er sie ursprünglich als Haarnadeln der Venus, der „schönen Teufelin“, bezeichnet. Von einer solchen aber besaßen Madlene und Hedda am allerwenigsten; sie kannten wohl den Namen der alten Göttin, konnten auch Rechenschaft darüber ablegen, wer diese gewesen und was die Dichter an ihr bewundert, doch daß sie selbst dem gleichen Geschlecht mit ihr angehörten, war ihnen

noch nie in den Sinn gekommen. Natürlich wußten ſie, daß ſie Mädchen waren, die von den Knaben immer als nicht vollgültig über die Schulter angeſehen wurden und ſich dagegen wehren mußten, jetzt mit den langen Kleidern oft noch ebenſo, wie von kleinauf, und ſo war's auch natürlich, daß ſie als Mädchen gegen die Beiden — es gab keine rechte Bezeichnung für ſie, „Jungen" waren ſie eigentlich nicht mehr, und „Männer" oder „Herren" hätte zum Lachen geklungen — zuſammenhielten. Das that noth, denn es trug ſich wenigſtens leichter zu zweien, was man von ihnen auszuſtehen hatte, obgleich es manchmal ſchien, als bildeten ſie ſich noch etwas darauf ein, ſich unter Umſtänden einmal rückſichtsvoll, willfährig und liebenswürdig zu betragen. Deshalb — und überhaupt — war es ja auch recht ſchade, daß ſie fortgingen und das tägliche Miteinanderleben aufhörte; wie das eigentlich geſchehn ſolle und dann ſein werde, konnten die beiden Mädchen ſich nicht vorſtellen. Denn vermuthlich gab es doch nirgendwo in der Welt Andre, mit denen ſie als Brüdern getauſcht hätten, wenigſtens wäre es lächerlich geweſen, irgendwelche ſonſt in der Stadt mit Alf und Rolf vergleichen zu wollen. Dieſe verhielten ſich ebenfalls zueinander ungefähr wie die Mädchen, hatten im Allge-

meinen Aehnlichkeit, doch bei vergleichender Betrachtung erwies auch Adolf Overbek ſich von feinerem Bau und Geſichtsſchnitt; es war die anmuthigere und mehr geiſtig ausgeprägte Fleming'ſche Art neben der etwas vergröberten Carſtens'ſchen. Im Grunde ſahen alle Vier ſich als Geſchwiſter an, indeß ward ab und zu ein leichter Unterſchied ihres Benehmens untereinander merkbar. Alf verhielt ſich ein wenig anders gegen Hedda und ebenſo Roloff gegen Madlene. Gewiß ließ ſich nichts weniger behaupten, als daß die Beiden ſich galant zeigten; wenn ſie das Wort auch ſprachlich kennen mochten, gebrach ihnen doch jedes praktiſche Verſtändniß ſeiner Bedeutung. Aber ſie nahmen hin und wieder unwillkürlich ein bischen mehr Rückſicht, als bei der eignen Schweſter, mit Wort und That, griffen nicht ganz ſo feſt mit ihren Händen zu. Warum, hätten ſie nicht ſagen können, denn ſie wußten ſelbſt nicht, daß ſie's thaten, im Verlauf des letzten Jahrs war es unvermerkt ſo geworden. Und wurden ſie einmal von einer Reue über etwas oder von weichherziger brüderlicher Geſinnung angewandelt, ſo legte Roloff den Arm um die Schultern Heddas und Alf den ſeinigen um Madlene, nicht mehr umgekehrt, wie's früher ebenſo oft geſchehn. Denn ſo nah ſie ſich auch alle ſtanden, gehörten die wirklichen Ge-

ſchwiſterpaare ſich doch noch um einen Grad näher an, und ein ſolches waren, wie Roloff und Hedda, auch Alf und Madlene. Ganz in gleicher Weiſe, eigentlich und wirklich; ihnen kam nie in den Sinn, daß ſie es nicht gradſo ſeien, wie die beiden andern, und dieſen fiel es ebenſowenig jemals ein.

Ja, für lange Zeit, bis zu den Hochſommerferien der letzte gemeinſame Tag draußen in Feld und Wald, oder wenigſtens einer der letzten. Alle waren ſie ſo verträglich geſtimmt, ſo ein bischen unheimlich und innerlich etwas ſchwermüthig, doch keiner ließ es merken, ſondern ſie thaten, als ſei alles wie ſonſt. Und weil ſie ſich ſo redlich Mühe damit gaben, erreichte es ſeinen Zweck, ward auch ſo, und ſie waren ſo übermüthig frohſinnig wie jemals. Der Tag ließ es auch nicht anders zu, denn man mochte zurückdenken, ſo weit man wollte, ſo ſchön war die Welt doch noch niemals geweſen. Jeder Athemzug regte ein Gefühl in der Bruſt, als ob ſie Nektar getrunken, Sonnenfäden ſpannen ſich durch die kleinſten Blätterlücken und umflimmerten auch die Schatten; alles war Licht und Leben. Heiter und freudig hoben ſich Madlene und Hedda in neuen hellen Sommerkleidern und breiten Strohhüten von dem friſchen Grün ab; kein Laut der Unzufriedenheit kam heut' über ihre

Lippen, auch den ſchlechteſten Weg ſchlugen ſie bereitwillig ein. Einmal gingen ſie ein Stück voran, denn ihre Begleiter blieben zurück, ſich Haſelgerten von einem Zaunknick zu ſchneiden. Alf Overbeks Hand ſchnitzte eifrig, doch in ſeinen glanzgefüllten Augen lag etwas Trunkenes. Er hob ſie, umherblickend, und ihm kam laut vom Mund:

„Vom Eiſe befreit ſind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in ſeiner Schwäche,
Zog ſich in rauhe Berge zurück.“

„Aber die giebt es hier nicht, ich möchte einmal rauhe Berge ſehn, Rolf, ganz Anderes als bei uns, Felſen, die blau aus dem Meer in die Wolken ſteigen, Palmeninſeln, die Welt in den Tropenländern. Als Knabe bin ich mit meinem Vater dort geweſen, aber ich weiß kaum etwas mehr davon, ich war noch zu blind, zu dumm. Sieh da die weiße Wolke! Das iſt die, zu der Maria Stuart rief:

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, mit euch ſchiffte!

Möchteſt Du nicht auch mit ihr, Rolf?“

„Da lägen wir wohl raſch mit zerbrochenen Gliedern irgendwo auf der Naſe,“ lachte Roloff Carſtens.

Er hielt den Blick den beiden ſchon ziemlich weit voraufgegangenen Mädchen nachgewendet: „Wir müſſen uns ſputen, Alf, ſie ſind zu einfältig und laufen falſch. Wir haben doch nette Schweſtern, aber Deine iſt zierlicher als meine.“

„Mir gefällt beſſer, wenn ein Mädchen kräftiger iſt, ſo wie Hedda,“ antwortete Alf Overbek.

„Wenn ſie das hörte, hätt'ſt Du heute einen guten Tag bei ihr.“

„Meinſt Du? Du, glaube ich, auch bei Maud.“

„Das macht, die Mädchen ſind alle eitel und wollen hören, daß man ſie hübſch findet.“

„Ja, ich kenne ſie auch gründlich. Wir wollen uns nachher 'mal den Spaß machen und es ihnen ſagen, um ihre Geſichter dabei zu ſehn.“

Lachend liefen die Beiden mit ihren Stöcken nach, und es ging kreuz und quer durch den Wald und auf die Haide hinaus, von allen Plätzen Abſchied zu nehmen, wo ſie ſo oft zuſammen geweſen. An manche freilich knüpfte ſich nur für Alf und Madlene allein eine Erinnerung; wenn ſie an ſolchen Stellen vorüberkamen, legte er ein paar Augenblicke den Arm um ſie, und ſie tauſchten halblaut unter ſich ein paar Worte aus und nickten ſich zu, daß etwas ihnen beiden im Gedächtniß geblieben. Es lag doch etwas

ſo Sonderbares in der Vorſtellung, in wenigen Tagen werde es nicht mehr wie immer ſein, und ſie könnten dann für lange nicht mehr, wann ſie wollten, zuſammen hierher gehen.

Im übrigen hatten ſie ein ziemlich weites Ziel im Sinn, beabſichtigten nicht, um Mittag nach Hauſe zu kommen, ſondern trugen ſämmtlich aus Baſt geflochtene räumliche Körbe mit eingewickelten Eßwaaren, um ihre Mahlzeit im Freien zu halten. Was jeder eingepackt hatte, bildete noch ein tiefes Geheimniß, nur zeigte bei zwei Körben die Schwere, daß ſich in jedem auch eine Flaſche befinden müſſe, und ſo weit verbanden die beiden angehenden Studenten doch einen Begriff mit dem Wort Galanterie, von ſelbſt auf den Gedanken gerathen zu ſein, nicht die Mädchen mit dieſer gewichtigeren Bürde zu belaſten. Während des Vormittags konnte man die kleine Geſellſchaft bald hier, bald dort über einen Fußſteig hinwandern oder aus einem Waldrand hervortauchen ſehn, die hellen Mädchenkleider und -Hüte leuchteten in die Weite. Doch wenn jemand ihnen nachfolgen und ſie auffinden gewollt, hätte er kaum der Augen bedurft, ſondern ſchon die Ohren würden zu dem Zweck ausgereicht haben, ſo fernhin tönten auch faſt unterlaßlos ihre Rufe, ihr Lachen und Singen. Was ſich ſcheute,

wahrgenommen zu werden, ward dadurch zeitig gewarnt, ſich wegzuducken, doch kam trotzdem ab und zu ein Haſe ihren guten Augen zu Geſicht, auch ſtreifende Katzen und einmal ſogar die dicke braunrothe Ruthe eines durch einen Zaun ſchlüpfenden Fuchſes. Ein andermal, im Wald, vermochte Alf Overbek, der ein knackendes Geräuſch gehört, bei'm Umblick nicht zu erkennen, was den Ton verurſacht habe. Es mußte ein größeres Thier geweſen ſein, vermuthlich ein Reh, denn das Unterholz, in dem es verſchwand, bewegte das Gezweig noch in ziemlicher Höhe. Ueberall auf dem Boden und in den Bäumen regte ſich das Leben in kleiner oder größerer bunter Geſtaltung.

Die Sonne hatte ihren Höhepunkt ſchon um etwas überſchritten, als die Umwanderer ihr Ziel erreichten, einen friedlich mit regloſem Spiegel langhingedehnten Landſee von ziemlich beträchtlichem Umfang. Stellenweiſe umgürtete ihn ſchon hochaufgewachſenes Schilf, und von hüglig gewellten kahlen Uferſtrecken trat da und dort ein weicher, weißſchimmernder Sandrand in ihn hinein; doch überwiegend lag er in Buchenholzungen eingebettet, die mannigfach ihre grauen Stämme unmittelbar bis an das Waſſer vorſchoben und ihr breites Laubdach noch über dies hinauswölbten. Eine Landſchaft genau aus der Voſſiſchen

„Luiſe“ war's, von der Art des Landes an der Oſtſee oftmals wiederholt, und die Natur legte in gleicher Weiſe ihren aus zahlloſem Wachsthum verflochtenen Kranz um alles hin. Dort ſchimmerte das „hangende Grün weißſtämmiger Birken“ und der „blühende Genſt“, es „glänzte der Hulſt mit ſtachligen Blättern“. Drüben hinüber „langſtreifige Korngefilde mit farbigen Blumen geſprenkelt“, der Roggen „mit grünlichem Dampfe daherwogend“; Binſen, den Feuchtgrund deutend und Huflattig, „wuchernd kriechendes Wachholdergeſträuch“ und überwintertes „braunkolbiges Ried“, das friſche Halme dazwiſchen aufgetrieben. Ueber allem das lichte Grün der jungen Blätter des „weitumſchattenden Buchbaums“, unter den die Ankömmlinge ſich an altvertrauter Stätte auf das „polſternde Moos“ hinlagerten.

Doch hatten auch dieſe manches noch von den Menſchen aus der Dichtung des Eutiner Schulrectors, nicht allein äußerlich in der Kleidung und in den „Zwickelblumen“ auf den hübſchen Mädchenſchuhen, deren Ausſchnitt die hellfarbigen Strümpfe zierlich vorſchimmern ließ. Zwar, was die „Verſtändigkeit“ anbetraf, ſo ſtand die ganze Geſellſchaft wohl gleichmäßig darin ein wenig hinter den Bewohnern des Pfarrhauſes von Grünau zurück, und mit dem „edlen

beſcheidenen“ Walter wetteiferten Alf und Roloff nicht immer nach allen Richtungen. Aber eine Einfalt im hohen Sinne, eine ahnungsloſe Unſchuld der Jugend lag gleich einem Frühlingsblüthenduft über allem Denken und Fühlen der vier jungen Genoſſen, wie ſie holder auch nicht aus den Verſen der „Luiſe“ anmuthen konnte. Undenkbar war's, daß ein Wort, ein unbedachtſamer Scherz nur auf einen Unterſchied der Geſchlechter hindeuten könne; die Natur in ihnen bedurfte keiner Gebote der Sitte oder Sittlichkeit, ſie beobachteten dieſe, ohne von ihnen zu wiſſen. Nur in Betreff ihrer kirchlichen Geſinnung und Gläubigkeit hätte der ehrwürdige Pfarrer von Grünau wohl erſchrocken und betrübt den Kopf geſchüttelt, denn von der wußten ſie ebenfalls eigentlich ſo viel wie nichts. Doch gerechter Weiſe ließ ſich dieſer Mangel nicht ihnen zum Vorwurf machen, ſondern war von ihren Eltern verſchuldet worden, da ſowohl Carſten Carſtens als Tamo Fleming in ihrer Sonderart dafür hielten, die Natur ſei die beſte Kirche für das Menſchengemüth, und die Kinder nie angehalten hatten, eine andere zu beſuchen. Und auch von den Müttern war das kaum Glaubliche geſchehn, daß ſie jenen nicht zur Berichtigung dieſer Auffaſſung von Seiten der Väter verholfen.

Nun aber ward durch das Auspacken der Körbe wiederum lebhaft die Erinnerung an die Idylle von Johann Heinrich Voß und zugleich immer erneute freudige Ueberraſchung geweckt. Jeder wickelte aus dem Papier, wofür er bedacht geweſen, es als Zuthat zur Mittagsmahlzeit mitzunehmen oder richtiger, ſich im Elternhauſe zu erbitten, und da kam alles vor den ſtaunenden Blicken zu Tage. Zwei gebratene Hühner, hartgekochte Eier, zartköſtlicher Schinken, Brod und Butter, doch zum Nachtiſch auch ein Dutzend Krebſe und junge Radieschen; jetzt eine Flaſche Rothwein und vier Gläſer. Ein köſtlicher Anblick, ein Feſtmahl war's, das zu reichhaltig für die Anzahl der Theilnehmer ſchien, indeß keine Miene bekundete in dieſer Hinſicht eine Befürchtung. Alle verfügten gleichmäßig über den Hunger der Jugend und der langen Umherwanderung, nicht minder auch über den Durſt. Im Kalender ſtand wohl der Mai, aber Sonne und Luft verfrühten in ihm einen Juliſommer-tag, und die letzte ſchattenloſe Wegſtrecke war heiß bedrückend geweſen. So hafteten die Augen ein wenig enttäuſcht und beſorgt auf der einen, von Roloff Carſtens mitgebrachten Weinflaſche; zum Glück plätſcherte nebenan ein Quell friſches Waſſer in den See.

Teller und Eßbeſtecke gab's natürlich nicht, ſie hätten die Körbe zu ſehr beſchwert; Alf und Rolf zerlegten die Hühner als angehende Mediciner anatomiſch ſachverſtändig mit ihren Taſchenmeſſern, die Mädchen ordneten auf dem Papier und auf grünen Blättern zierlich die Gerichte, „und ſie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle". Da und dort fiel ein verirrter Sonnenfunken durch das Laubdach herunter, der Kukuk rief, ein Fiſch ſchnellte ab und zu im See, und über der Stelle glitzerte ein Weilchen das ſilbern gekräuſelte Waſſer. Fliegen ſurrten umher; manchmal krabbelten plötzlich kleine Käfer und Spinnen auf den Papiertellern. Die Eßwaaren lockten ſie, und ſie ſuchten mit davon abzubekommen. Vorſichtig faßten die Finger nach ihnen, ſie auf's Moos zurückzuſetzen; man konnte ihnen ihr Gelüſt nicht verdenken. Und noch weniger würde man dies gekonnt haben, wenn etwa ein hungerndes Menſchenkind vom grünen Buſch verborgen geſtanden und neidvoll mit brennenden Augen herübergeſehen hätte. Nicht nur auf die lockenden Speiſen, vielleicht mehr noch auf die ſorglos glücklichen, fröhlich redenden und lachenden Geſichter der kleinen Tafelrunde. Wie hurtig verringerte ſich der mächtige Vorrath, doch leider der Wein noch ſchneller, vier ausgetrocknete

Kehlen durſteten; Roloff ſtand auf, füllte die geleerte Flaſche am Quell und kam zurück. Das löſchte denn auch, nur Alf mußte auflachen, wie ſie mit dem Waſſer in den Gläſern anſtießen.

„Warum lachſt Du?“ fragte Hedda.

„Weil euch der Gänſewein ſo gut zu ſchmecken ſcheint.“

„Du meinſt wohl, er ſei der richtige für uns.“

„Gänſe müſſen doch Federn auf ſich haben.“

„Es giebt auch gerupfte.“ Und Hedda fuhr ihm mit der Hand über das kurzgeſchnittene Haar.

Natürlich behielt das Mädchen das letzte Wort, und natürlich auch verſchwand ſchließlich das letzte Stück von allem Eßbaren. Sie ſprangen auf, ſich am Quell die Hände zu waſchen, das gab Gelärm, Gezänk, hin und her fliegende Citate aus der Fabel vom Lamm und vom Wolf. Alf war zuerſt fertig, kehrte nach dem Lagerplatz zurück und beſchäftigte ſich mit ſeinem Korb. Nun kamen auch die übrigen wieder, und er hielt ihnen mit hochgehobenem Arm etwas entgegen: „Seht 'mal, was ich eben hier unter'm Baum gefunden habe!“

Ein dreiſtimmiger Jubelruf antwortete ihm, in ſeiner Hand blinkte eine dickbäuchige Flaſche mit ſilbernem Hals. Barbe Fleming hatte den Tag als

einen beſonderen für die Auszügler und auch als eines beſonderen Abſchiedstrunkes würdigen angeſehn; ſo war die Flaſche verſchwiegen für den Schluß der Mahlzeit in Alf's Korb gewandert. Und raſch ſaßen alle wieder auf dem Moos; die Mädchen ſchlugen ſich die Kleider über die Füße, daß nur die Schuhſpitzen hervorſahen. Das ſchickte ſich ſo, ob jemand anweſend ſein mochte oder nicht.

Nicht oft noch im Leben war ihnen Champagner über die Lippen gekommen, es lag etwas Feierliches darin, wie Alf Overbek den Draht abbog und mit dem Finger gegen den Kork drückte, bis dieſer jählings mit lautem Knall in's Buchenlaub hinaufſchoß. Alle Gläſer ſchäumten über; ſie klangen unerwartet matt bei'm Anſtoß, der ſtumpfe Ton hatte Wunderliches. Doch das kurze Mißvergnügen darüber verflog raſch, die Lippen ſchlürften den Schaum, und Roloff Carſtens brachte einen wundervollen Trinkſpruch aus: „Darauf, daß wir vier im Auguſt hier wieder ebenſo vergnügt zuſammenſitzen!“ Das war allen gleichmäßig aus der Seele geſprochen, und jeder leerte zur Bekräftigung ſein Glas bis auf den letzten Tropfen.

Wie der prickelnde Wein anders als der rothe die Zungen löſte! Begreiflich kam die Rede auf die Uni-

verſität, wie ihr Leben dort in der Fremde ſein werde. Wunderbar; die beiden Betreffenden wußten ſchon viel darüber im voraus und machten den ſtaunenden Mädchen den Mund wäſſern. Roloff kam drauf: „Ihr ſolltet uns einmal beſuchen!“

„Aber Du haſt ja nur eine Stube, Dolf,“ meinte Madlene.

Er erwiederte: „Pah, wir wohnen zuſammen; Du kannſt ſo lange in meinem Bett ſchlafen und ich leg mich auf's Sopha.“

„Weißt Du denn ſchon, ob Du ein Sopha haſt?“

„Natürlich; ſonſt hat das Bett für uns beide Platz.“

Doch einmal kam Alf etwas vom Mund, das im Widerſpruch zu dem Plan ſtand: „Ich wollte, die Univerſität läge nicht ein paar Meilen von hier, ſondern in Hinterindien oder in Braſilien.“

„Aber dann könnten wir ja nicht dahin kommen,“ ſagte Madlene.

„Das iſt wahr, daran dachte ich nicht. Aber dann ginge es eben nicht anders, und Ihr müßtet warten, bis wir wieder kämen.“

Hedda lachte: „Darüber könnten wir, wie's in den Märchen heißt, alt und grau werden.“

Zu ſpaßhaft war's, die beiden jungen Blondköpfe ſich ſo vorzuſtellen, und wohl eines allſeitigen Lachausbruches würdig. Zugleich aber erinnerte es Roloff an den andern, ihnen am Morgen bei'm Stöckeſchneiden gekommenen Spaßvorſatz, und Alf leicht mit den Augen zwinkernd, ſagte er:

„Findeſt Du nicht, daß Madlene ihr Kleid beſſer ſteht, als Hedda?"

Der Befragte antwortete: „Nein, ich finde, Hedda ſieht beſſer drin aus."

„Für meinen Geſchmack iſt Madlene überhaupt hübſcher."

„Dann habe ich einen andern, denn mir gefällt Heddas Geſicht mehr."

„Natürlich, jeder findet ſeine Schweſter garſtig, das zeigt, daß Ihr beide gleich wenig Geſchmack habt," lachte Hedda Carſtens, doch es lag nichts Ungehaltenes über ihren Bruder darin, ſondern ihre hellblauen Augen glänzten befriedigt und vergnügt. „Wir haben beide die gleiche Nummer bei der Kartenlotterie zugedeckt bekommen, Madlene, Dein Bruder iſt grad ſo liebenswürdig gegen Dich, wie meiner gegen mich."

Madlene erwiederte nichts darauf, ſondern brachte ein andres Geſpräch auf, aber ſie war ſtiller als

vorher geworden und ließ den Wein in ihrem Glas ſtehn, ohne mehr zu trinken. Und wie ſchließlich alles einmal vorbeigehen mußte, nahm ſogar eine Flaſche Champagner zuletzt auch ein Ende. Wahrhaftig, auf die ſtudentiſche Nagelprobe leer war ſie, und Roloff faßte ſie am Hals und warf ſie in weitem Bogenſchwung in den See, daß ſie fernhin aufplatſchend in's Waſſer fiel; Wellenkreiſe breiteten ſich von der Stelle aus, wo ſie niedergeſtürzt war. Alle ſtanden auf, ſich nach dem langen Sitzen ein wenig zu bewegen; Madlene ging ein halbes Hundert Schritte ſeitwärts am Strand entlang und blieb dort ſtehn und ſah auf die Wellenringe hinunter, die jetzt vor ihre Füße herankamen. Dann ſchlenderte Alf in der gleichen Richtung, hielt bei ihr an und ſagte: „Wonach ſiehſt Du?“

„Nach den Wellen.“

Sie antwortete es kurz, und der Ton klang ein bischen wunderlich, ſo daß er fragte: „Was haſt Du?“

„Nichts.“

„Iſt es Dir nicht gut?“

Ihr Kopf ſchüttelte. „Doch.“

Sie hielt ſich abgedreht, aber er ſah jetzt, daß ihr ein paar Tropfen an den Wimpern hingen.

„Warum haſt Du denn Thränen in den Augen?“ fragte er.

Ihre Hand fuhr über die Augen. „Ich hab' keine Thränen.“ Doch da er es einmal geſehn, fügte ſie widerſpruchsvoll hinterdrein: „Weil Du mich kränken wollteſt.“

„Ich? Womit?“

„Daß Hedda Dir beſſer gefalle als ich. Es iſt mir ja ganz gleichgültig.“

„Das hat Rolf von Dir ebenſo geſagt, und Hedda hat dazu gelacht.“

„Ja, er kann's auch beſſer, und ſie kann's auch.“

„Warum kann er's beſſer?“

„Weil er wirklich ihr Bruder iſt.“

Madlene kehrte ſich dabei um und ſah ihn mit noch naſſen Augen an. „Haſt Du Hedda denn lieber als mich, Dolf?“

„Pah, biſt Du dumm, keinen Spaß zu verſtehn! Wie könnt' ich denn jemand auf der Welt lieber als Dich haben, Maud?“

„Ja, Du haſt recht, Dolf, ich bin ſo dumm!“

Mit einem köſtlich-frohſinnigen Lachen flog es dem Mädchen heraus; es war ja natürlich nur Fopperei, Mißverſtändniß und Unſinn geweſen, von den ungewohnten Weinperlen auf die Zungen geprickelt, und

nach ſolch' einem kleinen Tropfenſchauer von den Wimpern zeigte ſich erſt am ſchönſten, wie ſonnenfreudig der Sommertag ſei. Alf legte Madlene den Arm um den Nacken, die jetzt übermüthig fragte: „Wo ſind denn die Alten geblieben?“ Denn die Carſtens'ſchen waren je um ein Jahr älter, als ſie und Alf Overbek. Hellſtimmig rief ſie: „Onkel Rolf! Tante Hedda!“ ſo fanden ſie ſich wieder zuſammen, alle mit ziemlich rothen Geſichtern; die Wirkung des Champagners diente nicht grad' zu einer Kühlung der heißen Luft. Allen nickten auch die oberen Augenlider ein bischen herunter; Hedda maß Alf und Rolf zu: „Ihr ſeid Schlafmützen und wollt euch natürlich auf die Bärenhaut legen. Es ſteckt an, wenn man euch anſieht.“ Sie that, als ob ſie ein Gähnen nachmache, doch halb war ihr der Mund ſelbſt dazu behülflich. Die Mädchen ſteckten die Köpfe zuſammen, tauſchten ein paar Worte, und Madlene ſagte: „Ja, ſucht euch einen Platz zum Ausruhn; wir thun's auch erſt, und nachher woll'n wir baden, Tante Hedda und ich haben uns in den Körben Leintücher mitgenommen. In anderthalb Stunden könnt Ihr wiederkommen; wie ſpät iſt's?“

Alf zog ſeine ſilberne Uhr. „Schon bald halb vier.“

„Alſo um fünf ſeid Ihr wieder hier, und verſchlaft Euch nicht.“

Rolf lachte: „Wenn Ihr ein paar Stunden länger Geduld hättet, brauchtet Ihr Euch wahrſcheinlich nicht erſt auszuziehn und in den See zu laufen; der Himmel würde Euch das Waſſer von oben beſorgen. Die Sonne ſticht zu arg, es giebt heut' noch etwas.“

„Die alten Propheten ſind todt und die neuen taugen nichts,“ ſpottete Madlene.

„Wollt Ihr wetten?“

Hedda fiel ein: „Macht nur, daß Ihr die Augen zubringt, der Sand läuft Euch ja ſchon über drin.“

Es geſchah nicht zum erſtenmal, daß Madlene und Hedda hier badeten, alljährlich machten ſie's im Vorſommer ſo. Die Oſtſee war dann noch zu kalt, doch das ſeichte Waſſer des Landſees über dem weichen Sand von der Sonne ſchon lind durchwärmt, und man konnte ſicher ſein, daß niemand hierher kam; außerdem hing an der Stelle rundum Buſchwerk vor, ſchloß ſie wie mit den Wänden einer Hütte ein. Die Brüder wurden dann eine Weile fortgeſchickt; das war ſelbſtverſtändlich, man blieb nicht dabei, wenn die Mädchen badeten; die thaten's bei'm umgekehrten Fall auch nicht, ſondern warteten irgendwo. Nachher

gab's dann ſtets viel erfreulichen Anlaß zum Gerede über die unmenſchliche Wartegeduld, die man haben müſſe, und wer länger trödele.

Den Mädchen fiel's ſo wenig ein, die Beiden könnten nicht wirklich fortgehn, wie dieſen nicht, in der Nähe zu bleiben. Es mochte vielleicht poſſierlich ausſehn, wie ſie in den weißen Laken herumplatſchten, aber ſie würden's nicht thun, wenn ſie wüßten, daß ſie Zuſchauer dabei hätten, verließen ſich alſo drauf, allein zu ſein, und Alf und Rolf hätten ſich um nichts in der Welt von ihnen ſagen laſſen: „Pfui, wir glauben euch nicht mehr und thun's nicht mehr.“ So war's ſchon oft geweſen, und ſo war's heut'. Die Beiden gingen eine Strecke weit miteinander durch den Wald, ſich einen Platz zur Mittagsruhe zu ſuchen; wie ſie über eine kleine Lichtung kamen, brannte die Sonne in der That ſtechend drauf nieder. Roloff Carſtens nickten die Augen am müdeſten, er hielt an: „Hier iſt ein gutes Sopha,“ warf ſich hin und ſtreckte den Kopf auf eine dick mit Moos überzogene Baumwurzel. Alf Overbek ſah nach einem gleich verlockenden Kiſſen herum, doch in der Nähe fand ſich keins. So ging er noch vorwärts, gerieth unvermerkt in einen Erlenbuſch mit feuchtem Grund, auf den man ſich nicht hinlegen konnte, und er mußte

weiter hindurch. Müde war er gleichfalls, indeß mehr noch der Kopf ihm heiß; er bog inſtinktiv wieder nach dem See zu ab, dort kühlte die Waſſerluft doch noch etwas beſſer. Es zog ſich länger hin, als er gedacht, dann aber fand er in der That einen herrlichen, ihm völlig unbekannt geweſenen Fleck hart am Ufer, das hier nicht ſandig ſeicht, ſondern tief war, denn eine dunkle, reglos ſcheinende Au kam aus dem Waldgrund und mündete in den See. Daneben, etwa um ein Dutzend Fuß von ſteilem Abfall drüber erhöht, bot ſich an einem Buchenſtamm der ſchönſte Ruheplatz. Der Blick ging über einen Theil der ſtillen Waſſerfläche hin, ſonſt war der Umkreis nach allen Seiten, wenn auch nicht eng, doch eigenthümlich und heimlich abgeſchloſſen. Die Stelle hatte etwas Verzaubertes in ihrer Stille und Regloſigkeit. Wie vorzeitig alles Blattwerk üppig entwickelt, ſommerhoch aufgewuchert daſtand. Zwiſchen Schilf- und Binſenrändern zog das lautloſe, faſt ſchwarz anblickende Bachgewäſſer, ſchon breit ausgeſpannte große Nymphäenblätter ſchwammen drauf. Schatten und Licht wechſelten; wo dies glanzſtrahlend hereinfiel, bewegte ſich Leben, doch nur ein wenig, einzig zwei beflügelte Inſecten. Ein Citronenfalter flatterte drüben über einem Häufchen von Nelkengras- und Ehrenpreis-

blüthen, das ſich ſchneeweiß und himmelblau durcheinander miſchte, und über einem Teichroſenblatt auf der dunklen Au ſtand eine ſmaragdene „Teufelsnadel“ in greller Sonnengoldgarbe, blitzte mit dem märchenhaft funkelnden Geſchmeideleib auf, ſchien verſchwunden und war wieder da. Sonſt rührte ſich nichts Lebendiges umher; trotz dem unglaublichen Vorſchritt alles Wachsthums für die Jahreszeit ſah Alf Overbek doch erſtaunt auf eine ſo früh aus der Puppe geſchlüpfte Seejungfer und ſagte laut vor hin: „Libellula — Calopteryx splendens.“

Er war jetzt doch ſehr ſchläfrig, legte auch den Kopf auf ſein gefundenes gutes Kiſſen zurück. Ein paarmal öffnete er noch, ſchon halb im Einſchlafen, die Lider, und vor ihm lag der ſonnige See und am Rand das Häufchen weißer und blauer Blumen. Kein Ton, als nur einmal weither, wohl von einem Dorf drüben über der ſtillen Waſſerfläche ein in der Luft verzitternder Hahnſchrei. Der kam ihm noch zum Bewußtſein, doch Traum umgaukelte ihm ſchon die Sinne. Der See verwandelte ſich ihm zu einem tropiſchen Meer mit blauen Felſenufern, darüber flog der Citronenfalter. Doch er war's nicht, ſondern bei genauerem Hinſehen war es Madlene, und nicht mit dem Mund, doch mit einem Gedanken ſagte Alf noch:

„Maud iſt die beſte und einzige auf der Welt.“ Dann lag er im Schlaf.

Da ſchlug ihm wieder der Hahnſchrei an's Ohr, und er hob die Lider auf und wußte im erſten Augenblick nicht, wo er ſich befinde. Danach kam's ihm, daß er von den andern durch den Wald fortgegangen, ſich hier niedergelegt habe und eingeſchlafen ſei. Sehr lange Zeit konnte noch nicht darüber vergangen ſein, wohl kaum eine Stunde, denn die Sonne warf ihre Goldbahn nicht viel anders als vorher durch die Luft, und darin ſtand auch noch die Smaragdlibelle mit dem feinen, wie ein Juwelenſtäbchen funkelnden Leib. Dennoch war etwas in der Beleuchtung verſchieden geworden, der Aufgewachte empfand es, doch wußte nicht, woher es rühre.

Die Mädchen zogen ſich drüben am See entlang wohl wieder an, ſodaß es Zeit wurde, zu ihnen zurückzugehn. Er wollte aufſpringen, indeß gleichzeitig ließ ein klatſchender Ton im Waſſer nah unter ihm ihn den Kopf drehen. Das Geräuſch mußte von dem Schnellen eines großen Fiſches entſtanden ſein und Alf richtete den Blick nach der Stelle, von welcher der Schall gekommen.

Dabei erkannte er jetzt, was den Lichtunterſchied gegen vorhin bewirkte. Oben über die Au hin fiel

noch der Sonnenſtreifen, doch ſie ſelbſt lag völlig in tiefem Schatten, undeutlich, kaum mehr unterſcheidbar. Es hatte Sonderbares, nicht recht Begreifliches, daß der grelle Lichtſtrahl drüber ſo wenig Helligkeit nach unten verbreitete; nur ein ungewiſſes Blenkern ſpielte und ſpiegelte über dem dunklen Gewäſſer.

Dort mußte der Fiſch geſprungen ſein, es war, als ſchimmere noch etwas ſilberſchuppig zwiſchen den Nymphäenblättern. Oder doch nicht; nun war es fort, und ſtatt deſſen ſchillerten an der Stelle zwei grüne Punkte, der Farbe der Teufelsnadel ähnlich.

Und nun änderte es ſich wieder. Seine Augen hatten in den grellen Schein oben geſehn und waren ſonnenblind geweſen, ſo wirklich lichtlos lag's doch nicht drunten über der ſchwarzen Au. Erkennbar geſtaltete ſich etwas heraus, ein heller Fleck, der ſich umgrenzte und die Form eines Geſichtes annahm. Auch von dunklem, langgelöſtem Haar ſchien es eingefaßt, das oben Stiele und Blätter von Teichroſen mit einem Kranz umflochten hielten. Und die beiden grünglimmernden Punkte entſprachen nach ihrer Lage den Augen des Geſichtes.

Es überlief Alf Overbek mit einem wunderlichen Schauer. Er wußte, daß es keine Najaden, Nixen, menſchenähnliche Waſſergeſchöpfe gebe, und ſeine Ver-

nunft zweifelte nicht daran. Aber die Phantaſie überwog zu ſtark in ſeinem Kopf und wurde von dem Anblick zu mächtig erregt. Reglos ſtarrte er drauf hin; das Räthſelhafte ward zu deutlicher Gewißheit, ein Menſchenkopf, ein weißes Mädchengeſicht, über deſſen ſchwarzer Lockenflut droben geheimnißvoll die Libelle gleich einer in die Luft emporgeflogenen Haarnadel der Venus blitzte.

Plötzlich loſch ſie ſpurlos aus und mit ihr der grelle Goldſtreifen. Es erklärte ſich, wodurch der ſtarke Beleuchtungsgegenſatz entſtanden war; nicht wahrnehmbar hatte ſich hinter den hohen Waldkronen eine ſchwere Wolkenbank heraufgeſchoben nnd jetzt die Sonne überdeckt. In einem Nu vollzog ſich die Verwandlung, zugleich kam ein rauſchender Ton von den Baumwipfeln herab.

In Wirklichkeit fiel ſo ein Dunkel auf alles, doch für den Blick war es eigenthümlicher Weiſe durch das Aufhören des Contraſtes von Licht und Schatten nach unten hinunter heller geworden. Klar unterſchied Alf Overbek gegenwärtig das ſich aus dem Waſſer der Au heraufhebende, ihm zugewandte Geſicht, und es war ihm nicht fremd. Er kannte es ſchon ſeit ſeinen Knabenjahren, hatte es von Zeit zu Zeit da und dort immer einmal flüchtig wiedergeſehn, wie es

wohl das gleiche blieb und ſich doch auch veränderte. Nun durchſchoß unwillkürlich dazu eine Erinnerung ihm den Kopf. Durch Tabaksrauch ſah er die graubärtigen Alten um den Tiſch im „ſtillen Bult“ vor ſich und hörte ihre Stimmen, wie ſie von Meerweibern redeten. Chriſtian Larſen ſprach von einer Frau, die er halb dafür anſah, oder wenigſtens meinte er, ihre Tochter, die ſie zur Welt gebracht, könne Nachts in der Wiege von einem Waſſerweib mit der ſeinigen ausgetauſcht worden ſein. Hinterdrein kam's von anderem Mund, ja, ſie ſchwimme wie ein Aal, und man ſolle Acht geben, in ein paar Jahren werde ſie gewaltig ſchön.

Mit Seetang habe das Haar ſolcher Mädchen Aehnlichkeit, dünke Einen manchmal ſchwarz und manchmal grün.

Auch das kam Alf, wie er ſie einmal mit Madlene zwiſchen Farnen im Wald ſitzend gefunden; auf den erſten Blick hatte ihr Haar die Farbe von lang unter einem fließenden Waſſer zurückgeſtrichenem Binſengras gehabt.

Das war vernunftlos, ein Schiffergeſchwätz, es gab keine menſchlichen Waſſergeſchöpfe, keine Meermädchen. Aber trotzdem ſtand Alf Overbek da unter ihm eins vor Augen, mit dem lang fließenden Haar,

dem Gewirr von Teichroſenſtielen und -blättern drüber und dem ſchillernden Blick darunter, genau ſo, wie die Einbildung ſich ein derartiges Weſen ſchuf.

Ja, er kannte ſie an den Geſichtszügen, und doch ſo räthſelhaft war die Erſcheinung, daß er fragte:

„Biſt Du Heid Wilbet?“

Eine Stimme klang kurz zurück: „Ja.“

„Was thuſt Du da?“

„Ich ſchwimme.“

Ihre Arme machten leiſe Ruderbewegungen; dabei hoben ſich die Schultern nicht über das Waſſer empor, doch unter einer nur dünnen Decke desſelben blinkte ein weißes Glimmern herauf. Es kam, ſank zurück und kehrte wieder.

Uebermächtig packte es die Phantaſie. Mit ihren Augen gewahrte Alf aller Vernunft und Wiſſenskenntniß zum Trotz drunten in dem ſchwarzen Gewäſſer einen Fiſchſchwanz mit auf und ab ſchlagenden Floſſen.

Es legte ſich ihm etwas ſonderbar beängſtigend, den Athemzug lähmend, auf die Bruſt. So lautlos war's nach ihrer Antwort geworden; er fragte wieder:

„Wie kommſt Du hierher?“

Sie antwortete: „Es iſt heiß, ich wollte mich abkühlen.“

„Wußteſt Du nicht, daß ich hier ſchlief?“

Kurz zögerte ſie, doch verſetzte dann: „Ja, ich wußte es.“ Und ſie fügte drein: „Ich ſah euch immer, den ganzen Tag, und ich ging euch nach.“

„Weshalb?“

Langſam hob und ſenkte ſich der geheimnißvolle weiße Schimmer im Waſſer; davon her ſcholl die Entgegnung:

„Weil es mir Spaß machte, euch zuzuhören.“

Auf einmal knatterte etwas droben auf den Blättern, es war Hagelſchlag, große weiße Körner ſchoſſen herunter, und Donner rollte über dem See. Alf ſtieß unwillkürlich aus:

„Es giebt ein ſtarkes Gewitter; komm aus dem Waſſer und tritt unter Schutz!“

Sie lachte: „Ich kann nicht naſſer werden, als ich bin.“

„Der Blitz kann in's Waſſer ſchlagen.“

„Beſſer, als wenn Du mich ſchlägſt.“

„Warum ſollt' ich Dich ſchlagen?“

Der Hagel knatterte dichter, durch ihn hin klang die Stimme Heid Wilbets:

„Weißt Du's nicht mehr? Du wollteſt es einmal im Wald. Darum fürcht' ich mich vor Dir.“

„Du biſt thöricht. Mach' ſchnell!“

„Thuſt Du's gewiß nicht?“

„Nein.“

„Dann dreh' Dich um und ſieh weg, daß ich aus dem Waſſer kann.“

Er hatte nicht daran gedacht, erſt bei ihrem Zuruf durchfuhr's ihn wunderlich ſchreckhaft, daß er ſich abkehren müſſe, wenn ſie heraufkomme, weil ſie ein Mädchen ſei. Doch er that's trotzdem nicht, die Glieder waren ihm wie gelähmt, er konnte ſie nicht bewegen. Auch war es unnöthig, denn der Hagel legte jetzt einen dichten weißen Vorhang zwiſchen ihn und die Au, nichts ließ ſich dahinter wahrnehmen.

Nur jetzt ſchoß jählings eine gelbe Schlange vom Himmel und durchriß auch den dichten Vorhang mit grellem Flammenlicht. Einen Augenblick lang tauchten aus dem Geprаſſel graue Baumſtämme hervor, Schilfſpitzen und daneben eine weiße Geſtalt. Nicht länger und nicht deutlicher, als um erkennen zu laſſen, daß ſie nicht in einen Fiſchſchwanz auslaufe; dann verſchwand alles, und mit betäubendem Krachen polterte der Donner drüber.

Alf Overbek ſtand ohne rechte Beſinnung. Seitdem er aus dem Schlaf aufgewacht, konnten nicht mehr als einige Minuten vergangen ſein, und was in dieſen geſchehen, war, als ob es noch ein Traum ge-

weſen ſei. Ueber ihm knarrten wild die Aeſte, und der Sturm brauſte wie Meeresbrandung durch alle Wipfel. Der Hagelſchlag begann ſich zu lockern, in Regenſturz überzugehen, doch das dichte Buchendach hielt einen Schirm gegen ihn ausgeſpannt.

Dann klang eine Stimme: „Biſt Du noch hier?“ Der Kopf Alf's flog herum, bekleidet kam von der Seite her Heid Wilbet am Abhang herauf und trat auf ihn zu. Die Helligkeit hatte wieder ſo weit zugenommen, daß ihr Geſicht und ihre Geſtalt klar unterſcheidbar wurden. Ein ſchlankes Geſchöpf in dürftig-vertragener Kleidung war's, doch von einem fremdartig zauberiſchen Reiz der Züge; nun war es Alf Overbek doch, als ſehe er ſie zum erſtenmal. Ihr Körperbau beſaß ſeltſam Graziles, alle Glieder hatten, gleich dem naſſen, lang über den Nacken zurückfluthenden Haar, etwas von fließenden Wellen. Dazu funkelten abſonderlich die ſchwarzen Augenſterne mit dem manchmal aus der Tiefe hervorleuchtenden grünen Schillerglanz.

Sie fürchtete ſich nicht mehr vor ihm, ſondern kam heran: „Darf ich bei Dir mit untertreten?“ Er nickte, die Stimme wollte ihm noch nicht über die Lippen; ſie ſtanden etwa eine Minute ſchweigend nebeneinander, und der Regen rauſchte um ſie. Sein

Blick nur ging einmal auf ihre Hand nieder, als ſuche er nach einer Schwimmhaut zwiſchen den Fingern; er that's mit dem Bewußtſein der Sinnloſigkeit dieſer Vorſtellung, doch er war noch außer ſtande, ſich der Ueberwältigung ſeiner Einbildungskraft zu erwehren. So ſah er, daß die Hand nichts Unnatürliches und Ungewöhnliches zeigte, nur ſchmaler war ſie, als ſonſt ihm bekannte von Mädchen oder Frauen, und die mager-ſchlanken Finger hatten in Form und Farbe etwas, als ob ſie von Alabaſter ſeien. Endlich fühlte er wieder die Fähigkeit, ſprechen zu können, und es drängte ihn auch dazu, denn die Lautloſigkeit ihres Daſtehens überkam ihn mit einem unheimlichen Gefühl. Aber er wußte nicht, was er ſagen wolle, und halb ohne Wiſſen brachte er noch einmal die Frage vom Munde:

„Warum biſt Du denn uns — und mir — hierher nachgegangen?“

Sie erwiederte: „Ich habe gehört, daß Du in ein paar Tagen fortgehſt, und ich wollte Dich noch einmal ſehen.“

In das Niederrauſchen auf die Blätter klang ihre Stimme eigenthümlich hinein, nicht ſcharf und harttönig, wie er ſie im Ohr trug, und auch nicht ſanft oder weich, doch mit einem ſchmiegſamen Laut, der

wieder an Waſſer, an das Anwallen einer Welle erinnerte. Der Inhalt ihrer Antwort aber war befremdlich; Alf Overbek wollte fragen, warum ſie ihn noch einmal ſehen gewollt. Dabei ſtockte ihm indeß wieder die Sprache, denn ſie hatte es wie etwas Natürliches und Selbſtverſtändliches geſagt, das keine Erklärung nöthig habe. So ſuchte er halb verworren nach anderem, das er entgegnen könne, und brachte hervor:

„Du wußteſt, ſagteſt Du, ich ſei hier — ich begreife nicht —“

„Was begreifſt Du nicht?“

„Daß Du hier — daß Du grade an dieſer Stelle ſchwammſt.“

Sie ſchlug die Augen gegen ihn auf und ſah ihm mit einem Blick in's Geſicht, als begreife jetzt ſie nicht, was er damit meine. Und ſo gab ſie's auch zur Antwort:

„Wo ſollt' ich's ſonſt? Ich mußte warten, bis Du aufwachteſt, und es war heiß. Wär' ich in den See hinausgeſchwommen, hätteſt Du fort ſein können, bis ich wieder gekommen, und ſo ſah ich Dich ſchlafen.“

Einen Augenblick ſchwieg ſie, dann fügte ſie in einem läſſigen Ton nach: „Von mir konnteſt Du ja nur mein Geſicht ſehen, erkannteſt Du mich daran?“

Da gewahrte er das Geſicht wieder über der dunklen Waſſerfläche und dem aufſteigenden und niederſinkenden weißen Glimmerſchein darunter. Der Gewitterregen ſchoß noch mit gleicher Wucht herab, manchmal funkelte ein Blitz, und Donner lief rund.

„Gehſt Du gern fort aus der Stadt?“ fragte Heid Wilbet.

Alf Overbek durchſchoß es einmal den Kopf, wo die andern ſein mochten. Wahrſcheinlich hatten ſie das Wetter früher heraufkommen geſehn, vergeblich nach ihm gerufen und ſich auf den Heimweg gemacht oder irgendwohin, einen Schutz zu ſuchen. Auffinden konnte er ſie jedenfalls nicht mehr. Nun drehte er plötzlich den Kopf:

„Ob ich gern fortgehe? Ja, ich thät's — anderswohin — dorthin ginge ich gern.“

Faſt ohne Wiſſen fügte er hinzu, wohin, wie er's am Morgen Rolf Carſtens geſagt. Uebers Meer — in die Weite — in eine tropiſche Welt.

„Warum thuſt Du's nicht und gehſt nicht dorthin? Haſt Du kein Geld dazu?“ fragte Heid Wilbet.

Dann kam's ihm einmal zum Bewußtwerden, daß ſie nicht mehr unter der Buche ſtanden, ſondern zuſammen durch den Wald gingen. Der Regen hatte aufgehört, nur von den Bäumen tropfte es ſchwer

herab. Es fehlte Alf an einem Anhalt dafür, wie lange die Wartezeit, die ſie miteinander zugebracht, gedauert haben möge; er wußte, ſie hatten mancherlei hin und her geſprochen, doch worüber und was, war ihm weggefloſſen, wie das Waſſer, das quirlend haſtig neben ihnen am Wegrand fortlief. Wenn er zuhörte und wenn er ſelbſt ſprach, verließ ihn immer ein Gedanke nicht, der ſich ihm im Kopf feſtgeſetzt und den er nicht mehr los werden konnte. Ein im Grunde ebenſo ſinnloſer, wie ſeine Vorſtellung von Schwimmhäuten an der Hand ſeiner Begleiterin, doch ihm kam's beſtändig wieder, ob die Finger Heid Wilbet's wirklich aus Alabaſter ſeien. Das ging wider alle Vernunft und meinte er auch nicht, ſondern ob ſie ſich wohl ſo glatt und kalt wie von Stein anfühlten, wie ſie ſich anſahen. Aber fragen konnte er doch nicht danach.

Der Wald lag hinter ihnen, ſie ſchritten jetzt zwiſchen Zaunknicken der Stadt zu. Bei einer Wegabzweigung ſtand das Mädchen einmal ſtill und ſagte: „Ich muß hier gehn; Du kommſt alſo morgen früh, daß ich Dir's zeige?

Er mußte ſich beſinnen, was ſie meinte, doch dann fand er's im Gedächtniß wieder. Sie beſaß einen rothen Korallenſtock, eine Seltenheit, davon hatten ſie

auch geſprochen und Heid Wilbet geſagt, wenn er die Korallen zu ſehn wünſche, wolle ſie dieſe morgen mit an den Strand nehmen. An eine ſonſt von niemandem beſuchte Stelle, wo ſie ſich viel aufhielt und die er auch kannte.

Ja, davon war einmal die Rede geweſen und daß er dorthin kommen wollte, den Korallenſtock anzuſehn. Wie er ſich nun dran erinnerte, antwortete er haſtig: „Ja, Du mußt hier nach Deinem Haus zu — ja, ich komme morgen früh nach Sonnenaufgang an den Strand.“

Er ſtand unſchlüſſig, reichte ihr dann jedoch mit einer plötzlichen Armbewegung die Hand hin: „Gute Nacht.“

Sie nahm ſeine Hand und erwiederte das Gleiche. Er hatte es thun müſſen, um die einbildneriſch quälende Frage aus ſeinem Kopf los zu werden, und nun wußte er's. Die Finger waren nicht von Alabaſter und nicht von ſteinerner Kälte, ſondern geſchmeidig und warm, beinahe heiß. Sie zogen ſich einen Augenblick lang mit leichtem Druck um die ſeinigen zuſammen, und ihm kam's vor, als fühle er das Blut in ihnen klopfen. Aber es konnte auch in ſeinen eignen geweſen ſein.

Jetzt waren ſie auseinander gegangen, doch nach zehn oder zwölf Schritten drehte er noch einmal den

Kopf, und zufällig that ſie das nämliche. So blickten ſie ſich kurz an, kehrten ſich wieder ab und ſetzten ihren Weg fort. Während des Moments hatte vor ſeinem Geſicht eine Sinnestäuſchung geſpielt, als ob dicht über ihrem ſchwarzen Haar die ſmaragdne Libelle funkelnd in der Luft geſtanden. Seitdem er geſchlafen, empfand er ſeine Sehkraft noch etwas undeutlich überſchleiert; es mußte das grüne Schillern in ihren Augen geweſen ſein.

Im Weitergehen überkam's ihn einmal mit einer Art von Verwunderung, daß er Heid Wilbet „Du" genannt habe; ſie war ein erwachſenes Mädchen, nicht viel jünger offenbar als er, und eine andre hätte er mit „Sie" angeredet. Aber es war doch natürlich, ſie kannten ſich ja von Kindheit auf, und ſie hatte es in gleicher Weiſe, als ſelbſtverſtändlich gethan. Auch daher war's gekommen, daß er bei'm erſten ungewiſſen Erblicken des weißen Geſichtsſcheines über dem Waſſer nicht gewußt, was es ſei, und märchenhafte oder traumhafte Erſcheinungen nannte man unwillkürlich „Du". Wie ein Traum aber war das Ganze geweſen und war's eigentlich noch immer.

Als Alf Overbek nach Haus gelangte, hörte er aus einem Zimmer die Stimme Madlenes klingen. Unbemerkt ging er in ſeine Stube; er war doch trotz

dem Baumſchutz faſt durchnaß und wechſelte die Kleider. Dazu brauchte er lange Zeit, wenn auch nicht mit bewußter Abſicht, doch ohne den Trieb, ſchneller fertig zu werden; zuweilen hielt er bei'm Ankleiden minutenlang inne und ſah reglos durch's Fenſter in die Weite. Endlich ward's wohl Zeit, daß er ſich zum Abendeſſen begeben mußte, und er ging. Wie er eintrat, flog Madlene ihm entgegen: „Da iſt er!“ Ihre Augen zeigten, daß ſie beängſtigt geweſen ſei, nun war ſie glücklich. Sie erzählte hurtig, wie's ihr ergangen, daß ſie und Hedda eben baden gewollt, als Rolf ihnen von weitem gerufen, es komme ein Gewitter. Da hatten ſie auch nach Alf gerufen, doch umſonſt, waren dann, ſo ſchnell ſie konnten, gelaufen, aber natürlich trotzdem in den Platzregen gerathen und windelweich nach Haus gekommen, ſo daß Rolf und Hedda ſich gleich zur Mühle weiter gemacht.

Auch Tamo Fleming und Barbe kamen jetzt, alle ſetzten ſich zu Tiſch. Von der Seite glitt der Blick Alfs über Madlene; ſie kam ihm verändert vor, er wußte nicht wie, weniger anmuthig als ſonſt von Geſtalt und Geſichtszügen, faſt etwas plump. Beſonders ihre Hand erſchien ihm breit mit zu ſtarken, kurzen und gerötheten Fingern; ſie fragte lachend: „Was ſiehſt Du nach meiner Hand? Du haſt noch nichts

erzählt, wie iſt's Dir denn gegangen? Natürlich haſt Du Dich im Wald verſchlafen."

Er antwortete: „Ja, ich war eingeſchlafen."

„Und wachteſt erſt vom Donner und Blitz auf, denn es gab keinen Hahn, der Dich wecken konnte."

„Ja, vom Gewitter — und Hagel."

„Und konnteſt Du irgendwo gut unterſchlüpfen?"

„Unter eine Buche — ich mußte wohl eine Stunde unter ihr warten."

„Das war langweilig, wir waren doch zu Dreien und lachten uns halbtodt übereinander."

„Ja, es war —"

Alf Overbeks Augen gingen an den ihm zugewendeten Madlenes vorbei, und er ſtreckte raſch die Hand nach einer Schüſſel. Der Maitag dauerte ſchon ſo lang, daß noch keine Lampe nöthig fiel; es ward ſogar wieder heller, denn im Weſten zog ſich durch den graubedeckten Himmel ein ſchmaler, mattblauer Streif. Doch man ſah, er war trügeriſch, verhieß keine Beſſerung des Wetters; vom Horizont drängte ſich gegen ihn wieder eine ſchwere Wolkenbank auf. Nur kurz färbte er ſich gelb, ein paar Augenblicke lang ſchoſſen aus dem ſchnell wieder verengten Spalt einige grelle Goldſtrahlen über

die regennaſſe Welt, und eine verlogene Sonne beendigte den Tag.

* * *

Das Gewitter war unvorhergeſehen plötzlich in die lachende Sommerheiterkeit hereingebrochen, und ſeinem Brauch gemäß ließ es dieſe in den nächſten Tagen nicht wiederkehren. Der Himmel blieb grau bedeckt, Wolken flogen im Weſtwind, warfen manchmal einen Regenſchwall herab, die Luft war froſtig geworden. Allem indeß, was zu keimen und zu treiben begonnen, kam dieſer Umſchlag zu ſtatten; es ward von der feuchten Witterung nicht gehemmt, ſondern zu raſcherer Fortentwicklung gebracht. Nur vollzog ſich dies unbemerkt, denn die Näſſe lud nicht ein, das Haus zu verlaſſen. Wenigſtens die älteren Leute nicht, Tamo Fleming und ſeine Frau; Alf Overbek allerdings bekümmerte ſich nicht um Wind und Regen, hielt ſich doch am Vor- und Nachmittag mehrere Stunden im Freien auf. Er ertrug's im Hauſe nicht, der Kopf war ihm eingenommen; die dumpfe Luft beklemmte ihm die Bruſt, an ſeinem Athemzug ließ es ſich manchmal wahrnehmen. Auch Madlene hätte ſich aus dem ſchlechten Wetter nichts gemacht, ſie wollte ihn be-

gleiten, aber er ſagte, es ſei für ſie unmöglich, auf den tiefdurchweichten Wegen, geſchweige denn weglos durch Feld und Wald zu gehn. Davon zeugten freilich, wenn er heimkam, ſeine ſchmutzbedeckten Stiefel; das Mädchen ſah dieſe einmal, eh' er ſie umgewechſelt, ganz mit feinkörnigem naſſen Sand überzogen, ſo daß ſie fragte: „Biſt Du am Strand geweſen?“ Er antwortete mit kurzem Niederblick auf ſeine Füße: „Ja — man ſinkt dort tief ein; mit Deinen Schuhen käm'ſt Du nicht wieder heraus.“ Trotzdem rüſtete ſich Madlene ein paarmal, ein altes Kleid anziehend, zum Mitgehn, doch es gelang ihr nicht. Sie paßte auf ſeinen Weggang, begab ſich zuletzt, da es ihr zu lange dauerte, nach ſeiner Stube und fand ihn dort nicht mehr; er mußte durch ſein Fenſter hinausgeſtiegen ſein. Eines Abends lag ſie ſchon im Bett, konnte indeß nicht einſchlafen, ſie wußte nicht warum, es kam keine rechte Ruhe über ſie. Dann fiel ihr ein, ſie hatte vergeſſen, Dolf noch etwas zu fragen, davon rührte es wohl her, und ſie ſtand wieder auf, nahm einen Mantel um ihr Nachtkleid und ging auf bloßen Füßen an ſeine Thür. Hier klopfte ſie: „Schläfſt Du ſchon?“ Es kam keine Antwort, obgleich ſie mehrmals rief; ſchließlich machte ſie die Thür auf, taſtete ſich an ſein Bett und wollte

ihm aufweckend mit der Hand über den Kopf gleiten. Aber ſie erſchrak faſt, denn ſie fand nichts, er lag nicht im Bett. Wie ſie an's Fenſter trat, ſtand dies offen, nur angelehnt; er war noch ſpät fortgegangen.

Allerdings ließ ſich's wohl begreifen, daß er ſich anders als ſonſt betrug, einen bedrückten Eindruck machte. Er hatte das Friſche eingebüßt, das Freie des Weſens und Blicks, auch die Geſprächigkeit und die Neckluſt; zumeiſt ſaß er ſchweigſam oder ſtand ſo umher, fuhr manchmal bei einer Anrede ſchreckhaft zuſammen. Eine ſo große Veränderung lag eben unmittelbar vor ihm; bisher hatte er ſich wohl damit beruhigt, ſie ſei noch in wochenlanger Ferne, doch nun rückte ſie dicht heran, ihr Eintritt war nicht nur mehr nach Tagen, ſchon nach Stunden abzuzählen. Aehnlich ging es Madlene ja auch, nur ließ ſie's nicht ſo merken, und leichter hatte ſie's ja freilich, da ſie bei den Eltern im Haus blieb. Aber ſchwer genug doch auch, denn wie ein Leben ohne Dolf möglich werden ſollte, konnte ſie ſich immer weniger vorſtellen. Bis er wieder käme, würde nie mehr die Sonne ſcheinen, beſtändig ſolch' trüber, grauer Wolkenhimmel bleiben. Nur eins beſaß Tröſtliches; es war in der That

kindiſch und ſinnlos geweſen, einen Augenblick zu meinen, daß er Hedda lieber haben könne. Er bekümmerte ſich gar nicht um ſie, wenn ſie kam, ſah und hörte ſie nicht, während er ab und zu plötzlich einmal um Madlene zärtlich und beinah heftig den Arm ſchlang. Dann zwar ließ er ſie auch wohl ebenſo haſtig wieder los, ja drängte ſie von ſich weg; er ſchämte ſich offenbar, ſich ſo unmännlich zu zeigen. Zuweilen konnte er etwas an ſich haben, was Madlene nicht begriff, wie eine Scheu oder Reue, daß er's gethan; überhaupt rührte es ſie hin und wieder an, als ſei ſein bevorſtehender Weggang vom Hauſe wohl das Hauptſächliche, doch nicht das Einzige, was bedrückend auf ihm liege. Sie dachte vergeblich umher, was denn ſonſt ihm noch das Herz ſchwer machen könne; einmal fragte ſie ihn: „Haſt Du vielleicht keine rechte Luſt, Mediciner zu werden, Dolf, und möchteſt etwas andres ſtudiren? Da brauchteſt Du's dem Papa ja nur zu ſagen; er ſchlägt Dir ſicher nichts ab, was Du nur willſt, und ich ſteh' Dir bei allem bei.“ Er antwortete, ohne ſie anzuſehn: „Du willſt mir — was fabelſt Du Dir für Dinge in Deinem Kopf zurecht? Was man ſtudirt, bleibt ſich ja ganz gleich — es iſt mir nur — auf der Bruſt iſt mir's ſo ſchwer, daß ich von euch und von Dir

fort muß, Maud.“ Und man ſah in dem Augenblick, daß der Athem ihm beinah verſagte.

So kam der letzte Tag, am nächſten Morgen ſollte er ſchon in ziemlicher Frühe mit Roloff Carſtens zuſammen zur Abfahrt in die Poſt ſteigen. Das Wetter gab jetzt Anzeichen, daß es Beſſerung verheiße; „natürlich,“ ſagte Madlene am Mittagstiſch, „wir haben ja heut' Abend Vollmond,“ und ſie machte einen Verſuch, dabei zu lachen, aber es gelang ihr nicht. Eine alte Geſchichte war's, an der ſie wegen der langen Zeit, die ſchon drüber vergangen, feſthalten mußte; als Kind hatte ſie einmal von jemandem gehört, wenn es Vollmond gäbe, werde der Himmel immer klar, und ſie blieb ſeitdem jedesmal bei dieſer Prophezeiung, weil Alf ſie jedesmal beſtritt, das ſei nur ein Schifferaberglaube, und ſpottend mit Gründen widerlegte, ob ſie vielleicht meine, daß der Mond, wenn er in der Nacht um die Erde herumgehe, überall gutes Wetter mache? Doch heut' lachte auch er nicht zu ihrer Verkündigung, hörte kaum drauf; alle, die Eltern ebenfalls, ſaßen in einer Abſchiedsſtimmung am Tiſch. Frau Barbe hatte Beſonderes gekocht und Tamo Fleming eine Flaſche alten Rheinweins aus dem Keller geholt; er ſah, die Herzen waren beſchwert, und er ließ keine Schweigſamkeit aufkommen,

ſondern ſprach gute Dinge zum guten Trunk, ernſt und heiter durcheinander. Natürlich hatte vom letzteren die Frau Babuſa viel zu leiden; von ihr kam das Regenwetterausſehn in den Geſichtern her, wenn ſie nicht überhaupt die Schuld an der ganzen trübſeligen Witterung der letzten Tage trug. Doch dazwiſchen flocht Tamo Fleming alte Sprüche und Worte aus Dichtungen ein, die ihm zufällig in den Mund geriethen, indeß eigenthümlich zu dem Bevorſtehenden und ſolchem letzten Beiſammenſitzen paßten. „In der Welt kann man alles wiederfinden, nur nicht Vater und Mutter, und eine Schweſter oder Baſe gehört wohl auch mit dazu.“ — „Das Glück des Hauſes, das iſt das Glück der Welt.“ „Doch, was unausweichlich, dem geh' man entgegen,“ ſagte Shakeſpeare und auch: „Ein großer Vorſatz ſcheint im Anfang toll.“ Und: „Nur nicht verzag', Glück kommt all' Tag.“ — „Genieße deine Kraft, man lebt nur, wenn man ſchafft.“ In ſolcher Weiſe belebte und würzte Tamo Fleming das zum Erlahmen geneigte Tiſchgeſpräch; einmal brachte er vor: „Ich las vor Kurzem ein paar Verſe eines neuen engliſchen Dichters, die mir ſo gefielen, daß ich ſie zu überſetzen verſucht habe. Sie ſind nur kurz, ſo viel ſie ſagen; ich glaube, daß ich ſie auswendig zuſammenbringe:

Schiffe ziehn aus in die Nacht, und ſie ſprechen ſich an im Vorbeiziehn,
Einzig ein Bugſpritſignal und von weitem im Dunkel ein Stimmlaut.
Kreuzend uns ſo auf dem Weltmeer des Lebens, auch ſprechen wir an uns,
Einzig ein Blick und ein Laut, und auf's neue dann Dunkel und Schweigen."

„Oh, das iſt ſchön!" rief Madlene, „darf ich es mir aufſchreiben, Papa? Willſt Du's auch, Dolf, dann ſchreib' ich's auch für Dich."

Alf nickte wortlos, er war in den letzten Augenblicken ſehr blaß, faſt weiß im Geſicht geworden und führte raſch ſein Glas an den Mund, während Tamo Fleming ſagte:

„Ja, es iſt ſchön — ‚Schiffe ziehn aus in die Nacht' — wer einmal ſolche Begegnung auf der See erlebt hat, vergißt ſie nicht. Nun, lieber Alf, das Letzte aus der Flaſche auf gute Heimkehr!"

Der Nachmittag ſchlich hin oder er flog hin, für das Gefühl bald ſo und bald ſo; das Ausſehen des Himmels beſſerte ſich immer mehr, der Wind ward ſtill und die Wolken lichteten ſich dünner. Als der Abend herankam, lag alles von der Sonne vergoldet, und die Waldkronen ſtanden im Weſten gegen ein ſicheres, höher aufrückendes Blau.

Madlene ſuchte umſonſt im Hauſe nach Alf und fand ihn endlich draußen im Garten, wo er, unbeweglich ſtehend, auf ein Blumenbeet niederſah. Dem Mädchen kam eine Erinnerung: „Weißt Du noch, wie wir uns einmal bös waren und immer da in den beiden Gängen hin und her liefen; bei'm Umdrehen war's, als wollten wir ganz auseinander gehen. Aber zuletzt ſtießen wir hier vor dem Beet doch zuſammen —"

„Ja," erwiederte er, den Kopf hebend und mit einem irr-abweſenden Blick um ſich ſehend.

„Und da legteſt Du mir den Arm um den Hals und ſagteſt —"

„Maud!" ſtieß er beinah wie einen Schrei vom Mund und ſchlang den Arm um ſie. Wie lang war es her, und wie hoch war ſeitdem alles ringsum aufgewachſen, und doch ſtand es vor ihm unverlöſcht, ſo lebendig, als ſei's geſtern geweſen. Madlene hielt ein Blättchen in der Hand: „Ich habe Dir die Verſe auch abgeſchrieben, Dolf."

„Was für Verſe?"

„Die von heut' Mittag, die der Papa aus dem Engliſchen überſetzt hat."

Alf's Kopf war zu verworren, er erinnerte ſich nicht mehr. Mechaniſch ſtreckte ſich ſeine Hand

nach dem Blatt, und ſeine Augen überflogen die Schrift:

„Schiffe ziehn aus in die Nacht —“

Weiter las er nicht, ihm kam wieder und diesmal als ein wirklicher Aufſchrei von den Lippen: „Maud!“ Sein Arm klammerte ſich feſter um ihren Hals, als wolle er ſich an ihr halten, und zitternd ſtieß er hervor: „Ich danke Dir — Maud —“

Sie verſtand nicht, was er meinte, und fragte: „Wofür?“

„Daß Du — daß Du mir's abgeſchrieben —“

Da klang von der Gartenzimmerthür die Glocke Frau Barbes und rief zum Abendtiſch. Tamo Fleming verhütete wieder, daß Schweigſamkeit um dieſen eintrat, doch nachher ebenſo ein über die gewohnte Zeit hinaus verlängertes Zuſammenbleiben. Vor einer Reiſe müſſe man zeitig zu Bett gehn und gut ausſchlafen. Dann ſtänden ſie alle auch früher auf und hätten noch friſche Morgenſtunden miteinander bis zum Abſchied.

Doch als ſie auseinander gegangen und Alf Overbek in ſeine Stube gekommen, beherzigte er die Mahnung, zeitig zu ſchlafen, nicht. Er kleidete ſich nicht aus, ſondern ſtand etwa eine Viertelſtunde aufhorchend, bis der letzte Ton im Hauſe verklungen,

dann that er, was er ſeit vier Abenden im Beginn jeder Nacht gethan. Geräuſchlos öffnete er ſein Fenſter und ſchwang ſich in den Garten hinaus, verließ dieſen noch zu einer Wanderung in's Weite.

Anfangs ging er langſam, zögernden Fußes; wie er das Gartenpförtchen hinter ſich geſchloſſen, blieb er umgewandt ſtehen und ſah nach dem lautlos halb vom Maiengrün verdeckten Hauſe zurück. Der Vollmond kam über den Horizont herauf, und Funken rieſelten vom Dach, ſpielten auf allen Blättern. Sie flimmerten und zitterten immer ſchneller durcheinander, oder lag das Zittern in den Wimpern, den Augen des Rückblickenden? Sein Geſicht erſchien faſt von der Bläſſe eines Todten.

Dann aber wandte er ſich jäh um, und nun ging er raſch ausſchreitend, und zugleich wandelte ſich auch die Farbe des Geſichtes. Sein Gang beſchleunigte ſich immer mehr, faſt zum Lauf, und heißes Roth goß ſich ihm jetzt über Stirn und Schläfen. Er verfolgte denſelben Weg, wie an jedem Spätabend der letzten Tage; ein friſcher Luftanhauch kam ihm entgegen und ein leiſes Gemurre durch die Nachtſtille; gleich darauf grub ſein Fuß ſich in den lockeren Sand des Seeſtrandes ein. Hier war es einſam leer, nur um einen Büchſenſchuß abwärts leuchtete das licht-

helle Fenſter der Wirthſchaft zum ſtillen Butt herüber.

Doch da löſte ſich aus einem Schattenwurf eine dunkle Geſtalt ab, trat gegen den Ankömmling heran, und gedämpft ſagte die Stimme Heid Wilbet's: „Du kommſt ſpät, ich habe ſchon lange gewartet. Sacht, daß uns niemand hört!“

Sie faßte nach ſeiner Hand und zog ihn mit ſich etwas ſeitwärts. „Ich hab' unſer Boot losgemacht und hierher gerudert.“

Flüſternd und ſtockend kam's Alf Overbek vom Mund: „Aber wer bringt es zurück?“

„Der Wind. — Haſt Du Dein Geld?“

Kaum hörbar rang er aus erſtickter Bruſt ein „Ja“. Nun ſaß er auf einer Bank des Bootes, neben ihm ſtieß das Mädchen mit einer Stange das Fahrzeug aus einer kleinen ausgetieften Bucht, in der es gelegen, vom Ufer ab. Dann griff Heid Wilbet nach einem Ruder, und halb bewußtlos that er das gleiche. Die Anſtrengung ſeiner körperlichen Kraft bei'm Rudern befreite ihm etwas den Athem; ſie ſaß nicht in gleicher Richtung, wie er, ſondern ihm gegenüber, mit ihrem Ruder ſteuernd, doch zugleich behend und kräftig mit verſetztem Einſchlag beihelfend. So glimmerten ihre Augen ihm dicht entgegen, das Mond-

licht fiel ihr in's Geſicht, das ſich mit opalfarbigem Glanz aus dem dunklen Haarrahmen hob. Wie ihre Arme, die Bruſt ſich vor- und zurückbogen, bot alles eine wellengleiche Bewegung, die eines Weſens, deſſen Lebenselement das Waſſer ſei, einer Wila. Verworren fuhr es Alf zum erſtenmal durch den Sinn, ſie trug auch ihren Namen danach, Heid Wilbet.

Ein ſtarkes Boot war's, das trotz dem tüchtigen Rudern nur langſam vorwärts kam, die Entfernung vom Ufer nahm wenig zu. Weitum überall legte der weiße Mondglanz einen geheimnißvollen Strahlenſchleier auf die leis ſich wiegende Fläche, nur nach links hin glomm etwas Rothes in die Nacht.

Plötzlich überlief's Alf Overbek mit einem Schauder. Das war die Fackel Niels Iwerſen's, der drüben nach ſeiner verſunkenen Braut, der Königstochter, ſuchte. In ſolcher weißen Vollmondnacht waren Maud und er einmal mit dem ſonderbaren Fiſcher hinausgefahren, unheimlich überkommen auf die alten Steine an's Land geſprungen und am Strand entlang Hand in Hand weit nach Haus gelaufen, wo die Eltern mit Sorge auf ſie gewartet —

Noch viel unheimlicher als damals faßte es Alf Overbek an, durchrüttelte ihm den ganzen Körper mit

einem heftigen Zittern. Seine Arme hielten inne und er rang mühſam hervor:

„Das Boot iſt zu ſchwer — wir kommen nicht fort — laß uns umkehren nach Haus.“ –

Seine Gefährtin flog von der Bank auf, wie ein Fiſch, der ſich über den Waſſerſpiegel ſchnellt. „Ja, laß, wir brauchen die Ruder nicht mehr — da ſteht der Uferwind auf.“

Singend kam's durch die Luft, die jetzt, wie ſtets in klaren Nächten, vom ſich ſtärker abkühlenden Land auf die See hinauszuſtrömen begann. Blitzſchnell hatte Heid Wilbet das aufgerollte Segel losgemacht und das Tau feſtgeſchlungen, und ſchon zog ſie Alf Overbek mit ſich nach hinten zum Steuerſitz, wo ihre Rechte den Rudergriff faßte. Lachend ſprach ſie dazu: „Nun geht's raſch — Du zitterſt, friert's Dich? Komm, ich will Dich wärmen;“ und die linke Hand ihm um den Nacken ſchlingend, zog ſie ſeinen Kopf an ihre Bruſt nieder. Er hörte ihr Herz klopfen — oder war es ſein eignes? — Haſtig miſchten wohl beide ihre Schläge durcheinander, die ihm ein Brauſen bis in's Ohr hinaufhämmerten. Die alabaſternen Hände Heid Wilbets hielten das Steuer und hielten ihn, der ſtärker anſchwellende Wind bauſchte das Segel, und hurtig lief das Boot jetzt durch die weiße

Nacht in die See hinaus. Wie der Tag anbrach, war es lang dem Blick vom Ufer aus verſchwunden.

Drüben in dem Haus am Waldrand aber wachte Madlene mit dem erſten Sonnenſtrahl auf, kleidete ſich haſtig an und lief an die Thür Alf's, um keine Minute von den kurzen Stunden vor ſeiner Abreiſe zu verſäumen. Sie klopfte umſonſt; wie ſie eintrat, war die Stube leer, er befand ſich offenbar ſchon draußen im Garten, denn das Fenſter ſtand halb offen. Sie wollte auch hinauslaufen, als ihr Blick auf ſein Bett fiel, und ſie ſtutzte ſonderbar. Es war nicht gebraucht, unangerührt, er hatte nicht darin geſchlafen.

Auf ſeinem Tiſch lag etwas Weißes, ein Brief, mechaniſch bückte ſie ſich drüber. Die Aufſchrift war an ihren Vater gerichtet, und kopfverwirrt lief ſie zu ihm mit dem Brief. Er las — nur ein paar raſch mit unſicherer Hand hingeſchriebene Zeilen ſtanden auf dem Blatt:

„Verzeiht mir — ich liebe euch alle ſo ſehr — aber ich kann nicht anders. Verzeiht es mir — ich muß fort — zur See — in die Weite — wohin, weiß ich nicht. In Kopenhagen will ich auf ein Schiff — wenn ich es euch geſagt hätte, ihr hättet mich nicht fortgelaſſen — und ich wäre — ich hätte — ja, ich hätte ſterben müſſen, wenn ich bei euch ge-

blieben wäre. Es iſt ſo ſchrecklich, Maud, daß ich muß — aber Dir konnt' ich's ja auch nicht ſagen. Sucht nicht — fragt nicht nach mir —"

Es folgten noch zwei Zeilen, doch ſichtlich in ſolcher Aufregung geſchrieben, daß ſie völlig unleſerlich geworden. Lautlos ſah Tamo Fleming eine Weile auf das Blatt.

Wie ein eigenes Kind hatte er Alf Overbek zu ſich genommen und für eine Lebenshoffnung, die er auf ihn gebaut, großgezogen, mit tiefſter, ſorgſam wägender Bedachtſamkeit weiſer Erkenntniß der Knabennatur, mit dem Herzen, wie mit höchſter Einſicht der Vernunft. Doch eines hatte Tamo Flemings anders geartete Natur nicht in Rechnung gezogen, das auch ein Vers des großen engliſchen Dichters ausſprach: „Jung' Blut gehorcht nicht Satzungen für Greiſe." Und unter ſeinen alten guten Sprüchen am letzten Mittag hatte er eines ſchlimmen nicht gedacht: „Suche das Gute — erwarte das Böſe."

Was die Worte auf dem Blatt ausſprachen, las er und hatte er gefaßt, doch was ſich unter ihnen barg, verſtand er nicht, und es konnte ſo wenig ihn, wie Madlene, mit einer Ahnung berühren. Anders dagegen erhellte Welt-, Menſchen- und Lebensfahrtkenntniß die Köpfe in der Cajüte zum ſtillen Butt.

Sie ſaßen alle um den abendlichen Tiſch, und der Wind hatte es ihnen aus irgendeiner Ecke an's Ohr geweht, daß der Schweſterſohn des Doctor Fleming in der letzten Nacht heimlich vom Haus weggegangen oder vielmehr, wie's ſcheine, auf die See weggefahren ſei. Das war ein Vorfall, der wohl zu ausgiebigem Reden drüber nöthigte, und beſonders, da Einer noch mit der Wiſſenſchaft dazukam, auch die Tochter von der Hille Wilbet wäre ſeit geſtern Abend zuſammt dem Boot ihrer Mutter ſpurlos verſchwunden, keiner könne ſagen, wohin. Dieſe zweite Neuigkeit verurſachte im erſten Augenblick ein groß aus den Lidern ſehendes allgemeines Schweigen, bis Sievert Bramſegel ſich räuſperte und mit einer gewiſſen Feierlichkeit ſagte:

„Paßt auf, mit der iſt er weg. Er meint, er hat das Frauenzimmer an Bord genommen, aber ſie hat ihn.“

Das löſte alle Zungen, alle Köpfe nickten, und zuſtimmend ging es rund:

„Jo, de hett em, de lett em nich mehr los.“

Sievert Bramſegel hob die rechte Hand: „Da bei mir hat er einmal geſeſſen und da hab' ich ihm geſagt, das ſweiß ich heut' noch: Mein Junge, da laß die Finger von, von dem Frauenzimmer, den guten Rath kann ich dich geben.“

„Jo, awers op goden Raad hört ſe all nich un möt erſt dör Schaden klok warrn.“

„De hett dat mit em makt as en Corallenbank ünner Water; vör een dat markt, ſitt he faſt un kann nich wedder af.“

„So'n Deckjung, man ſchullt nich glöwen.“

„Wenn es ſich ſo verhält,“ äußerte der Baron Mathias von Gapendorp, „ſo ſehe ich darin eine romantiſche Affaire, die man von der Jugend erwarten muß, obgleich ſie in den bürgerlichen Ständen wohl zu den ſeltneren Vorkommniſſen gehören mag. Es erinnert mich an ein Evenement aus meiner eignen Vergangenheit und flößt mir Theilnahme an der Courage des jungen Mannes ein, für den ich übrigens immer eine Sympathie gehegt und deſſen Neigungen ich vielleicht in einigem eine disſtinguirtere Direction verliehen habe.“

„Das iſt wohl nur ſo nach Ihrer Anſicht geweſen, Herr Baron,“ verſetzte der Werftmeiſter Jens Dürkop, „ſonſt würden ſie Ihnen im Haus von Doctor Fleming nicht viel Dank dafür wiſſen. Unſereins hat darüber andere Meinungen.“

Der Freiherr von Gapendorp drehte von dem unberufenen Sprecher den Kopf gegen ſeinen Nachbarn ab: „Ihre Familie wird ſicherlich auch ähnliche Fälle

aufweiſen, Herr von Aſpern, und Ihr Herr Vater würde wohl aus ſeinem eignen Leben von mancher Liaiſon zu erzählen ermocht haben.“

„Ja, als Kind — ich meine, daß mir als Kind allerlei derart von ihm zu Ohren gekommen iſt, Herr Baron,“ erwiederte F. M. von Aſpern. Gleichzeitig fragte Clas Tenhan über den Tiſch: „Von wo is denn eigentlich die Hille Wilbet her?“

„Ja, das kann keiner ſagen,“ gab Chriſtian Larſen als Antwort, „ich bin hier, außer Knut, ja wohl mit am längſten und ich weiß es auch nicht. Reden hab' ich's früher gehört, und in ihrer Sprache hat ſie auch was davon, ſie wär' von Schweden her, die Frau von 'nem Captän geweſen und mit ihm auf'm Schiff gefahren. Wie ſie mal in Spanien oder ſonſtwo länger am Land gelegen, hätt' ſie nachher unterwegs auf der See eine Tochter gekriegt, und als ihr Mann die geſehn, daß ſie ſchwarze Augen und ſo was anders im Geſicht gehabt, als er und ſeine Frau, da hätt' er die und das Kind mitten auf'm Waſſer in einem Boot ausgeſetzt und wär' weitergeſegelt, ohne ſich umzuſehn. Wo ſich das begeben und wie ſie hier zu uns gekommen iſt, das iſt ja nicht zu wiſſen, von ihr ſelber hat's keiner gehört. Na, im Anfang hätt' ſie ein ganz Theil Geld gehabt, von ihrem ſpan'ſchen

Liebhaber, der was Vornehmes geweſen, oder weil ſie an ihn geſchrieben, daß ſie ſich das kleine Haus da am Strand mit 'nem Boot kaufen gekonnt, aber hernach wär nix mehr gekommen, das geht ja denn meiſtens ſo, und da hätt' ſie ziemlich hungern müſſen, mit ihrem Fiſchfangen half's nicht viel. Was Wahres kann ja auch dran ſein, denn wie ſie hier ankam, das erinnere ich noch, da ſah ſie noch ſehr gut aus; von wo Einer das von ihr zu wiſſen gekriegt haben wollte, darüber is nu viel Waſſer gelaufen. Das konnt' einer ja von kleinauf ſehn, mit der Deern war's nicht richtig, aber daß ſie einen Vater auf dem trocknen Land gehabt hat, is mir nie recht zu glauben geweſen. Mit dem Conde oder Marques in Spanien oder Braſilien mag's ja ſo zugegangen ſein, das Kind von ihm aber, is meine Meinung, hat eine unten aus dem Waſſer herauf bei Nacht vertauſcht, ſo ſah ſie ja von kleinauf mit ihrem Haar und Geſicht und Augen immer aus und konnt mit drei, vier Jahren ſchwimmen wie'n Hecht. Ich glaub' meiſt, die Mutter hätt' ſie gern 'mal dabei vertrinken laſſen, aber das war ja für ein Waſſergeſchöpf gar keine Möglichkeit; wie Mutter und Tochter ſind ſie nie zuſammen geweſen, als gingen ſie einander gar nix an; die Hille Wilbet wußt's wohl warum oder hat's wohl doch ſo im Ge-

fühl gehabt, und die Töchter von den Meerweibern haben ja keine Seele im Leib. Wovon daß die Heid ſo aufgewachſen iſt, kann einer nicht leicht begreifen, denn zu Haus gab's, glaub' ich, nicht viel mehr für ſie, als für 'nen Entenvogel, aber ſie hat's wohl gemacht, wie die Möven, die finden mit ihren Laueraugen ja allerwegen was aus. Nu hat ſie denn einen großen dummen Fiſch im Schnabel, von dem kann ſie 'ne gute Zeit ſatt werden. Unſereins begreift das ja auch nicht, aber wenn ſo 'nem jungen Blut ſo 'was vor die Augen glimmert, wie 'ne Perlmuttermuſchel, dann hält die Vernunft im Kopf nicht zuſammen und er muß danach untertauchen."

Die Stimme des Barons Mathias von Gapendorp erhob ſich wiederum: „Ihre Mittheilung, Herr Werftmeiſter, iſt mir neu und intereſſant geweſen, denn ich entnehme aus ihr, daß jenes Mädchen einer ariſtokratiſchen Abkunft entſtammt, und die Macht, die ſie über den jungen Mann ausgeübt hat, wird dadurch um ſo erklärlicher."

Vom untern Tiſchende her ſcholl es dazwiſchen: „Sie könnten endlich 'mal ſtatt Ihrer Makrelen 'ne andre Fiſchſorte vorbringen, Herr Piper, die haben nu nachgrade keine Gräten mehr in ſich."

„Wenn Ihnen man keine Häringsgräte im unrechten Hals ſtecken geblieben iſt, mein lieber Herr Peper, ich bin wahrhaftig bange, Sie bringen das Wort Makre—len—lrelen ja garnicht heraus.“ —

„Sünd de beiden Sticklings wedder toſam; de ſchull'n ſich mit enann' op'n Pipenkopp afmalen laten,“ knurrte Sievert Bramſegel zwiſchen den Zähnen. Jeppe Nimmert zog ſeine rundbäuchige Silberuhr heraus: „Dat is all wedder tein, Niels is all gahn.“ Und Jan Lafrenz ſagte, die Pfeifenſpitze kurz vom Mund ziehend: „Dat warrd denn jo en Fahrt mit de „Heid“; en ſmucken Klipper is dat jo, awers ſeilen much ick nich mit em. Na, wenn de Paſter man nix dobi to dohn kriegt, kann dat jo noch angahn, ſus gifft dat en leegen Curs vör ſu'n jungen Bengel vun Captein.“

* * *

Im Fleming'ſchen Hauſe konnten die Bewohner allerdings nicht mit der Anſchauung des Barons von Gapendorp überein ſtimmen, denn einestheils vernahmen ſie nichts von ihr, und anderntheils erfuhren ſie auch nichts von der allgemein im ſtillen Butt aufgeſtellten Muthmaßung, die ſich der ariſtokratiſchen

Billigung erfreute. Tamo Fleming hatte die hinterlaſſene Niederſchrift Alf Overbeks geleſen, den Brief wieder zuſammengefaltet und ein Kurzes ſchweigend vor ſich hin geſehn. Dann reichte er das Blatt an Barbe und Madlene, die es miteinander laſen, und ſagte, als ſie geendigt:

„Es muß jeder thun, wozu ſein Inneres ihn treibt. Einen Menſchen, der ſeinem Drang folgen will, durch Zwang davon abhalten, heißt nicht, ſeinen Trieb erſticken, ſondern ihn verſtärken. Alf hätte uns ſagen können, daß er nicht zur Univerſität gehn wolle; die Schrift zeigt, daß es ihm zu ſchwer gefallen. Dem müſſen wir uns fügen, denn es kann niemand über ſeine Kraft hinaus. Wenn der Falter ausſchlüpft, taumelt er in die Sonne, und der Knabe, der großgeworden, in die Freiheit ſeines Verlangens; beide lockt die Ferne. Liegt das in ſeiner Art und wird es ihm verwehrt, ſo verkümmert in der Heimath ihn die Sehnſucht nach der Weite. Wenn er dieſe kennen gelernt hat, wird ihn die Sehnſucht nach der Heimath aus der Weite zurückbringen. Bis das geſchieht, müſſen wir warten.“

Das ſagte Tamo Fleming gelaſſenen Ton's, als ſei Naturgemäßes geſchehen, nichts jäh Erſchreckendes in das friedliche Haus am Waldrand hereingebrochen.

Da Alf Overbek ſolchen heimlichen Schritt gethan, hatte ſich Unvermeidliches zugetragen, das nicht zu verhüten geweſen, weil es aus einer Nöthigung der Natur entſprungen. Beſſer jetzt, ſprach aus Tamo Flemings ruhigen Worten, als zurückgedämmt und ſpäter doch mit angeſammelt unhemmbarer Wucht hervorbrechend.

Frau Barbe hörte verhaltenen Athems ſchweigend zu, doch aus den Augen Madlenes ſtürzten Thränen, eine tödtliche Angſt redete aus ihrem blaſſen Geſicht. Sie konnte ſich nicht hineinfinden, daß das noch Unglaubliche auch unabänderlich ſein ſolle, und bat flehend: „O fahr' nach Kopenhagen, Papa — laß mich mit Dir fahren! Vielleicht iſt er noch dort und hört auf Dich — auf mich — daß er wieder mit uns zurückkommt. Ich kann nie mehr ſchlafen, wenn ich ihn in Sturm und Gefahr ſo weit, ſo weit auf dem fremden Waſſer weiß."

Aber ihr Vater ſchüttelte kurz den Kopf. „Nein, Magda, ich fahre nicht." Ein leiſer Nachdruck lag auf dem „ich", und er ſetzte hinzu: „Wenn ich Alf anträfe, ſo würde es mir, als ſeinem Vormund, obliegen, die Beihülfe der Behörde gegen den nicht Mündigen in Anſpruch zu nehmen, und ich ſagte euch, ich will nicht, daß er dem Zwang gehorchen ſoll. Ich

habe ihm ausgeſprochen, er ſei von jetzt an Herr ſeines Thuns und ſeines Vermögens, und er hat danach gehandelt. Es wäre mir erwünſcht, er beſänne ſich noch anders, aber ich vermag dies nicht zu bewirken. Er muß freiwillig zurückkommen, aus eignem Entſchluß, oder nicht.“

Es war zu fühlen, im Innern des Sprechers ſah es nicht ſo gleichmüthig-ruhig aus, wie ſeine Stimme klang, doch Madlene wußte, was er geſagt, habe er gewogen, und daran zu rütteln ſei vergeblich. Denn es entſprach Tamo Flemings abſonderlicher Denkweiſe und Auffaſſung des Lebens, und Frau Barbe hätte vorher zu ſagen vermocht, er werde ſo ſprechen und ſo handeln. Es waren bald zwei Jahrzehnte vergangen, ſeitdem er das „ſpäte Mädchen“ zu ſeiner Frau gewählt; ſie bedurften beide nicht mehr der Worte, um die Gedanken des anderen kennen zu lernen. Barbe erwiederte nichts, auch ihr quoll eine Thräne im Auge, die ſie abgewendet heimlich forttrocknete, denn ſie war eine tapfere Frau Sonnenſchein, ihren eignen ſchweren Kummer zu bezwingen, um den ihrer Liebſten nicht mit ihm zu nähren.

Da kam haſtig Hedda Carſtens, die ihren Bruder zur Poſt begleitet, wo beide vergeblich auf Alf's Eintreffen gewartet; dann war Roloff, da er ſich völlig

zur Reiſe gerüſtet, allein abgefahren, mit einem lachenden Gruß an den Ausgebliebenen, der ſich verſchlafen habe und morgen nachfolgen möge. Madlene flüchtete erſchreckt in ihre Stube, als ſie Hedda im Garten wahrnahm, und verſchloß ihre Thür; nur Tamo Fleming trat der Ankommenden entgegen. Er hörte ſie an, wie ſie fröhlich den Auftrag Rolfs ausrichtete, dann verſetzte er kurz, Alf habe unerwartet ſeine Abſicht, zur Univerſität zu gehen, geändert, einen in ihm gereiften Entſchluß, wie ſein Vater Seemann zu werden, kundgegeben und zu dieſem Behuf geſtern raſch das Haus verlaſſen. Verdutzt ſah das Mädchen dem in ruhigem Ton wie immer Sprechenden in's Geſicht, er fügte nach: „Theile es den Deinigen in der Mühle mit und ſchreibe es Deinem Bruder; Alf fand nicht mehr Zeit dazu.“ Hedda fühlte, es liege etwas in den Worten, das ſie fortgehn heiße, befremdlich ließen Barbe und Madlene ſich nicht gewahren, und mit verwirrten, umſonſt nach der Aufhellung eines räthſelhaften Geſchehniſſes ſuchenden Gedanken lief ſie eilig zur Eichenbuſchmühle zurück.

Schöne Sonne lag wieder draußen, doch im Fleming'ſchen Hauſe ſchlich der Tag trübe hin. Madlene ging und ſtand allein für ſich und rief ſich alles Befremdliche in's Gedächtniß, das Alf ab und zu kund-

gegeben. Erſt in der letzten Woche; er hatte wohl früher auch dann und wann einmal von ſeinem Wunſch, in fremde Länder zu kommen, geſprochen, indeß mit unwiderſtehlichem Drang mußte es erſt vor Kurzem über ihn gerathen ſein. Nun freilich verſtand ſie ſeine Bedrückung, fühlte den Sturm nach, der ſein Inneres erfüllt, ihm am letzten Abend in einem Aufſchrei über die Lippen gekommen war. Sie empfand, wie er dazu den Arm um ſie geſchlungen, hatte er ſich an ihr feſtzuhalten geſucht, um nicht weggeriſſen zu werden; hätte ſie damals von ſeinem Vorhaben gewußt, würde ihre Schweſterliebe größer geweſen ſein, als der fremde Trieb, der ſich ſeiner bemächtigt. Ja, das fühlte ſie als gewiß, die Kraft hätte ſie gehabt.

So trieb's ihr Stunde um Stunde vorüber, aber eigentlich war in ihrem Kopf und ihrem Herzen immer nur ein Gedanke. Bis zu dieſem Morgen war ſie ein unbedachtes, ſorgloſes Kind geweſen, das ſich willig und freudig der Führung durch ihre Eltern und auch durch Alf überlaſſen; ſo ſonnenſchön, warm und friedevoll hatte immer die Welt um ſie gelegen. Da brach plötzlich ein Sturmſtoß herein, dem ihr Vater und ihre Mutter ſich geduldig bogen, und im erſten Augenblick war's auch über ſie gekommen, als

werde ſie haltlos umgeſtürzt. Doch wie ſie jetzt zur Beſinnung gerieth, hielt ſie ſtand, fand ſich aufrecht. Sie erſchrak faſt über ſich ſelbſt, etwas Unbekanntes kam aus ihr hervor, das ſich nicht biegen laſſen wollte, dem Sturm trotzte. Ein eigner Wille, ein Selbſtändigkeitsgefühl ihres Lebens, aus dem ihr ein Recht und eine Pflicht wuchs. Unbewußt bis heut', mußte ſie es doch als Erbſchaft von ihrem Vater und ihrer Mutter überkommen haben, daß der Menſch, gleichgültig gegen alles Denken und Handeln der Welt umher, nur in ſich ſelbſt die Richtſchnur ſeines Thuns finden müſſe. Ein Saatkorn war's, das verborgen in der Bruſt Madlenes gelegen, aber, von jähem Keimtrieb erfaßt, entwickelte es ſeine Kraft im Gange von Stunden zu vollem Wachsthum.

Tamo Fleming beſchäftigte ſich heute nicht mit ſeiner Arbeit, ging hierhin und dorthin durch Haus und Garten, einigemal ſeiner Tochter vorüber. Doch er ſprach ſie nicht an, nur ſeine Augen hafteten kurz mit einem prüfenden Blick auf ihrem Geſicht. Und einmal beobachtete er ſie unbemerkt, wie ſie ſich in ihre Stube begeben und dort für ihren Gemüthszuſtand Sonderbares that, denn ſie nahm aus ihrem Schrank ein Käſtchen und aus dieſem eine gehäkelte Börſe hervor, in der ſich ihr angeſammeltes Monats-

und Geburtstagsgeld befand. Genau überzählte ſie, Stück um Stück, den Inhalt, dann ſchloß ſie's gleich einer hohen Koſtbarkeit ſorglich in den Schrank zurück und bewahrte, was ſie noch nie zuvor gethan, den Schlüſſel in der Taſche. Tamo Fleming aber verließ jetzt das Haus zu einem Ausgang, fühlbar klopfte ihm das Blut etwas heiß in den Schläfen, und er begab ſich gegen die friſche Waſſerluft an den Hafen hinunter.

Als er zurückkam, war's Mittagsſtunde und alles wie ſtets, ſie ſetzten ſich an den Tiſch, nur der Stuhl Alf Overbeks ſtand leer. Gleichmüthig ſagte Tamo Fleming: „Alf hat einen ſchönen Tag für ſeine Fahrt, und das Wetter ſcheint ſicher geworden; gegen Abend wird er wohl nach Kopenhagen kommen und wie lang er dort bleibt, davon abhängen, ob er bald ein Schiff findet, das ihn nach ſeinem Wunſch aufnimmt."

Es klang nicht anders, als ſei Alf, wie's beſtimmt geweſen, am Morgen nach der Univerſitätsſtadt abgereiſt, und es ging Madlene einmal mit einem Schwindel an den Augen vorbei, daß alles umher ſo unverändert ſei, jeder Gegenſtand noch grad' ebenſo ausſehe, wie geſtern. Und ebenſo würde es auch immer noch ſein, wenn Alf im Sturm auf dem

Ocean unterginge, nicht mehr auf der Welt wäre, nie mehr zurückkomme. Doch nur kurz bewegten die Dinge ſich vor den Augen Madlenes ſchwankend, wie am Bord eines Schiffes, hin und her, dann ſah ſie mit ſicherem Blick alles feſt vor ſich.

Unſagbar langſam ging der Nachmittag, die Sonne ſchien am blauen Hintergrunde unverrückt feſtzuſtehn; im Zimmer tickte der Pendel der alten Kaiſeruhr wie immer, doch der Zeiger wollte auf dem Zifferblatt nicht weiterſchreiten. Haſtig drängte der Pulsſchlag voraus, jede Stunde glich der ſonſtigen Länge eines Tages.

Endlich aber behauptete doch die Tagesgewohnheit, ſich nicht um Ruhe oder Ungeduld eines Menſchenherzens bekümmernd, ihr gleichmüthiges Recht. Wie geſtern, flammten letzte Strahlen, loſchen hin, der Wald ſtand gegen purpurnen Mantel des Himmels, und Barbe Fleming faßte nach der Glocke, zum Abendtiſch zu rufen. Sie erſchrak bei'm erſten Anſchlag, ſo hatte ſie auch geſtern geläutet, und Alf war noch gekommen, ſich an ſeinen Platz zu ſetzen. Nun reichte der Klang nicht mehr zu ihm, und wann that er's wieder? Ihre Hand legte ſich kurz über die Augen; ihr war er auch wie ein eignes Kind in die ungewiſſe Ferne davongegangen.

Ihr Mann kam und nahm ſeinen Sitz ein, doch Madlene fehlte noch. So griff Barbe nochmals zur Glocke, aber Tamo Fleming ſagte: „Laß, ſie hört's nicht.“

„Warum nicht? Iſt Madlene ausgegangen?“

„Ja, ſie wird auf der Fahrt nach Kopenhagen ſein.“

Die Hörerin flog vom Stuhl auf. „Nach — auf der Fahrt —? Was ſprichſt Du?“

„Wenn Du in ihre Stube gehſt, vermuthe ich, wirſt Du dort die Beſtätigung finden.“

Nun ſtürzte die Mutter hinüber, und es war ſo. Ein beſchriebenes Blatt im Zimmer Madlenes hinterließ kurz die Nachricht, ſie ſei nach Kopenhagen gereiſt, um Alf dort zu ſuchen und zurückzuholen. Die Eltern möchten ohne Sorge um ſie ſein; ſie komme wieder, ſobald ſie gethan habe, was ſie thun müſſe.

Barbe Fleming kam vom Kopf bis zum Fuß zitternd zu ihrem Mann zurück: „Und Du wußteſt es?“

Er antwortete ruhig: „Ich habe es erwartet.“

„Und haſt es nicht gehindert?“

„Du ſiehſt, daß ich's nicht gethan.“

Da brach doch einmal das Erbtheil von Carſten und Walburg Carſtens mit ungeſtümer Gewalt über Frau Barbes Lippen; beſinnungslos ſtieß ſie hervor:

„Auch unſer Kind haſt Du uns genommen, ſeinem Unverſtand überlaſſen! Das ſind die Folgen Deiner Blindheit, der Thorheit, mit der Du die Kinder erzogen! Alle warnten mich vor Dir, Du wäreſt ein Sinnloſer, ein Narr! O ich Unglückliche — laß mich — ich will zu meiner Mutter —“

Heißſchluchzend warf ſie ſich auf das Sopha; Tamo Fleming ſetzte ſich neben ſie und wartete eine Minute, dann ſagte er gelaſſen:

„Du hörteſt, unſer Kind könne nicht mehr ſchlafen mit dem Gedanken, daß er fern auf dem Meer ſei. Sie mußte etwas thun; ob ſie ihn findet oder nicht, wenn ſie gethan, was ſie gekonnt, wird ſie zur Ruhe kommen. Daß ſie's gethan, zeugt dafür, daß ſie mußte; wenn ich ſie daran gehindert, ſie gezwungen, unthätig bei uns zu warten, glaube ich, hätten wir ſie uns genommen, ſie verloren; jetzt, hoffe ich, gewinnen wir ſie bei ihrer Rückkehr wieder. Ob unſer Auge blind iſt oder richtig ſieht, wiſſen wir nicht vorher, müſſen es erſt erfahren; aber handeln müſſen wir nach dem, was wir als vernunftgemäß zu erkennen glauben. Willſt Du zu Deiner Mutter, ſo weißt Du, ich halte Dich nicht zurück. Sie wird Dir ſagen, daß ſie heute glücklich mit Deinem Vater lebte, wenn er nicht ihrer Heftigkeit die gleiche entgegengebracht

hätte. Doch Stein und Stahl ſprühen Funken aus, die verbrennen auch das Glück eines Hauſes. Darum ſitzt Deine Mutter einſam drüben; willſt Du zu ihr, Frau Blitzſchlag?“

Tamo Fleming legte die Hand ſanft auf das leiſe ſich mit grauzwitterndem Schimmer bedeckende Haar ſeiner Frau, die, langſam den Kopf aufrichtend, ſcheu gleich einem beſchämten Kinde die Augen niedergeſchlagen hielt. Aber dann hob ſie die Lider, ſah mit noch feuchtem Blick ihm in's Geſicht und brachte leis über die Lippen: „Vergieb mir — es war zum letztenmal.“ Sie ſchlang die Arme um ſeinen Nacken zuſammen, drückte ihren Kopf feſt, wie zum ſicheren Schutz an ſeine Bruſt, während ihm um den Mund der Anflug eines Lächelns zu den Worten ging: „Und ganz ſo thöricht, wie Du meinteſt, war ich doch nicht, Frau Regenbogen.“

Drunten am Hafen aber, wo mit einigen Dutzenden von Maſten kleine Schooner, Yachten und Tjalken durcheinander lagen, ging Madlene, unruhigen Blicks um ſich ſchauend. Sie hatte wohl den großen Entſchluß zu faſſen vermocht, doch die Ausführung hing nicht von ihr allein ab, ſondern bedurfte einer glücklichen Fügung, denn nach ihrem Ziele mit Händen und Füßen ſchwimmen konnte ſie nicht. Bis ſie den

ungeheuren Vorſatz in ſich befeſtigt und hierher gekommen, hatte kein andrer Gedanke in ihrem Kopf Platz gefunden; nun indeß befiel's ſie erſchreckend und immer ſtärker, es ſei ſehr unwahrſcheinlich, daß ein Schiff bereit liege, nach Kopenhagen zu fahren, und ſelbſt wenn, ob der Capitän ſie mit ſich an Bord nehmen werde. Nicht der Muth, doch die Hoffnung verließ ſie, und ihre Augen liefen ängſtlich umher.

Dann und wann einmal aber beträgt der Zufall ſich merkwürdig als Freund in der Noth, und in dieſer Stunde ließ er juſt Piebe Stör abendlich an der Schiffsländе herumlungern, „um ſich ein biſchen die Landgelegenheit zu beſehn.“ Er ſchlingerte bedächtig mit dem kurzen „Näſenböter“ im Mund, und faſt hätte man ihm ſeinen Namen vom Geſicht ableſen können, denn mehr an Aehnlichkeit mit einer dreieckiggelblichen Störſchnauze mit ein paar platten Bartfäden drunter am Kinn hatte wohl eine Menſchennaſe noch nicht oft geboten. Und da er ſich ſo alles rundum „ankukte“, ſah er auch Madlene Fleming, ſchob ſeine beiden Fußböte auf ſie zu und redete ſie breitmäulig an:

„Suchen Sie vielleich nach was, mein chutes Freilein?“

Ja, das that ſie und verſetzte haſtig, ob er nicht von einem Schiff wiſſe, das nach Kopenhagen abgehe.

„Sſo, ßo, nach Kuppenhagen," antwortete Piebe Stör. „Das ßollt' ja keiner glauben, da will ich ja chrade mit meiner Yacht hin."

Dem Mädchen ſchoß plötzlich alles Blut in den Kopf. „Sie — Sie ſelbſt?"

„Ja, das thu' ich oftmals. Mochten Sie vielleich mit mir fahrn, meine Chute?"

Madlene brachte ſtotternd nur halb heraus: „Wenn ich — wenn Sie mich mitnehmen —"

Piebe Stör verzog grinſend den Mund. „Worum ßullt ich das nich thun, das kann ja cherne anchehn. Sie haben ja chewiß was Nothwendiges in Kuppenhagen zu beſorgen, und wir kriegen ja chanz feinen Wind. Denn müſſen Sie blos hier in's Boot ſteigen, denn es cheht chleich los."

Er wies mit ſeiner Pfeifenſpitze nach einer kleinen Jolle unter der Böſchungstreppe, und da Madlene von der kaum glaublich ſchnellen Erfüllung ihres Wunſches jetzt, ein wenig verwirrt, noch zaudernd ſtand, klafterte Piebe Stör ihr wortlos einen ſeiner Arme um den Leib und hob ſie wie eine Art handleichten Stückguts in den Nachen hinunter. Den

brachte er mit ein paar Ruderſchlägen nach ſeiner kräftigen Yacht, deren Anker gleich drauf ein halbwüchſiger Schiffsjunge vom Grund heraufdrehte; raſch waren auch die Segel los, und das Fahrzeug begann mit einem Schlag dem Ufer entlang zu kreuzen. „Das müſſen wir ja zweimal, und ſo lang dehnt's en biſchen langſam," ſagte Piebe Stör, „aber denn kriegen wir 'nen chuten Wind."

Ungefähr um vierundzwanzig Stunden ſpäter war's, als Alf Overbek von hier mit dem Segelboot in die Oſtſee hinausgefahren, und alles umher lag ſo oder ward wenigſtens bald ſo wie geſtern. In die beginnende Nacht blinkte vom Strand her das Lichtfenſter des „ſtillen Butt", wo die alten Cajütengäſte um den Tiſch ſaßen und grad' ihre Reden über das Vorkommniß wechſeln ließen, das Madlene gegenwärtig zur Ausführung ihres Entſchluſſes gebracht. Doch ſie vernahm nichts von dem, was drüber geſprochen wurde; am Heck auf's Reling geſtützt, ſtand ſie, und, wie Piebe Stör geſagt, geraume Zeit blieb die Yacht, von ihrem Ziel abbiegend, dem Ufer immer gleich nah. Dann wurden die Segel umgelegt, und ſie kehrte, ſtatt ſich dem offenen Waſſer zuzuwenden, wieder gegen die Stadt zurück. Doch es war ſchon ſo dunkel geworden, daß auch der Kirchthurm ſich

nicht mehr wahrnehmen ließ; vom Oſten dagegen kam nun ein heller Schein herauf, und bald lag die Seefläche von der noch beinah vollen Mondſcheibe überglänzt. Dann glomm vor dem kreuzenden Schiff einmal durch das weiße Licht ein rother Punkt auf und vergrößerte ſich zu einer lodernden Flamme. „Kiek, Niels Iwerſen is all do," klang die Stimme Piebe Störs zu ſeinem Gehülfen hinüber.

Genau dasſelbe aber, wie geſtern Alf Overbek, erfüllte bei dem Anblick erinnerungsvoll und mächtig die Bruſt Madlenes. Nicht nur das Gedenken an jene Mondnacht, in der Niels Iwerſen ſie mit Alf nach den alten Steinen gerudert, ſondern wie in ein Gefühl, einen einzigen Herzſchlag zuſammengedrängt, ging ihre ganze ſelige Kinderzeit ihr vorüber, die keinen Tag gehabt, den ſie nicht vom Morgen bis zum Abend miteinander verlebt. Bis geſtern — und ſie begriff nicht, wie es möglich geweſen, daß er ſich von dieſem Band der Erinnerung losreißen gekonnt, das ihr Herz und Seele wie mit einer goldenen, unzerbrechlichen Kette umſchlungen hielt. Daß etwas ſtärker zu ſein vermocht, als dieſe Kindheitsheimath und ihr Glück.

Aber doch ſchlug Madlenes Herz jetzt wieder hoffnungsſtark und freudig. So voller Gunſt waren die

Umſtände, der Zufall ihr entgegengekommen, daß ein junges Gemüth darin eine Verheißung, eine hülfreiche Hand des Schickſals gewahren mußte. Sie zweifelte nicht mehr, ſie wußte ſo gewiß, wie ſie athmete, daß es ihr gelingen, daß ſie Alf noch in die Augen ſehen werde. Und wenn das geſchah, daß ſie Macht über ihn beſaß und daß er mit ihr zurückkommen mußte.

Piebe Stör's Ruf ſcholl wieder durch die Mondnacht zum Schiffsjungen hinüber: „Tede, kumm mol anne Pinn!“ und bald drauf klang ſeine Stimme hinter Madlene: „Nu drehn wir hinaus, denn geht's flott, un nu gehn Sie man zu Bett und ſchlafen, mein gutes Kind, das is ja immer das beſte, und den Sand haben Sie doch wohl all in den Augen.“

Die letzte Vermuthung traf allerdings zu, wenn Madlene auch nicht an ſchlafen gedacht hatte. Sie fühlte jetzt plötzlich, daß die Lider ihr nach der ungeheuren Aufregung des Tags ermattet zufallen wollten, und willig ging ſie mit Piebe Stör die paar Stufen zu ſeiner winzigen Cajüte hinunter, die beinah völlig von einem Bett ausgefüllt wurde. Ein merkwürdiger Zufall hatte wieder gefügt, daß dies offenbar grade heut blitzblank mit einem friſchen Leintuch überzogen

worden war, doch Madlene kam's ebenſowenig in den Sinn, ſich darüber zu wundern, wie über ihr hier an Bord ſein und die Zuvorkommenheit des fremden Schiffers, ihr ſeine Schlafſtelle einzuräumen. Außerdem hatte ſie faſt vier Courantthaler in großer und kleiner Münze in ihrer gehäkelten Geldtaſche und konnte damit alles bezahlen, was nachher dafür verlangt wurde. Piebe Stör aber ſagte:

„Ausßiehn thun Sie ſich ja beſſer nich, denn das is ja en biſchen unbequem hier für 'ne Frauensperſon, wenn Sie auch gar nich danach ausſehn. Ich hab' noch keinmal eine an Bord gehabt, aber Sie werden uns ja kein Unglück bringen, das ſieht einer Sie ja am Geſicht. Na, und lang genug wird das Bett ja wohl ſein, ſonſt ſchmeißen Sie man eins von die Kiſſens weg, und denn machen Sie die Augen zu. Viel ſind Sie wohl noch nicht bei Nacht auf'm Waſſer geweſen, aber darum brauchen Sie ſich nich zu ſorgen und können ruhig ſchlafen; das is chanz ſo ſicher, als wenn Sie zu Haus in Ihrem Bett lägen."

Damit ſtapfte Piebe Stör die Stufen nach dem Deck wieder hinauf. Wenn er unzweifelhaft zur Seebärengattung gehörte, ſo machte er doch mehr den Eindruck von einer Bärin, die ihr Junges für die Nacht in eine ſichere Obhut gebracht hatte, oder er

mußte eine gewaltig hohe Vorſtellung von dem Geldbeutelinhalt ſeines abſonderlichen Paſſagiers haben, denn den räumlichen Bewandtniſſen nach hätte kein Wirth eines Großſtadthôtels ſorglicher für die Unterbringung eines Nachtgaſtes bedacht ſein können. Madlene folgte dem Rath und legte ſich in ihren Kleidern auf das Bett; ſie wäre auch viel zu müde geweſen, um ſich erſt auszuziehen. Die Augen fielen ihr gleich ſchwer zu, und unter ihr ging die fremde Lagerſtatt wie eine Wiege leiſe hin und her. Leicht gluckend und rauſchend klang dicht neben ihrem Kopf der Wellenanſchlag an die Planke, verſtummte und kehrte wieder; die Verſe fielen ihr ein, die ſie geſtern zweimal abgeſchrieben, und ſie ſuchte ſich darauf zu beſinnen. Aber ſie brachte in ihren Gedanken nur noch zuſammen:

„Schiffe ziehn aus in die Nacht, und ſie ſprechen ſich an im Vorbeiziehn —"

Dann ſchlief ſie.

Und dann ſagte Alf mit komiſch verſtellter Stimme und Sprechweiſe: „Wenn Sie nu aufſtehen möchten, Jungfer, der Kaffee is nu fertig." Madlenes Kopf fuhr aus dem mächtigen weichen „Dunenkiſſen", in dem er faſt begraben gelegen, in die Höh', und ſie ſah verſtändnißlos in dem kleinen Kabuff um ſich.

Da klang's noch einmal vor der Thür, und diesmal war's die Stimme Piebe Stör's: „Aber wenn Sie noch was länger ſchlafen mögen, denn brauchen Sie's ja blos zu ſagen, denn kann ich ihn ja man warm ſtellen.“

Nun rief ſie: „Nein, ich komme!“ und um eine Minute ſpäter, wie ſie die Stufen zum Deck hinaufflog, blitzte ihr blendend die Sonne in die Augen. Merkwürdig opulent auch war Piebe Stör zum Frühſtück ausgerüſtet; er kam aus ſeiner brenzlig qualmenden Liliputcambüſe mit einer großen, bis zum Überlaufen vollen, dampfenden Taſſe, ſetzte ſie auf eine alte Kiſte und hatte Weißbrod, Butter und vortrefflichen Schinken dazu. „Das laſſen Sie ſich man chut ſchmecken, bis nach Kuppenhagen is das noch en chanzes Ende, und auf'm Waſſer, da muß man orntlich was eſſen, ſonſt kriegt man leicht die Sſeekrankheit.“

Es bedurfte der Mahnung kaum für Madlene, denn ſie hatte am Abend vorher nichts gegeſſen, und jugendlicher Hunger ließ ſie zugreifen. Wenn das Brod auch altbacken war, mit den Zuthaten ſchmeckte es doch köſtlich; all' die geſtrige Ungewißheit und Angſt lag von ihr gefallen, ſie wußte, heut' noch würde ſie Alf finden. Und dann ſtand ſie wieder am Reling aufgeſtützt, doch jetzt vorn am

Bug, mit dem Blick nach vorwärts, und ſah in die Weite.

Wie anders lag die heut' im Sonnenglanz! Ein friſcher Wind ging, weiße Mähnen wellten ſich aus dem blauen Waſſer auf, kippten um, verſchwanden, als ob ſie niedertauchten, und waren wieder da. Faſt ringsum die uferloſe See, nur zur Linken, nach Norden hin, ein grauer Streifen, ſeltſam, und unerkennbar, was es ſei. Wie eine durchbrochene Kette großer Waſſervögel konnte es ſcheinen, dann gleich kleinen bebuſchten Inſeln. Doch allmählich füllten die Lücken ſich aus, die getrennten Stücke wuchſen aneinander, und der Blick erkannte, daß er zuerſt aus der Ferne nur hohe Baumgruppen über flach hingeſtreckter Landküſte wahrgenommen habe, die nun nach und nach mit Häuſern und grünen Feldern gleichfalls unterſcheidbar ward. Piebe Stör ſagte, mit der breiten Handpratze deutend: „Das is die Inſel Langeland, und da herum cheht es innen chroßen Belt. Da woll'n wir auch hin, und denn kommen wir über Laaland und Falſter weg und chehn zwiſchen Seeland und Mön durch nach Kuppenhagen. Das is ja ſchade, daß Sie von Mönsklint nichts abzuſehen kriegen, aber bei unſen Curs cheht das ja nich anders."

Der Schiffer ging nach dem Heck zurück, um wieder ſelbſt die Steuerpinne zu nehmen; ab und zu ließ er ſie ein paar Minuten dem Jungen und kam zu einer Erläuterung an Madlene heran. Doch ſie ſtand am liebſten allein und blickte nach den weißen Segeln, die überall, näher und weiter, bald groß und bald klein, die See belebten. So leuchtend ſchön und ſo geheimnisvoll zogen ſie über die Waſſerfläche, hierhin und dorthin, und es kam doch wieder mit einer ſonderbaren Unruhe aus dem Innern Madlenes herauf. Sie begriff, daß das Meer mit wunderſam überwältigendem Zauber anfaſſen und die Sehnſucht in die Ferne ziehen konnte, wie es in den Märchen hieß, weiter und immer weiter; zumal, wenn jemand, wie Alf, als Kind ſo hinausgefahren war und eine dunkle Erinnerung daran in ſich trug. Aber trotzdem, jetzt, allein, durfte er ſich von dem Zauber nicht verlocken laſſen, mußte ſie die Macht über ihn haben, ihn zurückzubringen, und würde es können, damit er erſt auf die Univerſität gehe, um zu lernen, ein Arzt oder Naturforſcher zu werden, hauptſächlich ein Mann wie ihr Vater. Dann konnte er ſein Verlangen nach fremden Meeren und Erdtheilen ſtillen — nicht allein — ſie wollte dann mit ihm fahren, wenn er in Sturm und Gefahr käme, bei ihm ſein —

Die Yacht zog ſchon ſeit Stunden durch den Langelander Belt, der Wind blies günſtig aus Südoſt und ſteifte ſich mehr auf, dichter folgten ſich die weißen Wellenmähnen, und dunkler ward zwiſchen ihnen das Blau. Madlene überkam ein Gefühl, als werde ſie, gleich den herüber und hinüber jagenden Möven, auf Flügeln getragen; zur Rechten ſchwand die Inſel Laaland wieder zurück, die Waſſerfläche dehnte ſich auf's neu in die Breite, doch klarer oder verſchwommener umgrenzten jetzt faſt überall Küſtenränder der großen oder kleiner däniſcher Inſeln den Horizont, nur nach Norden hin lag die Waſſerbahn des großen Belt offen. Wetteifernd liefen andere Segel mit oder flogen hurtig vorbei; auch den entgegenkommenden, dem Belt zuſtrebenden diente die Windrichtung in gleicher Weiſe. Stattlich ſah man ſchon lang von der Enge zwiſchen Falſter und der Südſpitze Seelands eine Bark heranziehn, ſie hielt alle Leinwand aufgeſetzt und blähte ſich ſtolz über den Wellen. So rauſchte ſie eilig-wuchtig daher, wie's ſchien, Piebe Stör etwas zum Verdruß; er mochte einen ärgerlichen Vergleich zwiſchen der glanzvollmächtigen Mantelmöwe und ſeiner kleinen Seeſchwalbe anſtellen. Dann knurrte er einmal zwiſchen den Zähnen: „De verdammte Dannbrogskerl is jo wul

rein dwatſch in'n Kopp un will op us los," und er gab ingrimmig der Steuerpinne einen heftigen Ruck. Die Bark nutzte in der That ſelbſtſüchtig voll ihren Wind aus, bekümmerte ſich nicht im geringſten um die Yacht, ſondern überließ es dieſer, grad auf ſie zuhaltend, beizudrehen, wenn ſie nicht überrannt werden wollte. Das ging Piebe Stör aber doch über Spaß und Verdruß, und er riß das Ruder herum, und ſo was auf ein Fünftel bis ein Sechſtel Kabellänge ſtürmte die Bark leeab vorbei. Doch zugleich ſchrie plötzlich von der Yacht ein Ruf auf: „Dolf!"

Drüben am Schanzkleid ſtand Alf Overbek, und er hörte es, denn ſein Kopf fuhr jäh in die Höh'. Auch ihm entflog ein Ruf, doch ſah man es nur an ſeinen geöffneten Lippen, denn der Wind ſtand entgegen. Ein Ton wie „Maud" ſchlug herüber, aber undeutlich zerronnen, eh' er das Ohr erreichte. Blitzſchnell ſchoß die Bark weiter.

Doch die Sehkraft reichte noch hinüber. Mit dem erſten Blick hatte Madlene nur Alf wahrgenommen, jetzt ſah ſie, daß noch etwas neben ihm ſtand, eine weibliche Geſtalt, um deren Nacken er ſeinen Arm gelegt hielt. Inſtinktiv zog er dieſen in der nächſten Secunde zurück, aber zu ſpät war's für die von der Yacht her weit aufſtarrenden Augen. Und auch das

ſchwarze Haar um das alabaſterfarbige Geſicht neben ihm hatte Madlene erkannt. Es war das Heid Wilbet's geweſen.

Wie knatterten die Segel, wie flammte die Sonne auf ihnen, wie ſpritzte hinter der Bark der Schaum in Regenbogenfarben empor. Da flog ſie ſchon, durch breitwallenden Waſſergürtel von der Yacht getrennt, dem großen Belt zu.

Piebe Stör knurrte noch in den Floſſenbart herunter: „Dat weer jo'n Kerl, as keem em dat op ſu'n beten Minſchenlewen nich an, wenn he man ſin Linnentüg vull hett.“ Dann ſchlingerte der Schiffer, das Steuer abgebend, einmal wieder nach dem Vorderdeck hinüber, wo Madlene jetzt auf einer Kiſte ſaß, den vorübergebückten Kopf aufgeſtützt und ſich mit beiden Händen die Augen feſt zugepreßt haltend.

„Was machen Sie denn?“ fragte Piebe Stör; „es wird Sie doch nich ſlecht, weil wir en biſchen Wind haben? Denn müßten Sie ja am beſten en kleinen Bittern trinken.“

Sie ſaß antwortlos, bis er nochmals fragte. Aber dann zog ſie die Hände fort, und ihr Geſicht erſchien in der That ſo farblos, als ob ſie ſeekrank ſei. Doch ſie ſchüttelte den Kopf, und ſah ihn nur ſtumm mit glanzloſen Augen an. Im Ausdruck ihrer

Züge lag etwas Verändertes, wie wenn ſie plötzlich um mehrere Jahre älter geworden; ein leiſer zitternder Stoß erſchütterte ihr ab und zu den Körper. Doch dann kam ihr halb tonlos vom Mund:

„Ich möchte nicht weiter fahren — können Sie mich nicht an's Land ſetzen — irgendwo — ich komme dann wohl wieder nach Hauſe zurück.“

Das ging nun über Piebe Stör's Erfahrung mit „Frauensperſonen“, und er wußte ſich keinen „Verſcheel“ daraus zu machen. Er rieb ſich an der Naſe, ſah das Mädchen an und rieb wieder die Naſe, eh' er zu der Meinung kam: „Das is doch wol en biſchen Seekrankheit. Ja, wenn Sie das lieber ſo wollen, chutes Kind — chanz bis nach Kuppenhagen hin brauch' ich ja auch nich, ich hab' da ja nichts zu thun. Denn können wir die Leinwand ja umlegen, daß ich Sie wieder nach Haus bringe. Ein biſchen dauern wird's ja, denn dafür is der Wind nu nich ſo chut.“

Madlene ſah nichts von den Küſten, an denen die Rückfahrt ſie wieder vorbei brachte. Sie blieb auf ihrem Platz ſitzen und hörte nur das Murren des Waſſers drunten und das Surren des Windes, der ſich über ihr im Segel fing. Er ſprach immer etwas, was ſie nicht verſtand, bis es ihr einmal als Worte

in's Ohr und in's Innerſte hineinklang. Da hörte ſie ihn unabläſſig ſagen:

„Einzig ein Blick und ein Laut, und auf's Neue dann Dunkel und Schweigen.“

Bei der Ungunſt des Windes währte die Rückfahrt in der That ziemlich lang. Es ward wieder Nacht, und Piebe Stör nöthigte Madlene, ſich zu Bett zu legen, weil es nun zu friſch auf dem Deck würde. Sie folgte mechaniſch ſeinem Geheiß, hörte Stunde um Stunde das Glucken und Schluchzen der Wellen an den Planken, und als der Morgen kam, hatte ſie wohl auch ein wenig geſchlafen. Piebe Stör wollte, daß ſie etwas eſſen ſollte, und auch darin gehorchte ſie willenlos und aß ohne Hunger. Um Mittag erſchien die heimiſche Küſte über'm Waſſer, doch die Yacht mußte ſo viel Schläge machen, daß es gegen Abend ward, eh' ſie anlandete. Madlene reichte Piebe Stör zu ſtummen Dank die Hand, die er etwas vorſichtig in ſeine große Pratze nahm und zum Abſchied ſagte: „Na, nu wird es Sie ja bald chenug wieder chut werden, und denn chrüßen Sie auch Ihren Vater von mir, das iſt ein prächtigen Mann, den kenn ich ja chanz chut. Und mit dem Cheld, das ßoll er man laſſen, das wär für mich ja man blos ein Vergnügen

chewesen, Sie ein bischen auf'm Schiff zu haben, mein chutes Kind."

Es bedurfte dieser ein wenig unbedachtsamen Beredsamkeit Piebe Stör's nicht, um Madlene nicht mehr in den Sinn kommen zu lassen, ihn für die Fahrt zu bezahlen. Ihr war schon seit gestern aufgegangen, daß ihr Vater von ihrem verschwiegnen Vorhaben eine Ahnung besessen und alles mit dem Schiffer abgeredet habe, daß dieser sie nach Kopenhagen fahren und auch dort in seine Obhut nehmen solle. Sie war noch sehr leichtgläubig und kindisch gewesen, als sie von hier auf die Yacht gestiegen. Aber in achtundvierzig Stunden konnte man sich sehr verändern, und sie kam nicht mehr als ein thörichtes Kind zurück.

Fast wagrecht vom Horizont blitzten die letzten Sonnenstrahlen, und wie endlos lang fielen die Schatten, als sie vor der Gartenpforte eintraf. Dieselbe war's, durch die sie ungezählte tausend Male mit Alf gelaufen und gegangen, doch in diesem Augenblick sah die kleine Thür sie wie etwas Fremdes an und ebenso das Haus dahinter zwischen dem grünen Laub. Darauf hinblickend, blieb sie schwer athmend stehn; im Gefühl lag's ihr, als sei sie jahrelang fortgewesen. Aber dann überkam's sie, und zum erstenmal

in ihrem jungen Daſein mit einem Schauer der Erkenntniß — es war ja doch die Heimath, die alles in ſich hielt, was ihrem Leben geblieben, ſich mit dem Herzen daran feſtzuklammern, an die Liebe ihrer Eltern. „In der Welt kann man alles wiederfinden,“ hatte vor wenig Tagen Tamo Fleming einen alten Spruch angeführt, „nur nicht Vater und Mutter.“

Nun ging ſie in's Haus, und gleich darauf ſtieß Frau Barbe zitternd aus erlöſter Bruſt, faſt jubelnd aus: „Da iſt ſie!“ Die Ankommende wußte, daß kein Vorwurf ihrer harre, denn ſie hatte nur gethan, was ihr Vater von ihr erwartet. Auch daß ſie ohne Alf heimkehren werde, erwarteten, wußten die Eltern, waren nur erſtaunt und freudig überraſcht von ihrer ſchnellen Rückkunft. Doch ihr fiel nicht auf, daß jene zunächſt nicht nach dem Geſuchten, ſondern nur nach dem Zuſammenhang ihrer raſchen Wiederkehr fragten. Sie berichtete kurz, wie Alf ihr unterwegs begegnet und dem großen Belt zu vorübergefahren ſei, von ſeiner Begleiterin ſagte ſie nichts. Und ebenſo verſchwiegen der Vater und die Mutter ihr, was ſie ſeit geſtern erfahren, daß Alf nicht allein in der Nacht die Stadt verlaſſen habe. Tamo Fleming ſprach kurz: „Wir müſſen warten, bis er wiederkommt.“ Da

brach zum erſtenmal unbezwinglich ein Thränenſtrom aus den Augen Madlenes, und ſie warf ſich krampfhaft aufſchluchzend um den Hals ihrer Mutter.

Ende des erſten Bandes.

Luv und lee.

Digitized by Google

Luv und lee.

Roman

von

Wilhelm Jenſen.

Zweiter Band.

Weimar.
Verlag von Emil Felber.
1897

Alle Rechte vorbehalten.

Unter der rothflammenden Danebrogsflagge zog die Bark durch's Kattegat ihrem Ziele, der Stadt Pernambuco an der braſilianiſchen Küſte, entgegen. Sie war über Möen her durch den Ulvſund gegangen, um an der Südſpitze Seelands Vordingborg anzulaufen und hatte dort Alf Overbek und Heid Wilbet aufgenommen, die ſich kühn getraut, mit ihrem Segelboot bis nach Kopenhagen zu kommen. Etwas heikel mochte die Ausſicht auf ſolche Mitnahme geweſen ſein, aber hier hatte der Zufall in Wirklichkeit mitgeholfen, denn ſie kamen bei Lars Jyde, dem Capitän, an den richtigen Mann. Ein leichtblütiger Däne, verabſcheute er das weibliche Geſchlecht nicht und trug keine Furcht vor einem Unterrock an Bord, eher ſteckten ihm hinter'm Rücken ſeine „Mars-", „Backs-" und „Achtergaſten", das Gegentheil raunend, die Köpfe zuſammen, denn die

„Moſter“, „Söſkendebarn“ oder „Couſine“, die er faſt bei jeder Fahrt als Paſſagier mit hin und her führte, wechſelte zwar öfter einmal Geſicht und Namen, aber allemal war ſie merkwürdig jung und hübſch. So beſah er ſich kurz die beiden ſonderbaren Bootankömmlinge, hörte den Wunſch Alf Overbeks, mitzufahren und daß ſie dafür bezahlen könnten, an, lachte danach in ſeinen ſtrohgelben Vollbart und ſagte: „Velſignelſen af Fader og Moder ſeiler vel icke med i eders Nötteſkal; men naar det kun ſaaer Jer Morſkab, er Sladdereu af Praeſten jo ogſaa icke Hovedſagen.“ Und Heid Wilbet mit verſtändnißvoll abſchätzendem Blick bemeſſend, nickte Lars Jyde drein: „Det forſtaaer jeg jo vel, min Sön, og jeg ſkal beſörge et roligt Ophold for Jer.“ Damit nahm er ohne weitere Nachfrage die fragwürdigen Paſſagiere an Bord und wies ihnen als die „ruhige Unterkunft“ eine kleine ſeitab gelegene Cabine zu. Dankbar wollte Alf Overbek dieſe annehmen, doch Heid Wilbet warf einen raſchen Blick auf das breite Wandbett und ſagte zu Alf gewendet, er habe reichlich Platz drin, und danach ſich zum Capitän kehrend, für ſie ſei auch noch ein kleinerer Raum groß genug. Dazu machte Lars Jyde ein halbverdutzt überraſchtes Geſicht und fragte, ob ſie ſich bei Nacht nicht

fürchte und von ihrem Freunde trennen wolle. Die Oberlippe zu einem Lachen aufſchürzend, daß die weißbläulichen Zähne drunter leicht mit dem Rand hervorſchimmerten, und den Sprecher anblickend, verſetzte Heid, ſie ſei nicht furchtſam und wiſſe nicht, wovor ihr bange ſein ſolle, aber ſie müſſe doch natürlich einen Schlafplatz für ſich allein haben, wo ſie ſich aus- und anziehn könne. „Der paa ſkulde jeg icke have tänkt," meinte Lars Iyde und vermurmelte etwas von „Brudeſeng" zwiſchen den Zähnen, aber zweifellos beſtand ſie darauf, eine eigne Cabine zu bekommen, und in der Miene des Capitäns drückte ſich nach dem erſten Staunen keinerlei Abneigung aus, ihr zu willfahren. Das Schiff hatte Räumlichkeiten genug und, da Lars Iyde diesmal ausnahmsweiſe auch keine „Couſine" an Bord führte, weiter keine Paſſagiere; ſo erhielt das Mädchen keine Winkelkabüſe, ſondern eine ordentliche, nett eingerichtete Cajüte, beſſer und geräumiger als die ihres Gefährten.

Die Bark nahm ſo ihren Curs, obwohl ſie von Kopenhagen gekommen, durch den großen Belt ſtatt durch den Sund und gelangte auf ſolche Weiſe zu der Begegnung mit der Yacht Piebe Störs. Wie eine Traumerſcheinung war Madlene den Augen Alf

Overbeks vorübergeflogen und auch einem traumhaften Ton gleich ihr Ruf ſeines Namens ihm an's Ohr geſchlagen; ſtarr aufgeweiteten Blicks ſah er ihr nach, wie ſie blitzartig wieder verſchwand. Ein heftiges Zittern durchrüttelte ihm die Glieder, in ſeinem verworrenen Kopf ſchoß nur ein Gedanke auf und kreiſte drin rund: Maud ſuchte nach ihm. Beſinnungslos machte er eine Vorbewegung, als wolle er über die Schanzbrüſtung der Bark in's Waſſer hinausſpringen, doch Heid Wilbets Alabaſterhand griff gleichzeitig ſchnell nach der ſeinigen, und ſie fragte: „Was willſt Du?“ Auch ſie hatte Madlene geſehen und den Ruf vernommen und ſie fügte nach: „War's nicht Deine Schweſter oder die Du ſo heißt, eben auf dem Schiff? Das ging gut, ihr Vater wird auch bei ihr ſein und die Polizei, mit der ſie Dich zurückholen wollen. Jetzt aber holen ſie uns nicht mehr ein mit ihrem Taſchentuchſegel. Oder wär's Dir lieber, ſie hätten uns erwiſcht und nähmen Dich wieder mit in die Stadt? Das würd' ein Spaß ſein, wenn Du ankämſt und ſie hätten Dir die Hände zuſammengebunden, damit Du ihnen nicht noch einmal mit mir davongingeſt.“

Sie lachte dazu und ſah ihn an, und es waren ihre Augen ſtatt derer Madlenes; ſie deckten ſich über

die der letzteren und löſchten ihren blauen Schein mit funkelndem Licht aus. Madlene Fleming hatte ſicher geglaubt, ſie werde Macht über Alf Overbek beſitzen, aber der Glaube eines Kindes war's geweſen, und eine Uebermacht ſtand ihr entgegen. Wen Heid Wilbet anblickte, dem zerging der Wille, wie Wachs, das an einem heißen Glutſtrahl zerſchmilzt. Nur graue Haare um einen alten verrunzelten Kopf konnten dagegen ſchützen, auch der blonde Bart Lars Jydes, der mehr als die doppelten Jahre Alfs zählte, hatte es nicht vermocht. Und ſie wußte es, obwohl niemand ihr Unterricht darin gegeben.

Sie ſtand da in dürftigſter Gewandung, nicht viel anders als eine Betteldirne, barhäuptig, über einem zerſpliſſenen Hemd nichts tragend, als ein abgenutztes Kleid aus billigſtem Stoff. Aber vielleicht hätte das Koſtbarſte nicht ſo ihrer Schönheit gedient, mehr verborgen, was jetzt, wenn es ſich auch nicht zur Schau bot, doch ſich kundgab. Wie ein geheimnißvolles Flimmern kam's überall durch die Gewandhülle, ein die Einbildungskraft regender fremder Zauber; nicht deutſche Mädchenanmuth war's, aus körperlicher Geſtaltung und ſeeliſchem Ausdruck gemiſcht, ſondern eine unnennbare Grazie im harmoniſch feinen Bau der Glieder, in jeder ihrer Bewegungen,

die denen von ſchmiegſamen Wellen ähnelten. Die Natur ſchien ſich Seltſames, Beſonderſtes vorgeſetzt zu haben, als ſie den Entwickelungskeim Heid Wilbets gebildet.

Ihre Mutter ſtammte nicht aus unterſter Volksclaſſe, denn der Bericht, den Chriſtian Larſen im ſtillen Butt von Hörenſagen über ſie zum beſten gegeben, hatte diesmal nicht weit am Ziel vorbeigetroffen. Sie war eine Schwedin, die Frau eines Schiffscapitäns geweſen, und die Dinge hatten ſich in Wirklichkeit ſo zugetragen, daß ihr Mann eines Tags bei einer Heimfahrt von Braſilien her ſie mit ihrem Kind auf dem Kattegat ausgeſetzt, weil ihm plötzlich klar geworden, daß es wohl ihre Tochter, aber nicht die ſeinige ſei. Ein ſeemänniſches Verfahren von kurzer Hand war's, das er einem langwierigen Scheidungsproceß am Lande vorgezogen, ohne ſich weiter darum zu kümmern, ob Hille Wilbet bei dieſem Einſatz ihres ferneren Daſeins in die Waſſerlotterie eine Gewinnnummer oder, wie wahrſcheinlicher, eine Niete ziehn werde. Doch Wind und Welle trugen ſie in der Laune, das erſtere geſchehn zu laſſen, brachten ſie an einen Strand, und nach mancherlei Umherzug gelangte ſie an ihren bleibenden Wohnort. Auch im übrigen verhielt ſich's ſo, daß ſie heimlich eine gute Summe

von Milreïs in goldnen Coroas und Papierſcheinen in ihrem Kleid eingenäht mit ſich führte; ihre nordiſche Schönheit hatte den reichen Hidalgo freigebig gemacht, und einiges von dieſer ließ ſich auch in den Zügen ihrer Tochter herausfinden. Mehr indeß, alles Eigenſte ihrer Art und Erſcheinung, mußte Heid von ihrem Vater und ſeiner Racenabkunft beſitzen, denn im Geſammtweſen bot ſie nichts Uebereinſtimmendes mit ihrer Mutter, ſondern den ſtärkſten Gegenſatz, der von jeher ebenfalls in gemüthlicher Beziehung zwiſchen ihnen geherrſcht. Hille Wilbet war vom Glanz der Goldkronen zur Untreue verlockt worden, ſie hatte trotzdem mit dem Herzen an ihrem Manne gehangen und haßte das Kind, von dem das Unheil über ſie gekommen. Ein fremdes Geſchöpf war's ihr und ward's mit den Jahren noch immer mehr. Sie hatte ihm das Leben gegeben, nichts weiter; ihr Blut floß nicht in Heid, und kein Band der Zuſammengehörigkeit verknüpfte Mutter und Tochter. Nach und nach ſchwanden die mitgebrachten Geldmittel der erſteren weg, Dürftigkeit und Mangel ſetzten ſich an ihren Tiſch, und ſie mußte ſuchen, ſich ihren kargen Lebensunterhalt durch Fiſchfang zu ſchaffen. Dabei vergröberten ſich in Wind und Wetter ihr Geſicht und ihre Hände, ſie ward vor der Zeit ein altes Weib,

den andern Fiſchersfrauen gleich, und wie am Leib, wurde ſie groberer Art auch an Seele, Denkart und Sprache. Ein guter Kern hatte von Natur in ihr geſteckt, und ab und zu überkam's ſie gewaltſam, wie ſie ihr einſam jämmerliches Daſein ſelbſt verſchuldet habe, ſodaß ſie plötzlich einmal ohne ſonſtigen Anlaß laut zu ſchluchzen anfing. Doch die Lebensnothdurft ließ ihr keine Zeit zum Weinen, ſie wiſchte raſch mit dem verwitterten Handrücken die bitteren Tropfen von den Augen weg und machte ſich in Waſſerſtiefeln und Südweſterkappe wieder an ihre ſchwere Mannsarbeit.

Neben ihr aber wuchs Heid Wilbet auf, wie eine zwiſchen hartblättrigen Strandhafer hineingewehte Pflanze, der die Wurzelkraft innewohnte, auch aus dem mageren Boden hinreichende Nahrung aufzuſaugen und ſich zu einer landfremden Blüthe zu entwickeln. Wie im Aeußeren trug ſie ihre Eigenart im Innern, nahm nichts von ihrer Umgebung an, ſondern brachte alles aus ſich ſelbſt hervor und zum Fortſchreiten. So unterſchied ſie ſich auch in der Sprache völlig von den übrigen Kindern der unteren Bevölkerung; ſie verſtand das Plattdeutſche und hatte eine außerordentliche Begabung, ſich wie im Nu was ſie von fremden Zungen am Hafen vernahm, anzueignen, doch ſie ſprach von kleinauf hochdeutſch und

übertraf darin, in der Richtigkeit, wie im Ton weitaus alle ihre Genoſſinnen in der Volksſchule. Leſen und ſchreiben, beſonders rechnen erlernte ſie ſtaunenswerth raſch, überhaupt alles, was gelehrt wurde. Sie flog gleichſam den übrigen vorauf, wie ein freier Naturvogel einem Schwarm von Hausgeflügel mit halb geknickten Flügeln; Gelenkigkeit bildete geiſtig wie körperlich ihr am meiſten hervorſtechendes Merkmal. Freundinnen beſaß ſie nicht, ſie war von zu andrer Art; ſie trug weder ein Verlangen zum Verkehr mit andren Mädchen, noch ſuchte je eines von dieſen, ſich ihr anzuſchließen. Dagegen ſcheuten alle ihre Zunge; ſie lebte unter ihnen nicht nur in den ärmlichſten Umſtänden, litt beſtändig an Hunger, ſondern von allen hatte ſie allein auch keine Heimath, keinen Menſchen, zu dem ſie in einer vertrauten und gemüthlichen Beziehung ſtand. Das machte ſie vielleicht gereizt, ſchärfte ihr gleich Pfeilſpitzen die Worte im Mund, mit denen ſie von ſich abſcheuchte, was an ſie herankam; ſie wußte ſtets den richtigen Fleck zu finden, wo ſie ſicher traf, und immer ſtand ihr wunderbar auf's genaueſte die Sprache zu Gebot, das zu ſagen, was ſie wollte, und die Wirkung zu erzielen, die ſie beabſichtigte. Mit den Jahren dehnte ſich die Kluft zwiſchen ihr und ihrer Umgebung noch

weiter. Trotz ihrer kärglichen Nahrung überholte ſie alle ihre Altersgenoſſinnen auch darin weit, daß ſie ſchon mit zwölf Jahren kein Kind mehr war. Unter der nothdürftigen Kleidung ward's erkennbar, und die Augen der jungen Schiffer und der Lehrlinge in der Stadt begannen ſich auf ſie zu richten. Sie merkte, was die Blicke ſagten, denn ſie wußte, daß ſie ſchön geworden und anders als alle übrigen Mädchen ſei, anders auch an Entwicklung des Verſtandes und des Körpers; niemand brauchte ſie darüber zu belehren, ſie nahm dieſe Erkenntniß ebenfalls aus ſich ſelbſt. Doch wie früher die Mädchen, ſo wies ſie nun die jungen Männer mit behend ſpöttiſcher Zunge von ſich ab; keinem gelang's, nur zu einer leichten Annäherung an die raſch völlig Erwachſene zu kommen. Sie nannten Heid Wilbet fiſchblütig und kalt wie eine Eisſcholle, und im Grunde koſtete es eigentlich keinen viel, ſich von ihr gleichgültig oder wegwerfend über die Schulter anſehn zu laſſen. Vor ſich ſelbſt zuckten ſie die Achſel dabei, es ſei eine hochmüthige Betteldirne, die keinen Schilling beſitze und wiſſe, daß ihnen bei ihr nie eine ernſtliche Abſicht in den Sinn gerathen könne. Doch in Wirklichkeit war ihre Schönheit ihnen eine zu fein geartete, ihr äußeres und inneres Weſen, ſie manchmal faſt etwas unheimlich

anrührend, zu fremd, als daß ihnen ernſtlich die Luſt auch nur nach einer Liebſchaft mit ihr geſtanden hätte. Die Stadt hatte für ſie genug an jungen Dirnen von ihrer eigenen Art, mit kräftigem Knochengerüſt, waſſerblauen Augen und rothen Backen unter flachsblondem Haar, bei denen man wußte, wie man dran war, und nicht viel Federleſens zu machen brauchte, um ſie nach Belieben im Arm zu ſchwenken und zu drücken.

Und nun mochte Heid Wilbet etwa ſiebzehn Jahre alt ſein und ſtand mit Alf Overbek auf dem Verdeck der Bark Lars Jydes, der die beiden für ein heimlich durchgegangenes Liebespaar angeſehn hatte. Das waren ſie allerdings zweifellos auch; Alf wäre nicht auf den Gedanken gekommen, mit einem andern Mädchen ſtatt zur Univerſität in die weite Welt hinauszugehen, nur bei ihr hatte es ihn mit Uebermacht gefaßt, ihm im Verlauf der letzten Tage willenlos Auge und Ohr, die Phantaſie und die Vernunft bewältigt. Er fühlte, das war die Liebe, von der er geleſen und gehört, und noch ſtärker angewachſen, weil Heid Wilbet ihm geſagt, daß ſie ihn immer geliebt habe, ſchon als Kind, ſeit der Stunde, als er ſie zum erſtenmal im Wald gefunden und ſie ſchlagen gewollt. Von dem Tag an habe ihr Herz für ihn geſchlagen, ob er auch nie nach ihr geblickt, wenn ſie ſich einmal

angetroffen, ſo daß ſie ihm jetzt, da ſie erfahren, er gehe aus der Stadt fort, im Wald nachfolgen gemußt, um ihn noch zum letztenmal zu ſehn und mit ihm zu ſprechen. Von der Seltſamkeit, daß ſie, während er im Schlaf gelegen, unter ihm in der Au geſchwommen, ſprach Heid Wilbet nicht, doch wiederholte ſie öfter, ſie habe keine Ahnung gehabt und keine Hoffnung gehegt, in ihm könne auch für ſie Liebe wach werden. Aber wie ein Wunder war dies dennoch geſchehn — ſie hätte ſonſt, wenn er von ihr fortgegangen, nicht weiter leben können und wäre in die Oſtſee hinausgeſchwommen, bis ſie untergegangen — und wenn ſie's ſprach, tauchte ſie das Gefunkel ihrer Augen tief in die ſeinigen hinein. Den Tag hindurch war ſie auf dem Schiff immer an ſeiner Seite, ſtehend oder ſitzend, hielt ihm bald den Arm um den Nacken gelegt, bald ihre Alabaſterfinger eng um die ſeinigen geflochten. So blieb ſie unzertrennlich neben ihm, in jedem Blick und jedem Wort kundgebend, daß ſie ihn liebe.

Aber doch war's ein andersgeartetes Liebespaar, als Lars Iyde ſich's vorgeſtellt, er begriff das Verhältniß zwiſchen den Beiden nicht, oder eigentlich, ſeine ſonſt ziemlich wohlerfahrene Kenntniß des weiblichen Geſchlechts reichte doch nicht hin, ihn aus Heid Wilbet

klug werden zu laſſen. Ab und zu traf ihm einmal ein Blick zwiſchen ihren langen Wimpern hervor in die Augen, wie das Schießen einer Sternſchnuppe am Nachthimmel, die nur den Eindruck eines Glanzgeſchwirres hinterläßt, zu ſchnell vorübergefahren, um ein Erkennen möglich zu machen, was es geweſen. Doch eins ſah Lars Jyde allabendlich ſich wiederholen, daß Heid allein in ihre Cajüte ging, und er hörte, wie ſie hinter ſich den Riegel vorſchob. Bis zur Thür durfte Alf Overbek ſie begleiten; dort blieb ſie vor dieſer noch eine Zeitlang mit ihm ſtehn, ihre Finger ſpielten zwiſchen den ſeinigen, bis ſie zuletzt raſch ihm die Hände um den Hals ſchlang, ſeinen Kopf herabzog und flüchtig ihm einen Kuß auf die Lippen gab, und dann war ſie fort, und der Riegel klirrte im Schloß. Alf wollte einmal mit in ihre Cajüte eintreten, um noch unbeachtet mit ihr zu ſitzen und zu ſprechen, aber ſie drängte ihn lachend zurück: „Ein junger Mann geht nicht ſo ſpät im Dunkeln in die Stube ſeiner Braut.“ Doch danach ſchlang ihr Arm ſich ihm um den Hals, und obwohl ſie ihn ſchon in gewohnter Art vor der nächtlichen Trennung geküßt hatte, that ſie's nochmals, und ihre Lippen hafteten ein wenig länger auf den ſeinigen. Er ſtotterte ihr nach: „Gute Nacht“; ihn durchrieſelte etwas ſonder-

bar heiß. Aus dem letzten Kuß war's zu ihm herübergefloſſen, doch nicht allein, mehr noch aus dem Wort Braut und dem, was ſie in Verbindung damit geſprochen. Wie er ſich auch zum Schlafen hinlegte, klang's ihm immer nach, zugleich mit einem wunderlich ſummenden Geräuſch im Ohr.

Doch auch ganz andern Klanges ſprach der Mund Heid Wilbets, mit ernſthaft beſonnenen Gedanken der Liebe für die Zukunft Alfs beſorgt. Er hatte in dieſer Richtung bei ſeinem heimlichen Weggang vom Hauſe nichts gedacht, als daß die zweihundert Thaler, die er bei ſich trug, eine unerſchöpfliche Summe ſeien. Sie aber ſah weiter, daß dieſe einmal ein Ende nehmen werde, und ſie zerbrach ſich für ihn den Kopf, wovon er dann in der Fremde leben könne, ohne eine Arbeit thun zu müſſen, die ihm läſtig und zuwider falle. Und ihre Fürſorge fand guten Rath, daß er über die Klugheit ihrer Liebe erſtaunte. Die Bark mußte im Canal Plymouth anlaufen, von dort ſollte er einen Brief an ſeinen Onkel abgehen laſſen, daß ihm das Vermögen, welches ihm von ſeinem Vater her gehöre, nach Amerika hinübergeſchickt werde. Wie das zu machen ſei, wußte Heid zwar nicht, aber ihr Kopf gerieth raſch auf den Gedanken, ſich Auskunft darüber von Lars Jyde zu erholen, und dieſer

gab Mittel und Wege an, wie es leicht möglich ſei, ſich durch einen Wechſel auf ein Handelshaus drüben ſo viel Geld, als man beſitze und zu haben wünſche, zuſtellen zu laſſen. Freilich war Alf im Zweifel, ob ein ſolcher Brief Erfolg haben werde, doch Heid ließ ſich von ihm genau wiederholen, was ſein Onkel geſagt, wie dieſer ihm das Blatt mit der Abrechnung über ſein väterliches Erbtheil gegeben, und ſie hegte danach beſte Zuverſicht auf das Gelingen. Nur müſſe Alf klug ſchreiben, er wolle drüben ein Geſchäft anfangen, für das er nothwendig des Geldes bedürfe, und ſie gab ihm Rathſchläge für die Abfaſſung, ſprach ihm zwiſchen Liebkoſungen den Brief in die Feder. So ging dieſer oſtwärts zurück, als die Bark gen Weſten zur ſpaniſchen See weiterzog.

Verwandelt aber ſtand Heid Wilbet nun auf dem Verdeck. Sie war während des Aufenthalts in Plymouth mit Alf in einen Laden gegangen, und er hatte ihr dort von ihr ausgewählte Bekleidungsſtücke gekauft, ſo daß ſie jetzt vom Kopf bis zu den Füßen völlig in der Tracht einer jungen Dame ausgerüſtet war. Denn ſie trug ein lichtgrünes Kleid mit einem ſpielend ſchillernden Glanz; es fiel ihr vom leicht entblößten Hals fließend am ſchlanken Leib herab, ein wenig über der Bruſt vorgebauſcht, an der ſich kleine

Fältchen des ſchmiegſamen Stoffes durcheinander ringelten. Sie erſchien größer ſo, doch leicht und gracil bewegte ſie ſich in der neuen Gewandung, als ob ſie niemals andre getragen. Ein wundervoller Anblick war's; wenn ſie in der Sonne ſtand, erregte ſie aus der Entfernung den Eindruck einer großen Smaragdeidechſe.

Und den Tag hindurch leuchtete die Sonne faſt beſtändig von wolkenloſem Himmel. Die beſte Jahreszeit war's zur Fahrt über den atlantiſchen Ocean, ein günſtiger Wind wehte, doch ſelbſt die verrufene ſpaniſche See ſchwellte nur friedlich ſich hebende und ſenkende Dünungswellen. Dann that das Gleiche das offene Weltmeer, bald leis ſeine Oberfläche kräuſelnd, bald langgedehnte, weißüberkippende Wogenkämme aufwerfend, aber immer nur gleich dem ſachten oder tieferen Sich-Emporwölben einer athemſchöpfenden weichen Bruſt. Daß der Sturm hier aus ſchwarzen Wolken herunterheulen, Waſſerberge auf und niederpeitſchen, die Segel mit den Raaen und Maſten zugleich in Fetzen und Bruchſtücken über Bord ſchleudern könne, bedünkte nur wie eine abendliche Schiffermäre aus der Cajüte zum ſtillen Butt. Zuweilen lag die See wie ein unermeßlicher, blendend funkelnder Erzſchild, nun aus Silber, nun golden, dann flimmerte

ein Perlmutterglanz drüber. Doch der Wind wachte wieder auf, verſchob langſam die ſchneeweiß ſtrahlenden Haufenwolken am blauen Aethergewölbe, verſtärkte ſich und bauſchte friſch die Segel. Als Feuerkugel tauchte die Sonne in's Waſſer, man glaubte, das Ohr müſſe ein Ziſchen vom Meereshorizont her vernehmen, wo ihr Glutkörper verſunken, und unzählbare, unnennbare Farbentöne überſprühten, umſchimmerten, durchſpielten Luft und See, verdämmerten und loſchen aus. Das Nachtdunkel kam, nur Sterne zogen am Himmel auf, zitterten ihren Schein da und dort um das Schiff aus der Tiefe zurück, und nur die rothen und grünen Laternenlichter am Backbord und Steuerbord flimmerten über dem Deck. So hob jeder Tag an und ſo endigte er; Madeira's Felſen und der Teneriffapik ſtiegen fern zur Rechten über dem Meeresrand auf und ſchwanden wieder ab, faſt ſteil gen Süden hielt die Bark den Curs auf die Linie zu. Nachdem er den Krebs überſchritten, bewährte der Paſſat ſeinen Namen, mit dem von Alters die Spanier ihn zum Dank für die von ihm gewährleiſtete gute, „passata“ nach Braſilien belegt. Auch das Meer zwiſchen den Wendekreiſen trug dort eine eigenthümliche ſpaniſche Benennung, „el Golfo de las Damas“, weil es ſich von ſo ſanfter Art erweiſe, daß eine Dame das

Steuer führen könne. Und es machte Lars Jyde Vergnügen, ſich dies thätlich bewahrheiten zu laſſen, indem er manchmal eine Zeitlang Heid Wilbet das Ruder faſſen ließ und nur, neben ihr ſtehend, zuweilen durch einen Druck ſeiner Hand die ihrige und das Steuer ſicher richtete.

Auch ſonſt nahm der blonde Däne ſich ſeiner beiden Paſſagiere mit befliſſener Vorſorge an, die Küche lieferte dieſelben Gerichte für ſie, wie für ihn, und nicht ſelten gab er ihnen ſogar von ſeinem guten Wein mit zum beſten. Dafür gebührte ſich's wohl, daß Heid ihn öfter dankbar anſah, und auch ſonſt noch hatte er ſich artig und freigebig gegen ſie bewieſen. Alf nahm einmal gewahr, als er am Tage mit ihr in ſeiner Cabine ſaß, daß ſie eine feine Seidenſchnur um den Hals trug, und er fragte, wozu ſie die habe. Sie verſetzte: „Zu nichts," doch wie er ſpielend mit der Hand daran zog, befand ſich offenbar ein Gegenſtand an der Schnur befeſtigt, der ſich unter dem Kleid feſtgehakt, und nun lachte Heid und zog ſelbſt ein kleines mit Rubinen beſetztes Goldkreuz hervor. „Der Capitän hat's in Plymouth geſehn," ſagte ſie, „und mir geſchenkt." Dazu machte Alf verwunderte Augen: „Warum ſagteſt Du denn, es ſei nichts daran?" — „Weil auch nichts daran iſt, die Steine ſind gewiß unecht, und ich dachte garnicht mehr dran." Raſch

öffnete ſie dabei die oberen Haken ihres Kleides, um das Kreuz bequemer wieder zurückzuſtecken, und die rothen Rubinen funkelten flüchtig vor den Augen Alf Overbeks auf dem ſchneehellen Grund ihrer halb entblößten Bruſt. Doch ſchnell bog Heid Wilbet dieſe vor, umſchlang ihn mit ihren Armen und küßte ihn, wie ſie's noch nie gethan. Ihm war's, als fließe ihm Feuer durch's Blut, in ſeinem Kopf zergingen die Gedanken. Sie ſaß feſt an ihn gedrückt, faſt wie ſich um ihn ſchmiegend, und ſonderbaren Ton's raunte ſie ihm in's Ohr: „Ich höre Dein Herz ſchlagen; wie laut und wie ſchnell klopft's! warum thut's das?“ Und dann ſagte ſie wieder lachend: „Wie hübſch iſt's doch, daß wir's ſo gut auf dem Schiff getroffen und der Capitän uns gern hat, Dich ſo beſonders, ſagte er mir geſtern. Deshalb hab' ich ihm auch für das Kreuz gedankt, obgleich es ganz werthlos iſt, und gebe mir Mühe, freundlich gegen ihn zu ſein, weil er's ſo gut mit Dir meint und Dir am Tiſch immer das beſte giebt. Ich kann das ja jetzt noch nicht und erſt für Dich ſorgen, wenn ich Deine Frau bin und wir nur noch eine Cajüte miteinander brauchen —.“ Und Heid Wilbet brach ab: „Das wird wie im Paradies ſein, als Adam und Eva zuſammen allein waren — freu'ſt Du Dich auch darauf?“ und ſie zog

ſeinen Kopf an den glimmernd weißen Schimmer unter ihrem noch halb geöffneten Kleid.

Bald hatte bei immer gleich herrlicher Witterung die Bark die Aequatorlinie überkreuzt, und zwei Tage ſpäter dämmerte als grauer Strich die Küſte Braſiliens vor dem Blick herauf und hob ſich dem ihr entlang ſegelnden Schiff mählich höher und deutlicher, bis die vielgezackten Bergketten der Serra do Mar mächtig emporſtiegen und ſich maleriſch in den Alagoaskuppen gipfelten. Vor dieſen flimmerte weitgedehnt am Ufer das aus vier Städten ſich zuſammenreihende Pernambuco, von Opal- und Chalcedonfarben umronnen, ein buntes Glanzgewirr einer fremden Märchenwelt. Den Arm um Heid geſchlungen haltend, ſah Alf Overbek wie mit berauſchten Augen dem Landungsziel entgegen; eine Trunkenheit hielt beſtändig ſeine Sinne überlagert und umfangen, alles Denken in ſeinem Kopf bald heiß, bald ſüß betäubend und lähmend. Das Abenddunkel brach jedoch herein, ehe die Bark den Hafen erreichte, ſie mußte die Nacht noch draußen verweilen, am Morgen die Ankunft des Lootſen zu erwarten. So lud Lars Jyde ſeine beiden Paſſagiere noch einmal an den Abendtiſch und war zum Abſchied freigebiger denn je mit ſeinem guten Wein, der auch ſtark ſein mußte, Alf Overbek merkte es erſt am Schwanken

ſeiner Füße, als er aufſtand, ſich in ſeine Cabine zu begeben. Doch hülfreich faßte der Capitän ihn unter dem Arm und führte ihn hinüber; dort legte er ſich in den Kleidern auf's Bett und ſah vor den zugefallenen Augen nur noch wie durch einen Nebel den lachenden Mund Lars Jydes über dem gelben Bart. Und noch eine Erinnerung dämmerte in ihm, daß ſein Onkel ihn einmal als Knaben auf dem Weg nach Hauſe ſo geſtützt habe, als er zwiſchen den rauchübernebelten Grauköpfen im ſtillen Butt zwei große Groggläſer leergetrunken gehabt. Dann ging's, obwohl das Schiff ruhig lag, mit ihm auf und nieder, als werde er von Wellenbergen geſchaukelt, bis er plötzlich einmal am Landſeerand unter der Buche über der dunklen Au lag, aus der verſchwommen zwiſchen grünem Blattgewirr ein weißes Glimmern vor ihm auftauchte. Das war Heid, und er hörte auch ihre Stimme, doch gleichfalls verworren, wie aus einer weiten Ferne herüber. Danach zuckte eine gelbe Schlange, es krachte und knarrte, Sturm und Regen brauſten, daß er, in Betäubung liegend, nichts mehr ſah und hörte. Dann ſcholl einmal ein Klopfen unweit von ihm, an ſeiner Thür, daß er auffahrend rief: „Ja, ich komme, Maud!“ Da antwortete die Stimme Heid Wilbets: „Schläfſt Du noch? Wir

ſind im Hafen von Pernambuco; komm raſch!“ Ein paar Herzſchläge lang mußte er ſich beſinnen, eh' er vom Bett ſprang und verwundert ſah, daß er angekleidet geſchlafen. Nun eilte er hinaus und hinauf auf's Deck; ſchon hochſtehende, blendende, heiße Sonne empfing ihn, Gelärm und Getümmel um das verankert auf Schußweite vom Ufer liegende Schiff. Heid kam auf ihn zu und ergriff ſeine Hand; ſie mußte ihn führen, wie geſtern Abend der Capitän, ſein Kopf war dumpf und ſein Blick überſchleiert. Mechaniſch folgte er ihr zum Gangway und ſtieg von der Fallreepstreppe in ein drunten bereites Boot, das, ſogleich abſtoßend, von einem Bogador, einem kupferfarbigen Meſtizen, an die Landungsbrücke gerudert ward. Hier erſt kam Alf zu einer Beſinnung und fragte, umherblickend: „Wo iſt der Capitän? Ich habe ihn nicht mehr geſehn und weiß nicht, wie viel wir ihm ſchuldig ſind.“ Doch Heid fiel ein: „Er hatte alle Hände voll zu thun und läßt Dich grüßen. Ich ſah ihn auch nur einen Augenblick und fragte ihn, aber er ſagte, wir wären ihm nichts ſchuldig, er habe Dich ſo gern gehabt. Du ſollteſt behalten, was Du noch an Geld haſt, denn Du würdeſt es hier nöthig haben, bis Du das andere, das Dir gehört, bekämſt. Auch den Bootsmann hat er für Dich bezahlt, Du brauchſt ihm nichts zu geben.“

Freudig überraſcht antwortete Alf: „Wie gutherzig und hülfreich iſt das von ihm, ich muß ihm doch danken.“ Und er ſah ſich wieder um.

Aber Heid Wilbet griff nach ſeiner Hand: „Ja, wir hatten es gut getroffen, bei ihm an Bord zu kommen, und ich habe ihm auch gut dafür gedankt.“ Sie lachte hinterdrein: „Und ſehr nöthig war's für Dich, hier noch Geld zu haben, denn Du müßteſt ſonſt hungern und durſten. Komm, daß wir ein Gaſthaus ſuchen!“

Da waren ſie in der großen Stadt Pernambuco, in der lärmvollen Altſtadt Recife, fremdzungig klang das treibende Leben um ſie her. Alf Overbek wäre völlig hülflos geweſen, hätte nichts zu fragen und zu verſtehen gewußt, doch auf der Bark hatte ſich ein portugieſiſch redender Matroſe befunden und Heid vorſorgend täglich eine Zeitlang von ihm Erkundigung nach dem Nothwendigſten eingezogen, deſſen man bedurfte, um ſich bei der Ankunft verſtändlich zu machen. Faſt Wunderſames lag darin, wie ſie jedes erlernte Wort feſt im Gedächtniß behalten und wie es ihr in richtigem Tonfall geläufig über die Lippen kam, als habe ſie die wildfremde Sprache ſchon von Kindheit auf gekannt. Sie richtete ihre Nachfragen immer an junge Männer, blickte jeden dabei an, und jeder gab

ihr bereitwilligſt Antwort und Auskunft, trachtete danach, ſie ein Stück durch die Straße zu begleiten. Mit allem Schulwiſſen, das Alf beſaß, war er neben ihr wie ein Kind, das, zu eignem Können unfähig, ihrer Führung und Leitung anheimfiel. Wohl hatte auch das fern drüben in Europa am Waldrand liegende Haus ihn beſſer noch, als der Rector Scholinus, mit vielerlei Kenntniſſen und Gedanken ausgerüſtet. Doch auf das gegenwärtig Erforderliche war Tamo Flemings Vorausſicht nicht verfallen, ihn die portugieſiſche Sprache zu lehren, damit er in Braſilien nicht von der Zungengewandtheit Heid Wilbets abhängig ſei. Freilich an dieſe hatte Tamo Fleming bei der Geiſtes- und Gemüthsbildung Alf Overbeks auch nicht gedacht.

So aber gelangten die Beiden durch die Begabung Heids in eine kleine „posada“, die, wenn auch vielleicht nicht den Wünſchen der letzteren, doch dem Reſt der Geldmittel Alfs entſprach, ziemlich weit draußen landeinwärts in einer letzten Vorſtadtsgaſſe von Recife. Bis hierher war alles wie in einem Wirbelſturm gegangen, nun kamen ſie zum erſtenmal zur Ruhe. Doch trug Heid Wilbet ſichtbar von der Haſt des Morgens noch lebhafte Erregung in ſich; ſie hatte etwas Verändertes im Weſen und Ausſehn,

worin es eigentlich beſtand, ließ ſich nicht ſagen. Aber es drückte ſich in einem noch ſtärker erhöhten Glanzgeflimmer ihrer Augen aus, einer ungewöhnlich rothen Färbung des Geſichts, dem wahrnehmbaren Klopfen des Blutes in den Schläfenadern. Sie führte die Unterhandlung mit der „posadera“ über den Preis der Wohnungsmiethe, doch ſie war heut Morgen vergeßlich, ſprach nur von einem Zimmer, mußte ſich erſt beſinnen, daß ſie zweier bedurften. Dann verbeſſerte ſie ihre Gedankenloſigkeit; die Wirthin zeigte ſich verwundert überraſcht, wie's Lars Jyde gethan, aber es ließ ſich einrichten, ſie konnte dem befremdlichen Liebespaar zwei durch eine Thür miteinander verbundene Stuben zu beſcheidenem Preis überlaſſen. Dem letzteren entſprach die Engniß und Ausſtattung der Räume; alles war auf's Dürftigſte, verwahrloſt, in der Verbindungsthür klaffte ein fingerbreiter Spalt, zerbrochene Fenſterſcheiben wurden von aufgeklebtem Papier zuſammengehalten. Die Poſada bildete eine Herberge unterſten Ranges am Stadtrande, in der nur die vom Land hereinkommenden Fuhrleute verkehrten; Wohngäſte mochten ſich kaum je in ihr einfinden, und die Beſitzerin war zufrieden, ihre öden Zimmerräume um ein Billiges vermiethet zu haben. Alf Overbek indeß ſah von der Aermlichkeit um ihn nichts, ſondern

nur Heid Wilbets Geſicht und Geſtalt, während ſie nach dem Weggang der Wirthin mißächtlich um ſich blickte. In der Hütte ihrer Mutter war ſie freilich wohl kaum an Beſſeres gewöhnt worden, doch ſie ſagte: „Du ſiehſt, wie groß meine Liebe zu Dir ſein muß, daß Du mich dazu gebracht haſt, mit Dir von Haus fortzugehn und hier in ſolcher Armſeligkeit zu leben. Hoffentlich dauert's nicht lange ſo — Du hätteſt klüger gethan, Dein Vermögen gleich mitzunehmen — nein, ich vergaß, das konnteſt Du ja nicht, Dein Onkel durfte ja nicht davon erfahren, und ſo ging's nicht anders.“

Sie flog auf ihn zu, ſetzte ſich auf ſeine Knie und küßte ihn. Ihm war's dunkel, als ſei nicht ihm der Gedanke an ein Fortgehen mit ihr in die Fremde gekommen, ſondern ſie habe bei ihren Zuſammenkünften am Strande dieſe Vorſtellung in ihm geweckt und allmählich zum Entſchluß genährt; aber ſein Herzſchlag drängte ihm das Blut zu ſtark nach dem Kopf, er konnte ſich nicht deutlich mehr erinnern, und Heid Wilbets Küſſe übertäubten ihm, wie erſtickend, alles Denken. Ihre Lippen brannten heut Morgen ſo heiß, doch ſie war auch praktiſch für das zunächſt Erforderliche bedacht, daß ſie zu Mittag eſſen und, um es zu können, vorher das deutſche Geld Alfs gegen portu-

gieſiſches eiutauſchen müßten. So gingen ſie wieder davon, ſuchten einen Wechsler und danach einen „bodegoncillo“, eine kleine Garküche, die ihnen für geringe Koſten Befriedigung ihres Hungers verhieß und gewährte. Alles fand Heid aus und zeigte ſich ebenſo ſparſam, wie umſichtig, denn das, was Alf Overbek für eine unerſchöpfliche Summe gehalten, reichte bei genauer Berechnung doch höchſtens für den Lebensunterhalt von zwei Monaten aus. Und Heid Wilbet hatte in der Schule auch für das Rechnen ungewöhnliche Begabung an den Tag gelegt.

Und ſo kamen und gingen die Tage und wurden zu Wochen. Die Beiden durchſtreiften miteinander die fremde Welt der vier Städte, aus denen Pernambuco ſich zuſammenſetzte; in dem Brief aus Plymouth hatte Alf nach Angabe Lars Jydes ſeinen Onkel gebeten, den Wechſel an ein hamburgiſches Haus in Recife gehn zu laſſen, und dort fragte er nach Ablauf einiger Wochen, doch wie's zu erwarten ſtand, noch umſonſt vor. Es war Regenzeit, der „Winter“ Braſiliens, aber unter dem achten Breitengrad fiel dennoch ein draußen Umhergehen nur am Vormittag und wieder gegen Abend möglich; die Sonne glühte zu gewaltig oder ungeheure Gewitter entluden ſich in den Mittagsſtunden. So mußten ſie dieſe, Sieſta

haltend, in ihren Stuben verbringen, die gleichfalls drückendſte Hitze anfüllte. Dann ging Heid Wilbet in ihr Zimmer und ſchob ſtets, ebenſo wie zur Nacht, den Riegel an der Verbindungsthür in's Schloß, denn ſie kleidete ſich, um in der Glutluft ruhn zu können, aus und legte ſich auf's Bett. Als ein großgewachſener Knabe hatte Alf Overbek in der Mondnacht von ſeiner Vaterſtadt das Boot in die Oſtſee hinausgerudert, doch er war kein ſolcher mehr, auf der Bark, Tag um Tag vorſchreitend, zu einem andern geworden, und die heiße Tropenſonne half mit, ihm das Blut von einem fremden Verlangen durchfluthen zu laſſen. Oder nicht mehr fremd, nur ungewiß vor einer glühend genährten Phantaſie gaukelnd und glimmernd, daß ihm in der Bruſt der Athem ſtockte, wenn Heid aus ſeiner Stube zur ihrigen hinüberging und er aufhorchend ſtand, ob das Knirſchen des Riegels nachfolge. Immer geſchah's, und er wußte jetzt auch weshalb; es drängte ihn, mit ihr davon zu ſprechen, doch wenn er's verſuchen wollte, konnte er keinen Ton über die Lippen bringen. Nur einmal gelang's ihm, halb ſtammelnd zn fragen: „Warum thuſt Du's?" — „Was?" antwortete ſie. — „Daß Du Deine Thür abſchließt." — „Um Deinetwillen."

Ihm glühte das Geſicht heiß auf, er ſuchte zu lachen: „Fürchteſt Du denn — ich könnte —" er

wußte nicht, wie er fortfahren wollte — „könnte Dich im Schlaf ſtören —?“ Sie tauchte ihre Augen in die ſeinigen: „Ja, ich fürchte mich.“ — „Wovor?“ Einen Augenblick zögerte ſie: „Vor mir — um meinetwillen thu' ich's —“

Bei den Worten ſprang ſie raſch von ſeinen Knien herab, ihrer Stube zu. Er rief ihr, halb beſinnungslos nach: „Willſt Du's denn immer ſo thun?“ Ihre Stimme klang durch die ſchon hinter ihr geſchloſſene Thür zurück: „Nein, immer nicht — wenn ich Deine Frau bin, nicht mehr.“ Und der Riegel klirrte.

Alf Overbek wußte nicht, was er that, oder doch, er wußte es, denn das Geſicht brannte ihm noch heißer vor Scham über ſich ſelbſt, aber er konnte es nicht bekämpfen. Lautlos trat er zur Thür hinan, und ſeine Augen bückten ſich an den Holzſpalt, der durch ſie hinlief. Zum erſtenmal, dann hatte er überwunden, was ihn bisher von der Thür ferngehalten, und er wiederholte täglich dies Thun, wenn Heid Wilbet von ihm gegangen und er den Riegelklang gehört. So konnte er ſie drüben gewahren, doch niemals in ruhiger Dauer; ſie huſchte ſtets nur einmal flüchtig, einer ſchießenden Sternſchnuppe ähnlich, über das ſchmale Geſichtsfeld des klaffenden Thür-

riſſes, dann war das weiße Aufglimmern ihrer Geſtalt dem Blick wieder entrückt. Der Lauſchende vernahm nur noch das leiſe Gekniſter von Kleidungsſtücken, ein Knarren des Bettes, auf das ſie ſich hinſtreckte, danach ihren Athemzug; ſichtbar ward nichts mehr von ihr.

Der Ausdruck ſeiner Züge ließ täglich deutlicher erkennen, dies ihn oft bis tief in die Nacht ſchlaflos erhaltende Leben neben ihr übte eine verzehrende Wirkung auf ihn. Seine Augen lagen tiefer in der Höhlung, er fieberte, machte den Eindruck eines von ſchleichender Krankeit Befallenen. Ihm durchhämmerte die Frage den Kopf, wann es anders werde, und die Erwiederung darauf lautete immer, wenn ſie ſeine Frau ſei. Aber warum war ſie's noch nicht, und wann wollte ſie's werden? Darauf wußte er keine Antwort.

Die eingewechſelten Goldkronen und Milreïsſtücke in ſeiner Börſe ſchwanden mehr und mehr weg, ohne daß ihre Abnahme ihm zum Bewußtſein kam; er dachte nicht daran, was geſchehen ſolle, wenn das letzte verausgabt ſei, nur ein einziger Gedanke füllte alles in ihm aus. Doch auf das Geheiß ſeiner Genoſſin ging er jetzt allmorgenlich zur Nachfrage in dem Hamburger Geſchäftshaus vor, indeß ſtets gleich

vergeblich; man empfing ihn dort als eine ſchon wohlbekannte Perſönlichkeit mit einer halb bedauerlich lächelnden Miene oder einem kurzen Achſelzucken. Ihn berührte die täglich ſich wiederholende Erfolgloſigkeit nicht, aber im Geſicht Heid Wilbets ließ ſich ableſen, daß ihr allmählich die anfängliche Zuverſicht hinſchwand. Ihre Augen bekamen Unruhiges, und in ihrem Behaben beim Zuſammenſein mit Alf in ſeinem Zimmer lag Verändertes. Sie ſchien die irrflackernde Glut ſeiner Leidenſchaft nicht noch mehr ſteigern zu wollen, hielt ihn eher von ſich ab; ihre Arme ſchlangen ſich nicht wie zuvor gewaltſam und berauſchend um ihn, ſie erwiederte ſeine Küſſe nur leichthin. Merkbar beſchäftigte ſie ein beſtändiges Nachdenken; auf der Straße ging ihr Blick eigenthümlich ſuchend durch das bunte Getümmel, in die Geſichter der Fußgänger und Reiter umher. Alf fragte ſie einmal: „Du biſt ſo kalt gegen mich, liebſt Du mich nicht mehr?“ Sie antwortete: „Gewiß lieb' ich Dich, aber Du biſt krank, es ſchadet Dir, wenn Du Dich aufregſt.“ So war ihr kühlerer Anſchein nur Fürſorge für ihn und erhöhte die fiebernde Haſt ſeiner Blutwellen, ſtatt ſie zu mindern.

Aber ſie hatte recht, er war krank, fühlte es ſelbſt, und eines Tag's ſagte ſie ihm, er müſſe einmal aus

der Stadtluft in's Freie hinaus, einen Gang in's Gebirg machen, um ſich zu erholen und zu kräftigen. Gewöhnt, ihr willenlos Folge zu leiſten, that er auch darin nach ihrem Geheiß, ſtand am nächſten Morgen vor dem Sonnenaufgang bereit. Da Heid noch nicht kam, klopfte er an ihre Thür. Ihre Stimme klang noch vom Bett her: „Was haſt Du?“ — „Es iſt Zeit, zu gehn.“ — „So geh' doch!“ — „Ich warte auf Dich.“

Ein halb unverſtändlicher Ton erwiederte, dann kam ſie, raſch angekleidet, herein. „Ich dachte, Du gingeſt ohne mich; es wäre beſſer für Dich, denn allein kannſt Du leichter ohne Weg überall hinkommen, wohin es Dich lockt.“

Er hörte heraus, es war wieder ihre Vorſorge für ihn; ſie wollte ihn allein laſſen, damit er einen Tag lang von der ſchädlichen Wirkung ihrer Nähe frei bleibe. Doch er konnte ſich nicht für ſo lange von ihr trennen und antwortete: „Nein — dann bleib' ich auch — ohne Dich geh' ich nicht.“

So mußte ſie ihn wohl begleiten, da ſie's für durchaus nothwendig hielt, daß er den Tag draußen zubringe, und ſie verließen zuſammen das Haus, von dem ſie gleich in's Freie gelangten, in's Landinnere hinein auf einer nach Weſten führenden Straße fortſchritten. Der weiße Grund der letzteren ſchimmerte

nur matt, Nachtdunkel lag noch über der Welt; zur Linken ſcholl ihnen das Rauſchen eines Fluſſes, an dem der Weg ſich entlang zog, des Capibaribe, der bei der Stadt Pernambuco ausmündete. Zu ſeinen Seiten unterſchied das Auge nur ſich gegen den Himmel aufhebende dunkle Linien, die bergiges Gelände eines Thals deuteten.

Da ſchoß plötzlich, gleich einem Goldpfeil, ein Gefunkel über alles hin, und wie mit einem Schlage lag glanzlichter Tag rundum. Die Tropenſonne ſchickte keine Dämmerungsvorhut vorauf, um die Schatten der Nacht mählich zu verdrängen. Aus dem Ocean hob ſie ſich ſenkrecht über den Horizont, und im ſelben Augenblick zerſprengte ſie bis in den letzten Winkel hinein jedes Zögern der Finſterniß. Lichtgebadet ſtand faſt jählings alles in tauſendfältigen Formen und Farben da, doch alles fremd. Den ebnen Thalgrund deckten Pflanzungen von Zuckerrohr, Kaffeeſtauden und rieſenblättrigen Piſangs; dort drängte von den Bergwänden der Urwald mit undurchdringlichem Gewirr herab. Vereinzelt ſchoſſen Wachspalmen und Araucarien hoch über das üppige Dickicht unter ihnen empor, ſtachlichte, gigantiſche Cactus wucherten aus Felsſpalten am Wegrand auf. Im Moment, wie der Sonnenaufgang unvorbereitet, mit

der jähen Plötzlichkeit den ſchwarzen Nachtvorhang zerriß und tauſend leuchtende Wunder hinter ihm durcheinanderblitzen ließ, da überlief es Alf Overbek mit einem Schauer, faſt einem ſchaudernden Gefühl vom Scheitel bis zur Sohle herunter. Ihn rührte durchzitternd etwas an, wie eine Erinnerung, ſchön und ſchreckvoll, doch fernher, wie aus einer andren Welt, einem andren Leben. Reglos gebannt, mit weit geöffnetem Blick ſtarrte er vor ſich hinaus, daß Heid Wilbet fragte: „Wonach gaffſt Du? Komm, wir wollen uns nicht aufhalten, jetzt iſt die Luft noch friſch zum gehn.“ So ſchritten ſie weiter; die Bergrücken traten dicht heran, aus einem engeren Seitenthal ſchoß zum Capibaribe ein ſchäumender Nebenbach herab, dem folgten ſie auf ſchmalerem Weg anſteigend entlang. Mit Uebergewalt zog es Alf in nächſter Richtung nach den Geheimniſſen der Natur, ihrer ungezügelten Wildniß entgegen. Und das rechte Heilmittel für ſeinen Zuſtand war's; er athmete ſchon leichter als in der Stadt, von der Anſtrengung ſchlug ſein Herz raſch und doch ruhevoller, weniger ängſtigend und fieberhaft.

Ja, alles fremd, wie die Traumwelt eines Märchens. Nicht nur, am Urwaldrand jetzt, die flammenden Blüthen, die an den Stämmen, aus ihnen

aufkletternd, ſich zu den höchſten Wipfeln, noch über ſie hinaus ſchlangen und in farbigen Cascaden wieder herabwarfen. Auch ebenſo und noch mehr das Leben der Thierwelt in Geſtaltung und Stimmenklang. Von fern hatte es ſich nur durch ein unabläſſiges verworrenes Tongemenge kundgethan, nun löſte es ſich in Einzelrufe, Schreie, wunderlichſte Laute auseinander. Ohne Unterbrechung ſcholl das Geplärr, Gezeter und Gezänk unſichtbarer Affen, das ſchrille Kreiſchen von Papageien, doch Hunderte andrer, fremdartiger Stimmen miſchten ſich wechſelnd drein. Hier, an den Tropenküſten Braſiliens, drängte die Erde all' ihren Reichthum an buntem Gefieder zu unglaublicher Mannigfaltigkeit und Fülle zuſammen; in fabelgleicher Pracht und Form belebten Kletterſchwänze, Glanz- und Töpfervögel, Tukane, Trupiale und raſtlos hackende Anis das Gezweig; Colibris umſchwärmten die Blumenkelche wie flatternde Juwelen. Grüne und goldfarbige Baumſchlangen hingen ſchaukelnd zwiſchen dem Lianengeflecht von Aeſten herunter, ein rieſenhafter gelber, gefleckter Waran überkreuzte, gleich einer Kupfernatter fauchend, den Weg und verſchwand im Dickicht. Die Luft durchſurrten und durchblitzten zahlloſe ſchießende und ſchillernde Inſecten, immer maſſenhafter anwachſend,

je höher die Sonne aufſtieg. Nur ein paar Stunden von der großen Stadt entfernt war's und nur ein winziges Fleckchen der ungeheuren Weite Braſiliens, doch ſchon hier ſo überfüllt mit allem Zauber der Tropenwelt, daß jede Phantaſie an der Vorſtellung noch größeren Reichthums erlahmen mußte.

Ja, überwältigend, Auge und Ohr verwirrend, und alles namenlos für Alf Overbek.

Und dennoch, ein noch leuchtenderes Wunder erwartete ihn. Der Waldrand wich einmal etwas zur Seite, und eine kleine baumlos-leere Fläche breitete weißes, nacktes Felsgeſtein aus. Blendend flammte von dieſem die ſchon hoch vormittägige Sonne zurück, und unvorgeſehen plötzlich ſtob es von einem feucht überrieſelten Fleck vor dem Fuß in die Höh, ein Geflatter, wie wenn der Himmel in Stücke zerreiße, die gaukelnd durcheinander taumelten. Doch noch weit wunderſamer als das leuchtendſte Aetherblau wirbelte es vor dem Blick; wohl mehr als ein Dutzend der prachtvollſten und rieſigſten Morphiden-Falter, Neoptolemus, Cypris, Menelaus, hatten ſich aus ihrer gewohnten Flughöhe herabgeſenkt und, ihren Durſt zu ſtillen, hierher zu Boden gehockt. Kaum vermochte das Auge es zu faſſen, alle Schwingen erſchienen wie aus Saphir, mit iriſirendem Azurſchmelz überſchüttet,

eine Glanzespracht, an die kein Wettbewerb auf dem Erdrund mehr herankam. Mit einem Schrei flog's von den Lippen Alf Overbek's: „O könnte Maud das sehn!“ er stand betäubt, sah wie mit Traumaugen auf die weit mehr als handgroßen Falter. Sie jagten in die Luft, schossen im Zickzack davon, wendeten sich, kamen segelnd und schwebend zurück, herunter und ließen sich wiederum an dem Quellbruch nieder. Da saßen sie, die metallisch blaublitzenden Flügel weit ausspannend, bei einer Regung nun dort nun hier von Opalschiller und Regenbogenfarben überspielt. Jetzt rief Alf seiner Begleiterin zu, still zu stehn, denn sie ging vorwärts und drohte, den märchenhaften Anblick zu verscheuchen. Sie verstand ihn, doch erwiederte: „Was siehst Du dran? Solche blaue Schmetterlinge haben wir bei uns auch.“ Aber nach seinem Wunsch hielt sie an, pflückte sich einen Halm und zog ihn über ihre Unterzähne hin und her, deren Rand etwas von einer ganz feinen Säge besaß, sodaß die Reibung den Halm durchschnitt. Heid Wilbet nahm kein Interesse an den Faltern, wie überhaupt nicht an dem Pflanzen- und Thierleben der fremden Natur, die sie umgab. Sie war mit hierherauf gestiegen, weil Alf nicht ohne sie gehn gewollt, doch seitdem der breite Weg ein Ende ge-

nommen, hatte ſie nur behutſam darauf geachtet, daß keine Giftſchlange, von denen ſie Uebles gehört, vor ihrem Fuß ſei, und auch ſonſt ging ihr Blick manchmal mit einem ſuchenden Ausdruck umher.

Im Kopf Alf Overbeks aber hatte plötzlich lang Vergangenes mit aller Macht die Herrſchaft zurückgewonnen. Er war wieder ein Knabe geworden, der in dieſer Stunde nichts dachte und ſah, als die leuchtenden, leichbeſchwingten Tropenwunder, die ihn umflatterten. Da gerieth über die Felslichtung hin Neues ihm vor den Blick, aus der Entfernung nicht erkennbar, einer Schneeflocke oder einer beweglich umherſchwebenden Lilie ähnlich. Ein Weißling von unglaublicher Größe mußte es ſein, und Alf eilte über das heiße Geſtein drauf zu. Doch der rätſelhafte Falter verſchwand hinter buntfarbig blühenden Sträuchern, tauchte ſchimmernd wieder auf und taumelte weiter. Cacteen verſperrten dem Nachfolgenden mit dichtem Stachelgeflecht die Richtung, nöthigten ihn, ſie ſeitwärts zu umholen; er rang ſich durch Gebüſch und Gräſer, die ihm über den Kopf zuſammenflutheten. Aber Glück begünſtigte ihn, denn er gewahrte den flüchtigten Gaukler wieder vor ſich, und endlich ließ dieſer ſich auf einer purpurnen Orchidee nieder und ſchlug die Flügel weit auseinander. Auch ein

Morpho war's, Laërtes. ein Nahverwandter der azurenen Rieſenfalter, doch fleckenlos weiß und von dem Schmelz ſeiner Fittiche einem Strahlenſchein aufwerfend, als ob auf ihnen Opal- und Perlmutterglanz durcheinandergemiſcht ſeien. Wie in einer ſtummen Andacht ſtand der Betrachtende davor; da ſchwang der Laertes ſich wieder auf, und die Sonne warf ein Goldnetz über ihn, das ihn verſchlang. Doch nun kam ein neuer beflügelter Zauber, wie aus Smaragd und Amethyſt durch die glühende Luft daher —

Dann beſann Alf Overbek ſich plötzlich einmal, Heid befand ſich nicht bei ihm, er hatte nicht an ſie gedacht, wo war ſie geblieben? Weiter unten wohl, wo ſie die blauen Morphiden getroffen, dort ſtand ſie ihm zuletzt vor'm Geſicht, den Halm zwiſchen ihren Lippen hin und her bewegend. Er mußte zu ihr zurück und ging abwärts; doch aus welcher Richtung war er hierher gekommen? Sein Eifer bei'm Herauf-ſteigen und Durchbrechen hatte kein Merkmal bewahrt, und ſo tauſendfältig verſchieden alles war, ſah doch alles ſich auch ähnlich. Er rief ihren Namen, aber der Ruf verhallte matt in der üppigen Wildniß, und es kam keine Antwort. Offenbar ging er unrichtig, denn er fand die Felslichtung nicht wieder. Er dachte nach; das Einzige blieb, zum Thalgrund an den

Waſſerlauf hinunter zu ſteigen und von dieſem aus die Stelle wieder zu ſuchen, nach der ſie emporgelangt waren.

So that er's, doch Hemmniß um Hemmniß ſtellte ſich ihm entgegen, das er mühſam überwinden oder umbiegen mußte; es dauerte lange, bis er das Rauſchen des Waſſers unter ſich hörte. Und grad' wie er's erreichte, war's, als löſche mit einem Schlage der Tag um ihn aus. Nicht vom Einbruch der Nacht, die nächſte Minute offenbarte den Grund der jähen Verdunkelung. Die Nachmittagszeit war herangekommen, und aus ſchwarzer Wolkendecke brach mit ungeheurer Wildheit das tägliche Gewitter herunter. Ohne Unterlaß ziſchten die blendenden Schwefelblitze, knatterte, krachte und rollte der betäubende Donner; alle Waldſtimmen ſchwiegen, alles Leben duckte ſich unter Schutz. Einigermaßen bot ein Ueberhang auch Alf einen ſolchen dar; die Luft völlig in Waſſer verwandelnd, ſchoß um ihn praſſelnd der Tropenregen nieder, in wenig Augenblicken ſchwoll der friedliche Bach empor, ſteigerte ſich von Minute zu Minute höher zu ſchäumend tobender Wuth. Die Erinnerung mußte Alf anfaſſen, daß er bei ſolchem Wetterſturz, nur nach deutſch verringertem Maß, mit Heid Wilbet zuerſt unter der Buche am See geſtanden; dort hatte

das erſte Zucken und Flackern eines unbekannten Gefühls in ihm begonnen, das Tag um Tag ſtärker, übermächtig angewachſen. Nur heut', hier im Urwald war es eine Weile aus ihm fortgewichen, von der Gewalt der fremden Natur überdrängt, aber nun kam es in ſtrömenden Wogen zurück. Heid befand ſich nicht neben ihm, wie damals; wo war ſie? Hatte ſie auch eine ſchützende Unterkunft gefunden? Angſt um ſie ſtieg in ihm auf, höher und höher, und doch konnte er nicht fort, nach ihr zu ſuchen, ſtundenlang, ein Zurechtfinden in dem ſinnverwirrenden Herabwüthen des Wolkenbruchs fiel unmöglich. Doch endlich nahm dieſer ein Ende, nicht allmählich ſich ſchwächend, ſondern faſt ebenſo plötzlichen Abbruchs, wie er gekommen, und Alf ſtürzte davon. Jetzt gelang's ſeinem vielgeübten Blick, die Stelle wieder zu erkennen, von der ſie zu der Lichtung hinangeſtiegen, und bald fand er auch dieſe. Das weiße Geſtein lag nun regennaß und leblos, kein Saphirfalter wiegte ſich drauf, doch auch kein Namensruf Heids erhielt eine Antwort. Sie war nicht mehr hier; vermuthlich hatte ſie das Gewitter früher heraufziehn gewahrt und ſich auf den Rückweg zur Stadt begeben. Es blieb Alf nichts andres, als ihr nachzufolgen, vielleicht wartete ſie unterwegs auf ihn. Siegreich brach die Sonne

wieder hervor, und er lief zum Capibaribe abwärts, durch das erweiterte Thal auf dem breiteren Weg fort. Sein Oberkörper hatte ſich ziemlich trocken bewahrt, doch ſeine Beinkleider waren von den regenſchweren Blättern und Halmen am Boden durchnäßt und ſeine Stiefel dicht mit Erdſchmutz überdeckt.

Unterwegs indeß traf er Heid nicht an, immer beängſtigter ſchlug ihm das Herz, ſie war wieder zu ſeinem einzigen, ihn ausfüllenden Gedanken geworden, und immer ſchneller eilte er. Trotzdem brach, faſt ohne Uebergang, das Nachtdunkel ein, eh' er zur Stadt gelangte. In ſeiner Aufregung hatte er vor dieſer einen falſchen Weg eingeſchlagen, befand ſich plötzlich, ſtatt zu der Poſada zu kommen, in den von hängenden Laternen nur kärglich erleuchteten Straßen von Recife. So mußte er in einem Halbkreis zum Gaſthof zurück; dabei war's ihm einmal, als ſehe er in einiger Entfernung, von ſchwachem Lichtſchein angehellt, Heid vor einem Hauſe ſtehen, ſo daß er ohne Beſinnung laut ihren Namen rief. Doch ſie war's nicht, die Geſtalt verſchwand gleich darauf in einer dunklen Seitengaſſe, und ſie konnte es auch nicht geweſen ſein, denn eine andere, die eines Mannes, hatte neben ihr geſtanden und mit ihr geredet. Athemlos lief Alf, bis er die Poſada erreichte, aber die Zimmer waren leer, Heid nicht

eingetroffen. Als fahre ein Blitzſtrahl auf ihn, ſtand er irrbetäubt; ſie mußte ſich in der Wildniß verirrt haben, noch im nächtigen Wald ſein.

Dann jedoch brach ein Schrei der Erlöſung aus ſeiner Bruſt, denn ſie kam, ſtand plötzlich vor ihm da. Lachend antwortete ſie auf ſeine haſtigen Fragen; ſie hatte vergeblich lange auf ihn gewartet, wie er den Schmetterlingen nachgelaufen, dann ſich Schutz vor dem Gewitter geſucht und danach auf den Heimweg gemacht. So hätte er ſie jedenfalls auf der breiten Straße eingeholt, wenn er nicht falſch abgebogen und in's Innere der Altſtadt gerathen wäre, denn ſie kam erſt in dieſem Augenblick gradeswegs zurück. Ihr Unterſchlupf mußte ſie vortrefflich geſichert haben, an ihrem Kleide war bis zum Saum hin keine Spur von Näſſe zu bemerken, und ſelbſt ihre Schuhe zeigten ſich ſo trocken und rein, als ob ſie garnicht in den Regen gekommen, ſondern ſchon vor dem Ausbruch deſſelben nach Hauſe gekehrt ſei. Doch ſie war von der ungewohnten Mühſal des Tags ſehr ermüdet, begab ſich gleich in ihre Stube, um ſich zu Bett zu legen, und der Riegel ſchloß ſich klirrend hinter ihr. Auch Alf Overbek verſank raſch in Schlaf und Traum, der ihm anfangs die Erlebniſſe und bunten Wunder des Tages zurückbrachte. Aber wie das Unwetter

ausbrach, überfiel es ihn nicht im tropiſchen Wald, ſondern unter der Buche am ſtillen Landſee; und durch einen Hagelvorhang erhellte ein Blitzſtrahl ihm ein Sekunde lang die weiße Geſtalt Heid Wilbets, die aus der ſchwarzen Au heraufgekommen. Und wie er am Morgen erwachte, klopfte ſein Herz ihm in fiebernd haſtigen Schlägen, jene weiße Geſtalt liege, wenige Schritte entfernt, ſchlafend dort nebenan, nur durch die verriegelte Thür von ihm getrennt. Gleich einer ſchon halbverblaßten Erinnerung war der fremde Zauber der Natur drüben in dem Bergen in ihm ab-abſchwunden, und die Welt enthielt nichts für ihn als Heid Wilbet.

Doch verweilte er am Morgen nur kurz mit ihr zuſammen, denn gewohnheitsmäßig nach dem nur geſtern ausgeſetzten Vormittagsbrauch nahm er ſeinen Hut zu einem Fortgang. Sie fragte, wohin er wolle, und er antwortete, wie täglich zu dem deutſchen Geſchäftshaus. Nun zuckte ſie die Schulter: „Wozu? Es kommt doch nichts mehr.“ Aber dann fügte ſie nach: „Natürlich iſt's nöthig, daß Du gehſt; gieb mir Deine Börſe ſo lang, ich habe geſtern meine Strümpfe verdorben und muß ein paar andere kaufen.“ Er gab ihr den gehäkelten Beutel, der nur noch eine letzte Goldcoroa und ein paar Milreïsſtücke enthielt;

dann verließ er das Haus, und raſch nach ihm that ſie das gleiche. Sie ging in die Altſtadt, und in der Straße, in welcher am Abend vorher Alfs Augen ſich getäuſcht und ſie ſtehen zu ſehn vermeint hatten, trat ſie in die Thür eines Hauſes; ſie mußte dort ihren Einkauf machen wollen.

Nach einer Stunde etwa kam Alf Overbek durch die dichtbelebte Straße zurück und gewahrte auf nicht weite Entfernung Heid ihm entgegenkommen. Er glaubte, ſie müſſe auch ihn ſehen, doch traf dies nicht zu, denn ſchnellgehend bog ſie um eine Ecke. Aber er lief ihr nach, holte ſie ein und legte von rückwärts die Hand auf ihre Schulter. Sie drehte ſich und ſah ihm wie mit abweſenden Gedanken in's Geſicht, als ob er ihr fremd ſei, bis ſie ſagte: „Du biſt's? Was willſt Du?“

Seine Hand griff in die Bruſttaſche. „Ich habe etwas bekommen, es ſei ein Wechſel darin.“

Faſt gleichgültig ſprach er's, Heid mit ſeinem Blick umfaßt haltend, die den ihrigen auf einen von ihm hervorgezogenen Papierumſchlag niederſchoß und ausſtieß: — „Du haſt —? Wie viel iſt's?“

„Ich habe nicht nachgeſehn.“

Sie zog ihm mit einem Ruck den Umſchlag aus der Hand, den ſie aufriß. Ein Hamburger Wechſel

lag darin, auf ſechstauſend Coroas, an Alf Overbek in Pernambuco zahlbar, ausgeſtellt. Tamo Fleming hatte bewahrheitet, was er Alf geſprochen, und dieſem, ſeinem Verlangen gemäß, ſein väterliches Vermögen ausgehändigt.

Nun lachte Heid Wilbet hell auf: „Du biſt zu drollig, nicht einmal nachzuſehn, was Dein Onkel Dir geſchickt hat. Komm laß uns nach Haus, ich habe nichts mehr zu beſorgen und nichts aus Deiner Börſe gebraucht. Da iſt ſie.“

Sie hängte ſich in ſeinen Arm, und miteinander gingen ſie in ihre Wohnung. Dort ließen ſie ſich auf die halb zerſpliſſene Rohrbank nieder, Heid ſaß ſtumm mit einer ſchmollenden Miene, daß Alf fragte, was ſie habe. Sie erwiederte: „Nichts“ und noch einmal ebenſo. Doch zuletzt gab ſie auf ſein Drängen Antwort: „Du liebſt mich nicht — Du haſt mir heut Morgen keinen Kuß gegeben. Oder warſt Du noch verſchlafen?“

Vorwurfsvoll, mit einem ſchmerzlichen Ton kam's ihr vom Mund. Er entgegnete etwas, daß er geglaubt, ſie zürne ihm, weil er ſie geſtern im Wald allein gelaſſen, um den Faltern nachzujagen, und ſie habe deshalb ihn heut' nicht küſſen wollen. Da flog ſie beglückt auf und ſetzte ſich auf ſeine Knie: „O wie

närriſch ſind wir beide, Du, daß ich Dir zürnen könnte, und ich, Du könnteſt mich nicht lieb haben, die alles für Dich hingegeben, um Dir hierher in's fremde Land zu folgen!“ Ihre Arme ſchlangen ſich um ihn, und ſie küßte ihn, athemberaubend, wie Feuer floß es ihm von ihren Lippen durch's Blut. Dann ſprang ſie einmal von ihm fort: „So erſtickend heiß iſt's!“ Sie trat in ihr Zimmer hinüber, doch kehrte gleich in veränderter Erſcheinung zurück, denn ſie hatte ihr Oberkleid abgelegt, und ihre entblößten Schultern leuchteten wie Alabaſter über dem Mieder. So nahm ſie ihren Platz auf Alf Overbeks Knien wieder ein, und auch ihre Lippen ſuchten ſogleich wieder die ſeinigen. Sie wiegte ſich an ſeiner Bruſt wie eine ſich hebende und ſenkende Welle und doch zugleich wie eine verbrennende Glutwoge. Beſinnung und Bewußtſein verließen ihn, ihr Mund preßte ſich auf ſein Ohr und hauchte: „Es geht nicht länger — wollen wir Hochzeit halten? Warum martern wir uns?“

Da ſaß er allein, ſie war wieder fort, in ihre Stube hinüber. Irrbetäubt ſah er ihr nach, ſein Ohr horchte fiebernd auf, kein Ton erſcholl. Taumelnd raffte er ſeine Kraft zuſammen, an ihre Thür zu ſchwanken. Sie hatte den Riegel nicht vor-

geſchoben, doch nun klirrte er vom plötzlichen Stoß, und Heid Wilbets Stimme klang hindurch: „Ruhe Dich aus — dann wollen wir gehn, nach einem Prieſter zu ſuchen, daß ich Deine Frau werde.“

Einer Ohnmacht nah legte er ſich hin, vor ſeinen Augen kreiſten um ihn die Wände, wie in ſeinem Kopf flammenhaft aufzüngelnde und gleich Irrwiſchen tanzende Phantaſien. Eine dumpfe Empfindung war in ihm, daß er einen leiblichen und geiſtigen Zuſtand, in den er gerathen, nicht länger mehr ertragen haben würde, ſein Gehirn ſei im Begriff geweſen, in's Wanken zu kommen. Wie Einer, über dem Brandungswogen heiß erſtickend zuſammenſchlugen, hatte er mit letzter Kraft gerungen, gefühlt, daß er untergehe, nur noch um wenige Schritte vor der Grenze des Irrſinns geſtanden.

Doch nun war es vorbei, Heids rettende Hand hob ihn aus dem Verſinken herauf. Er konnte wieder athmen, das Herz drohte nicht mehr, ihm mit jedem Schlag die Bruſt auseinander zu ſprengen. Sie wollte ſeine Frau werden.

Bei allem, was er um ſich hörte, klangen dieſe Worte ihm im Ohr fort, er dachte nichts andres bei allem, was er that. Doch eigentlich brauchte er kaum etwas zu thun, denn Heid Wilbet dachte und handelte

für ihn. Sie war in den zwei Monaten des Portugieſiſchen für den nöthigen Gebrauch vollkommen mächtig geworden, ſo daß ſie bei allem für ihn eintreten konnte. Nach ihrer Anweiſung ließ er ſich den Wechſel auszahlen und gab den Haupttheil der Summe bei einer Bank in Verwahrung. Sie ſuchte einen Sacerdote auf, der nicht nach Documenten fragte, ſondern ſich für eine gute Spende in den Opferſtock der Kirche bereit erklärte, die Trauung zu vollziehen; es war nicht mit übermäßiger Schwierigkeit verknüpft, in Braſilien einen derartig gefälligen und an einem Liebespaar theilnehmenden Prieſter ausfindig zu machen. Auch feſtliche Kleidung zur Hochzeit beſorgte Heid für ſich und für Alf; eine beſſere Wohnung zu miethen, verſchob ſie bis nach der Hochzeit, denn ſie hatte jetzt Eile, dieſe ſo ſchnell als möglich zu veranſtalten. Daß gleichfalls in ihr Leidenſchaft drängte, gaben Blick und Weſen an ihr kund; dieſelbe glühende Sonne, unter der ſie ſich jetzt befand, hatte auch auf ihren Urſprung niedergeflammt. Doch Heid Wilbet war Herrſcherin über ſich; ſie gab und gewährte Alf Overbek, was eine Braut ſo nah vor der Hochzeit wohl durfte und mußte, aber der Riegel verſchloß ſtets ſorglich ihre Thür.

Und nur ein paar Tage vergingen ſo, bis alles in Bereitſchaft war. Die Trauung ſollte nach der Tageshitze gegen Abend ſtattfinden; die beiden nahmen in einem vornehmen Gaſthof ihre „Comida“ ein, doch nach Beendigung derſelben war es noch zu früh, in die Kirche zu fahren, und in das Zimmer, das Heid droben gemiethet hatte, wollte ſie nicht zum Abwarten mit Alf hinaufgehn. Sie hatte zu oft ihr Weinglas geleert und ihr war's zu heiß im geſchloſſenen Raum; ſie verlangte danach, im Freien zu ſein. So beſtiegen ſie einen kleinen, ſchnell hinfliegenden Wagen und ließen ſich nach einem öffentlichen Garten fahren, der eine Fülle ſeltener Tropengewächſe enthielt und unter ſchattenden Bananen- und Palmendächern da und dort in Käfigen beſondere Sehenswürdigkeiten der braſilianiſchen Thierwelt barg. Drückende Schwüle herrſchte noch, und ſie wanderten langſam unter den Bäumen des faſt menſchenleeren Gartens umher; Heid hielt eine Hand Alf Overbeks gefaßt, ihre Finger preßten ſich ab und zu mit einem heißen Druck um die ſeinigen zuſammen und löſten ſich leiſe wieder von ihnen. Nur Töne ſchollen ringsum, Affengeſchrei und das Gekreiſch an Stangen hängender grellfarbiger Araras und Sittiche; die Säugethiere lagen zumeiſt hinter ihren Gittern in

einem Winkel ſchlafend hingeſtreckt oder zuſammengerollt. Regungslos ruhte ſo auch das größte der Thiere, das die beiden antrafen und vor deſſen Käfig ſie ſtehen blieben. Ein Puma war's von herrlicher grauer, in's Silberne ſpielender Farbe, die ſeine Benennung als „Silberlöwe" rechtfertigte. Mit übernickenden Lidern lag er, einen ſanften, einſchmeichelnden Anblick bietend, wie leblos am Boden, der Gliederbau nur verrieth wundervolle Geſchmeidigkeit und Kraft. Aber plötzlich bei einer Vorbeugung Alfs ſchnellte er ſich mit einem Satz in die Höh, in unglaublicher Wildheit gegen das Gitter anſpringend und in dies ſeine Tatzen hineinſchlagend, daß der Käfig und die Erde darunter zitterte. Ein prachtvoll von der Natur gebildetes lechzendes Raubthier war's, eine lauernd grauſame Katze, die eine Beute packen zu können geglaubt hatte.

Unwillkürlich fuhr Alf Overbek, jäh erſchreckt, zurück, während Heid Wilbet ohne mit der Wimper gezuckt zu haben, ſtand und nur lachend fragte: „Glaubteſt Du, die Trallen hielten nicht?" Doch nicht die Vorſtellung einer Gefahr hatte ihn entſetzt, etwas andres war's geweſen, das ihn mit einem Grauſen durchfahren, ein grün aus dem Augengrund des Cuguars aufgefunkelter Lichtwurf. Warum, wußte er

ſich nicht zu ſagen, aber ein kalter Schauder hatte ihn daraus angefaßt.

Allmählich füllte der Garten ſich auch mit andren Beſuchern, der Tag ſank und die Hitze ſchwand mit ihm ab. Es ward Zeit für die Beiden, nach ihrem Wagen zurückzukehren, der ſie gradeswegs zu der kleinen Kirche brachte. Niemand befand ſich in dieſer, als der ſchon wartende Prieſter und zwei von ihm beſtellte Trauzeugen, die das Brautpaar hier zum erſtenmal ſahen, doch für ein Milreïsſtück bereit waren, als geſetzmäßige Beiſtände zu dienen und mit ihren Namen die Heirathsurkunde zu beſtätigen. Das Dunkel brach ſchon ein, raſch vollzog der faſt zerlumpt bekleidete Sacerdote vor zwei angezündeten Kerzen eines kleinen Seitenaltars die Trauung und nahm danach die feſtgeſetzte Spende für den Opferſtock in Empfang, gefällig das junge Paar der Mühwaltung überhebend, dieſen ſelbſt im Winkel aufſuchen zu müſſen, um die Kronen hineinzuthun. Keine Viertelſtunde war vergangen, als nicht Heid Wilbet, ſondern Heid Overbek die Kirche wieder verließ und der Wagen die ehelich Verbundenen nach dem Gaſthof zurückführte. Hier harrte ihrer eine reichbeſtellte Hochzeitsmahlzeit, während der Alf einmal bei einem Ton zuſammenfuhr und den Kopf in die Richtung

desſelben wandte. Ein Aufwärter hatte den Draht einer Champagnerflaſche abgelöſt, und der Kork ſchnellte mit einem Knall zur Decke empor. Die Augen Alf Overbeks ſahen ihm nach, einen Moment gaukelte eine wunderliche Sinnestäuſchung des Geſichts und Gehörs vor ihm, als ſei der Pfropfen in grünes Buchenlaub hinaufgeflogen und ein leichtes Raſcheln der Blätter klinge draus herunter. Da hielt ſeine Frau ihm ihr überſchäumendes Glas entgegen und ſtieß es an das ſeinige. Sie tranken, und andre Gläſer folgten; in einem prachtvollen lichtgrauen, ſilbern perlenden Seidengewand ſaß Heid gleich einer jungen Condeſa oder Marqueſe, ein mit blitzenden Edelſteinen beſetztes Goldband umglitzerte ihren entblößten Hals. Noch nie war ihre Schönheit ſo zauberiſch hervorgetreten, ein wundervolles Gebilde der Natur. Dem trunken auf ihr haftenden Blick Alfs erſchien ſie manchmal beinah fremd, als ein ungläubiger Traum, daß ſie ſeine Frau ſei; er zagte faſt, ihre Hand zu faſſen.

Doch die Anſpannung des Tags hatte ſie früh ruhbedürftig gemacht; als die Champagnerflaſche geleert war, richtete ſie ihre Augen in die ſeinigen und fragte, die Lippe leicht über die ſchimmernden Zähne aufſchürzend: „Biſt Du auch müde?“ Dann war ſie aufgeſtanden und ging, und er folgte ihr nach; ſie

fürchtete ſich jetzt nicht mehr, die Treppe nach oben hinanzuſteigen, vor ihm kniſterte und rauſchte die Seide ihres Kleides. Ein elegant ausgeſtattetes Gemach empfing die Ankömmlinge; Alf Overbek ſah umher. In ſeinem Kopf kreiſte alles verworren rund, er war zu jedem Denken unfähig, ihm kam nur mechaniſch die Frage vom Mund: „Iſt dort mein Zimmer?“ Seine Hand deutete nach einer Thür; Heid drehte ſich um und erwiederte, ihn anblickend: „Es gab nicht mehr — morgen, wenn Du willſt — heut' haben wir nur dieſes.“

* * *

Drüben aber im Hafenſtädtchen an der Oſtſee kamen und gingen die Tage nach ihrer ſtätigen Weiſe. Sie wurden zu Jahren und brachten und nahmen; Neues erſtand und Altes verging. Das Abbild des bunten Geflatters über der Blüthenwieſe, das Tamo Fleming im Getriebe des Menſchenlebens gewahrte, endete nie, ſchien immer unverändert zu bleiben. Nur wer genauer in das Getümmel hineinblickte, ſah, daß gemach die abgeſtäubten Falter des erſten Frühlingsfluges ihre Zahl verringerten und friſch auftauchende Gattungen ſich in dichterer Menge von Individuen

drängten. Jedes derſelben verfolgte beſtändig und eifrig einen Zweck, war von deſſen Wichtigkeit erfüllt. Aber dem Auge, das über die wechſelnd-bleibende Geſammtheit hinging, konnte manchmal die Empfindung kommen, das Ganze treibe ſich als etwas Zweckloſes im immer erneuten Kreiſe umher.

Höher wuchſen die Stämme im Fleming'ſchen Garten auf, und weiter ſchattend breiteten ſie ihre Laubkronen aus. Friedlich, wie ſchon ſeit mehr als zwei Jahrzehnten jetzt, lag zwiſchen ihnen das Haus, das gegen jeden Ton der Zwietracht und ſcheelſüchtigen Alltaggeredes gefeit war. Still und gleichmäßig behütete die Frau Sonnenſchein das Leben auf dem heimlich von der Umwelt abgeſchloſſenen grünen Inſelreich.

Nur einmal noch war Barbe Fleming anderer Meinung geweſen als ihr Mann, wie der Brief Alf Overbeks aus Plymouth eingetroffen. Sie hatte ihm nicht ſein väterliches Vermögen zuſtellen laſſen wollen, weil ſie die Hoffnung hegte, wenn er mittellos in der Fremde geworden ſei, werde er zur Heimath zurückkehren. Aber Tamo Fleming erwiederte: „Nach dem Geſetz könnt' ich es ihm verweigern, bis er mündig geworden, doch vor mir ſelbſt nicht. Ich übergab ihn ſich ſelbſt, und was ich ihm geſprochen, muß ich er-

füllen. Wen Liebe nicht hält, den bindet kein Zwang; führte der ihn zurück, ſo brächte es weder ihm Gutes, noch uns. Es iſt anders geworden, als wir gedacht, doch Geſchehenes läßt ſich nicht ändern. Ich weiß nicht, ob wir ihn verloren haben, aber ich weiß, wenn wir mit Gewalt ſeinen Willen zu brechen ſuchten, ſo würden wir ihn verlieren. Es gab eine ſchöne Zeit, in der wir ohne ihn waren, ſeiner nicht bedurften, um glücklich zu ſein. Die Zeit iſt wiedergekommen, und wir müſſen danach trachten, deſſen was dazwiſchen geweſen, nicht zu gedenken.“

Im höchſten Maße thöricht und auch vollſtändig unverantwortlich hätte ſowohl jeder energiſche Handhaber häuslicher Zucht und pflichtmäßiger Moral, wie jeder berufene Pädagog ſolche Anſchauung und Handlungsweiſe einem mißrathenen jungen Menſchen gegenüber genannt, doch Frau Barbe hatte damals nichts mehr auf die Antwort ihres Mannes entgegnet, ſondern nur ſich bemüht, den Gang der Tage danach zu geſtalten. Alf zu vergeſſen, fiel ihr zwar nicht möglich; eng verſchwiſterten ſich mütterlich tiefinnigſte Empörung und Schmerz in ihrem täglichen Gedenken an ihn. Doch über ihre Lippen kam von beiden kein Ton, für die andern verſchwieg ſie's. Und dieſe thaten das gleiche; nie war von Alf Overbek die

Rede. Er ſchien wirklich im Hauſe vergeſſen, als ſeien die Jahre, die er darin verlebt, nur ein Traum geweſen.

So trachtete jeder danach, für die ihn Umgebenden den täglichen Lebensgang beglückend wie ehemals zu geſtalten, aber das alte Glück des Hauſes hatte doch ein anderes Geſicht gehabt und andere Geſichter wahrgenommen. Wohl zeigten dieſe ſich liebreich und zu frohſinnigem Ausdruck befliſſen, wenn ſie zuſammenkamen, doch im letzten Grunde ihrer Augen lagen Schatten verborgen, die auch vor der hellſten Sonne nicht wichen. Und wenn die Hausbewohner auseinandergingen, wuchſen die Schatten zwiſchen den Lidern hervor und breiteten ſich wie dämmernde Nebel über die Züge der mit ſich allein Befindlichen.

Längere Stunden des Tags als früher ſaß Tamo Fleming in ſeine zoologiſchen Beſchäftigungen und Arbeiten vertieft; an ihnen war nichts verändert, von den Blättern des unermeßlichen Buches der Natur ſprach ihm noch immer das Gleiche, wie in ſeiner Jugend, im Kleinſten groß, als Unvergängliches anblickend und ruhevoll beſchwichtend. Es hielt ſich an ſeinem inneren Geſetz, täuſchte keine Zuverſicht. Nur Menſchen thaten dies; darin unterſchied ſich doch ihr Fluggetriebe von dem über dem bunten Blüthengrund.

Der ließ in der Wirklichkeit mit jedem Frühling wieder ſeine farbigen Kelche emporſchießen und das lebendige Getümmel drüber wogen, und oft blickte Tamo Fleming von ſeinem Fenſter her nachſinnend drauf hinunter. Ein Lebensaufbau, an dem er lange Jahre hindurch zukunftsfreudig mit dem Kopf und dem Herzen gearbeitet, lag zuſammengeſtürzt vor ihm da; die Berechnung des Baumeiſters hatte einen Fehler in ſich getragen, ſein Werk nicht die Stärke beſeſſen, gegen den Anprall eines Sturmes ſtandzuhalten. Und doch wußte er kein Fundament, dem ſich mit beſſerer Zuverſicht hätte vertrauen laſſen. Sein Denken kam immer zum ſelben Schlußergebniß zurück: Wenn die gleiche Aufgabe nochmals vor ihm ſtände, er würde den Bau wieder auf den nämlichen Grundſteinen beginnen.

Dann und wann erhielt aus ſeinem Munde Frau Barbe noch ihre alten Namen, doch ſeltener, nur ein unwillkürlicher Aufklang und Nachklang langer Gewöhnung ſprach daraus. Es war nicht mehr klug gehandelt, im ſtillen Hauſe mit ſcherzendem Wort an Nebel und Regenſtimmung zu mahnen, und allzu unberechtigt auch hätte es der Wirklichkeit widerſprochen. Wohl war's nur noch ein verhängter Sonnenſchein, der das Haus erhellte und erwärmte, aber er ging

vor allem von dem Bemühn und der Selbſtüberwindung Barbes aus. Sie bewährte, was Tamo Fleming einſt in einem Aufblick ihrer „ſpäten Mädchenaugen“ geleſen. Die Sonne darin hing nicht vom heitern Tag ab, ſie hielt auch im Sturmwetter und bei wolkengrauem Himmel aus.

Und wie jene Beiden ihr Trachten darauf richteten, das Gemüth der andern vor trübenden Schatten zu behüten, ſo that's Madlene. Sie wußte, daß die Welt fremd und kalt umher liege, eine Heimath für ſie nur in der Liebe ihrer Vaters und ihrer Mutter ſei, „die man allein auf der Erde nicht wiederfinden könne,“ und mit aller Kraft und Wärme eines jungen Mädchenherzens umſchloß ſie ihre Eltern. Auch ſie verhielt ſchweigſam den tiefen Kummer in ſich, den erſten, den ihr Leben kennen gelernt. Der Augenblick, der ihn ihr auf der Yacht Piebe Störs in die Bruſt hineingebracht, lag ſchon fern wie ein ſchreckensvoller Angſttraum hinter ihr, und doch, wenn ſie die Lider zuſchloß, ſtand immer noch greifbar deutlich Alf Overbek, den Arm um Heid Wilbet geſchlungen haltend, ihr vor dem Blick. Als ſie es damals ſo geſehen, war ſie ein Kind geweſen, und nur ein Inſtinctgefühl hatte ihr, gleich einem Stich, das Herz durchfahren. Jetzt wußte ſie, was es bedeutet habe;

wie es ſo geworden und geſchehen, blieb ihr zwar unerklärlich, und ebenſowenig begriff ſie, warum. Doch ihr Herzſchlag trug das Verſtändniß in ſich, daß er das Elternhaus heimlich verlaſſen und in die Fremde fortgeflohen ſei, weil er Heid Wilbet liebte. Denn ſie war kein Kind mehr.

Oft ſtand ihr auch das Bild des Mädchens aus der Stunde vor Augen, in der ſie es im Wald kauernd zum erſtenmal geſehen — wie dies, zurückgebogen, einer Otter ähnlich ziſchend und die Finger aufkrümmend, mit grünſchillerndem Blick ſich emporgerichtet — und ihr klangen die Worte Alfs im Ohr: „Glaubſt Du, ich fürchte mich vor Deinen Nägeln? Mit Katzen kann ich umſpringen.“

Auch in einem Traum hörte Madlene es ihn einmal ſagen. Da wuchs plötzlich Heid Wilbet zu einer rieſigen Katze an, warf ſich mit einem Sprung auf ihn, hielt Alf mit den Zähnen gepackt und ſchleppte ihn blitzſchnell in's Walddickicht fort. Mit einem todesbangen Blick rief er um Hülfe: „Maud!“ und ſie ſchrie auf: „Dolf!“ und fuhr ſinnverſtört aus dem Traum.

Seitdem blieb in ihr eine Empfindung, nicht er ſei vom Hauſe weggegangen, ſondern Heid Wilbet habe ihn fortgeſchleppt, um ihre Rachſucht an ihm zu

ſtillen. Doch er war ja weit ſtärker, als ſie, und wie ſie das können geſollt, begriff Madlene nicht. Der geſpenſtiſche Traum wirkte nur in ihr nach, daß ſie wachend noch dies Gefühl in ſich forttrug.

Völlig verändert war ihr Leben. Allein ging ſie auf den alten Wegen durch Feld und Wald bis auf die weite leere Haide hinaus. Im erſten Sommer, noch bis zum Herbſt war's ihr manchmal geweſen, als ſei Alf nur etwas ſeitwärts auf andrem Richtweg abgebogen und ſeine Stimme werde gleich durch den Buſch klingen, um ſich mit ihr zuſammen zu rufen. Doch als der Winterſchnee dazwiſchen gefallen und der Frühling wiedergekehrt, hatte dieſe Täuſchung ſie nicht mehr überkommen, lag nun lange hinter ihr abgeſunken. Wenn ſie von draußen nach Hauſe kam, ging ſie ihrer Mutter bei häuslichen Obſorgen zur Hand, ſetzte ſich danach zum Leſen, oder betheiligte ſich an den Beobachtungen und Arbeiten ihres Vaters. Das that ſie am Liebſten, und er verſtärkte den Antrieb dazu in ihr, ohne daß eine Abſicht dabei fühlbar ward. Sie hatte ſeine Art empfangen, die in der Thätigkeit Beſchwichtigung des Gemüthes fand. Er ſcherzte zuweilen mit ihr, ſie werde noch eine berühmte Zoologin oder Botanikerin werden und gelehrte Bücher verfaſſen. Aber ſie bildete ihm auch in Wirklichkeit

eine nützliche Gehülfin; ihr Blick war von ruhiger Sicherheit, ihr Denken klar und ihre Hand behutſam geübt.

Mit anderen, als ihren Eltern, kam ſie wenig zuſammen, nur hin und wieder kehrte ſie für kurze Dauer in der Eichenbuſchmühle vor. Sie trug kein Bedürfniß nach Unterhaltung und ſie beſchäftigte ſich mit andern Gegenſtänden und Gedanken, als Hedda Carſtens. Die beiden Mädchen hatten als Kinder wohl Aehnlichkeit der Art gezeigt, wenngleich Madlene von jeher eine feinere Prägung derſelben dargeboten, doch jetzt wichen ſie in der leiblichen Erſcheinung, wie im geiſtigen Weſen mehr und mehr voneinander ab. Körperlich unterſchieden ſie ſich im Ganzen etwa, wie es im Einzelnen ihre Haare thaten, deren kraftvolle hochblonde Fülle Hedda in ſtarken Zöpfen aufgeſteckt trug, während das Haar Madlenes zum Braun nachdunkelte und ihr in einer weichen Knotenverſchlingung auf den Nacken fiel. Doch ungleicher noch geſtalteten die fortſchreitenden Jahre das Weſen der beiden. Ganz die Tochter ihres Vaters, blieb Hedda Carſtens ein lebensfrohes Naturkind, immer heitern Sinn's, gutherzig, doch ohne tiefgreifende Empfindung; ſie ließ ſich nach ihrer beweglichen Munterkeit dem raſtlos in der Sonne von Blume zu Blume mit Glasflügeln

hin und her ſchießenden kleinen Tagſchwärmer ver=gleichen, den in der Falterſammlung Tamo Flemings die Etikette „Taubenſchwanz“ oder „Macroglossa stellatarum“ benannte. Madlene war ernſt und ſtill geworden; ein Lächeln ging ihr wohl einmal bei Scherzworten ihres Vaters leicht um die Lippen, aber ein lautes Lachen, wie in der übermüthig bewußtlos=ſeligen Kinderzeit, klang ihr nie mehr vom Mund. So hatten die beiden Mädchen wenig Gemeinſames; ſie verblieben äußerlich im alten Freundſchafts= und nahen Verwandtſchaftsbezug, doch unvermerkt gingen ſie innerlich weiter auseinander, ſuchten ſich ſeltener auf und fühlten gegenſeitig keine Entbehrung darin. Nur wenn Roloff Carſtens in den Univerſitätsferien heim kam, ward wieder ein Anklang der alten Zeit wach, denn er veranlaßte ſeine Schweſter, täglich mit ihm zum Fleming'ſchen Hauſe hinüber zu wandern, um Madlene zum Umherſtreifen in Wald und Feld abzuholen. Dann ſchloß ſie ſich ihnen an, es verdroß ihn, wenn ſie es unter einer Vorgabe vermied, und ſie wollte ihn nicht kränken, hatte auch ſein offenes, ein wenig ungeſchlacht=treuherziges Geſicht und Be=nehmen gern. Aus ſeinen Augen, dem Ton ſeiner Sprache ward ihr manchmal plötzlich etwas wach, ſtand Vergangenes wieder vor ihr da, wie zuweilen

ein Klang und ein Duft eine erloſchene Erinnerung lebensvoll aufweckt. Doch nannte ſie ihn nicht mehr „Rolf“, ſondern mit ſeinem vollen Namen, „Roloff“; die Abkürzung that ihr weh im Ohr. Er war ein gutbegabter und fleißiger Student der Medicin, ſchritt gleichmäßig vor und rückte von Semeſter zu Semeſter ohne Zaghaftigkeit ſeinem Examen näher; ſein Vater, wie Tamo Fleming ſetzten ruhige Erwartung in ſeine wiſſenſchaftliche und praktiſche Tüchtigkeit. Mit ſeiner Schweſter ging er nach alter Knabenart in Verbindung mit ſtudentiſcher Angewöhnung etwas burſchikos um, doch blickte ſie jetzt, wenn auch ohne es in Worten kundzugeben, mit einer gewiſſen Bewunderung zu ihm auf; er hatte mehrere Menſuren gehabt, trug ein paar Narben davon im Geſicht und ſtand im Ruf eines gefürchteten Schlägers. Madlene gegenüber nahm er ſich merklich mehr zuſammen, betrug ſich ſtets artig, hin und wieder faſt mit einem Anſtrich von Galanterie, die ihm ein bischen drollig ſtand. So erinnerten die gemeinſamen Wanderungen wohl an das ehemals Geweſene, aber nur wie ein Holzſchnitt ein farbenreiches Bild der Wirklichkeit nachahmt. Auch das Geſchwiſterpaar brachte nie auf Alf Overbek die Rede; da keine Nachricht von ihm eintraf, war's in der Eichenbuſchmühle nicht verborgen geblieben,

daß ſein Fortgang, wie es hieß zuſammen mit der Tochter Hille Wilbets, einen wunden Fleck im Fleming'ſchen Hauſe bildete, den ſie anfänglich mit ſchonender Abſicht nicht berührt hatten. Doch aus dieſer ward nach dem Gang der Dinge Gewohnheit; das Herbſtlaub fiel von den Zweigen und zerflatterte im Wind, man gedachte ſeiner nicht mehr, wenn die Bäume in neuem Blüthen- und Blätterſchmuck ſtanden. Gleicherweiſe brachten die Jahre auch neue Keimtriebe von Gedanken, Hoffnungen und Wünſchen in die Köpfe und Herzen, ſommerliche Lebenszeit war's für Roloff und Hedda Carſtens, und da niemals eine Kunde von dem alten Spielgenoſſen kam, verdämmerte ihnen das Gedächtniß an ihn. Roloff ging nach Ablauf der Ferien zur Univerſität zurück, ſein Antrieb fiel für Hedda weg, der eigne führte ſie nur dann und wann zu Madlene, und dieſe blieb gern für viele Monate wieder ihrem gleichmäßig ſtillen Leben mit ſeinen Beſchäftigungen allein überlaſſen.

Nur zur Großmutter Walburg begab ſie ſich häufig, um bei dieſer in der Dämmerſtunde zu ſitzen, und es war um eine Geſchlechtsfolge weiter eine Wiederholung davon, wie einſt Barbe ſo bei ihrer Mutter geſeſſen. Faſt weiß färbte ſich das Haar jetzt um den Kopf der Alten, doch kein winterlicher Anhauch, ſondern

eine ſchöne, milde Lebenswärme ging von ihrer Nähe aus. Sie drängte ihrer Enkelin keine Lehren des Alters auf, aber aus allem, was ihr über die Lippen kam, klang der nämliche Grundton, das Glück des Menſchen ruhe nur darauf, daß er Befriedigung in ſich ſelbſt finde. Und die trug ſie ſeit langen Jahrzehnten in ſich, Madlene wußte es jetzt, kannte die Vergangenheit ihrer Großmama. Walburg Carſtens hatte ihren Mann ſehr geliebt, doch beide waren heftiger, leidenſchaftlich aufbrauſender Natur geweſen und oft, zuletzt faſt täglich über Geringfügigſtes in erbitterten Streit gerathen. Sanft und gelaſſen ſtand Jilde daneben, und eines Tag's hatte es Walburg im Innerſten durchfahren, ſie ſei trotz ihrer großen Liebe keine beglückende Lebensgenoſſin für Carſten Carſtens. Er bedurfte, um glücklich zu ſein, einer Frau, die ihm nicht Trotz entgegenſetze, ſondern durch Sanftmuth ſeinem jähen Auflodern die Nahrung entziehe, daß es in ſich zergehe. Und ſein Glück ſtand ihr höher, als ihr eigenes; ſie fühlte, daß der Gedanke auch in ihm Zugang gefunden, doch er weiſe ihn von ſich ab, denn ſein ehrenhafter Sinn betrachte die Feſſel, mit der er ſelbſt ſich gebunden, als unzerbrechlich. Da hatte Walburg dieſe gelöſt, nach einem von ihr veranlaßten heftigen Auftritt ihm geſprochen,

ſie könne ſolches Zuſammenleben in täglicher Zwietracht nicht länger ertragen und müſſe ſich von ihm trennen. Doch er ſei nicht geſchaffen, allein zu bleiben, ſondern er ſolle Jilde an ihre Stelle treten laſſen. Unbeirrbar hatte ſie den Entſchluß gefaßt und ihn gegen ſeine Weigerung behauptet, bis ſie, ſich freundlich die Hände reichend, auseinander geſchieden, und das friedliche Glück war in der Eichenbuſchmühle eingekehrt und in ihr heimiſch geblieben zum heutigen Tag. Nur es mit eignen Augen anzublicken, ging über das Können Walburgs, und ſie verlangte, daß ſie das nicht müſſe. Aber die Blume, die einſt Barbe hin und wieder getragen, hatte eine ſtumme Sprache zwiſchen ihnen geredet. Den freudigen Bewohnern der Eichenbuſchmühle war im Herzen die Erkenntniß gereift, weshalb Walburg die Trennung herbeigeführt, und die Blume, die Carſten Carſtens ihr ſchickte, ſprach dankbar: „Das Glück, das Du für mich gewollt, iſt in meinem Hauſe.“ Und die Blume, die er von ihr empfing, ſagte: „Ich bin glücklich, Dich glücklich gemacht zu haben.“

Das freilich hätte Walburg ſelbſt viele Jahre lang wohl nur mit zuckenden Lippen hervorgebracht, denn in ihrem Herzſchlag lebte und bebte die Liebe für den freiwillig Verlorenen fort, vielleicht ſtärker noch, als einſt neben ihm. Aber wenn die Blume

Täuſchung ſprach, daß ſie glücklich ſei, eine ruhvolle Beſchwichtigung füllte ihr doch mehr und mehr mit Frieden die Bruſt, ſie habe nach höchſter Pflicht der Liebe gethan. Ihr Daſein beſaß nur noch eine Aufgabe, zu verhüten, daß ihre Tochter einmal ebenſo durch ungebändigtes Ueberwallen und Aufbrauſen das Glück ihres Lebens ſelbſt zerſtören könne. Solches Erbtheil vom Vater, wie von der Mutter her war bei Barbe wohl zu befürchten, und alles Trachten Walburgs ging darauf hinaus, ihre eigne Natur zu bezwingen und zu wandeln, um durch ein Vorbild immer ruhiger Milde die Gefahr eines derartigen Keimes in ihrem Kinde zu erſticken. Und als Tamo Fleming um Barbe geworben, hatte ſie ihn berathen, bei Zeiten jeder Anwandlung ſeiner Frau zu rechthaberiſchem Ungeſtüm vorzubeugen, und er war dem Rath nach ſeiner Sonderart gefolgt, indem er mit ſcherzendem Ernſt ſtets jedes leiſe Anzeichen im Geſicht Barbes mit dem Namen einer aufziehenden üblen Witterung belegt und abgeſcheucht, bis allein die wandelloſe „Frau Sonnenſchein“ geblieben.

Und nun, um eine Geſchlechtsfolge weiter, ſaß Madlene Fleming in der Stube Walburgs. Die milden Augen der einſamen alten Frau aber beſaßen noch einen ungetrübt-klaren, eindringenden Blick, und

ſie laſen in denen des Mädchens etwas, wovon dies ſelbſt kaum wußte. Und die Großmutter ſprach Madlene manchmal von der Geſchichte ihres Lebens, wie es ſein Glück und ſeine Befriedigung nicht in der Selbſtſucht eigner Liebe, ſondern darin gefunden, daß ſie ihren Mann neidlos einer Anderen überlaſſen, für die er größere Liebe empfunden. Denn er und ſie würden ein glückloſes Leben miteinander geführt haben, wenn ſie nicht den Muth und die Kraft zu ſolcher Erkenntniß und Entſagung beſeſſen hätte. Spätherbſtlicher Abend begann um Walburg Carſtens zu dämmern, und es war wohl begreiflich, das ſie, dem Erinnerungszuge des Alters nachgebend, der Jugend, die ihrem Blut entſproſſen, von ihrem fernen Frühlingsmorgen erzählte.

Noch ein andres Haus ſuchte Madlene oftmals auf, nachdem ſie es vor Jahren einmal zuerſt betreten. Damals hatte ihr Fuß zaudernd angehalten und ein Sträuben in ihr ſich dawider aufgelehnt, das ſie erſt überwinden gemußt, um den gefaßten Vorſatz auszuführen. Aber dann war ſie in die Hütte Hille Wilbets hineingegangen.

Dieſe wußte, welches Leidweſen durch ihre Tochter in das Fleming'ſche Haus gekommen, wenn ſie auch von dem, was Heid dem Mädchen gethan, das durch

die Thür eintrat, nichts ahnte. So machte ſie ſich auf Vorwürfe und Beſchuldigungen gefaßt, gegen die ſie ſich vertheidigen müſſe. Doch ihre Befürchtung war unbegründet; Madlene ſagte nur, ſie komme, weil ſie gehört, Frau Wilbet habe ihr Boot verloren und ſei dadurch in Bedrängniß verſetzt. Danach wollte ſie ſich erkundigen, und kein Anhauch herber Empfindung miſchte ſich in ihre Worte. Die Befragte ſtand zuerſt ſprachlos verblüfft, eh' ſie ſtotternd erwiedern konnte, daß ſie nicht wiſſe, woher ſie das Nöthigſte für ihren Lebensunterhalt nehmen ſolle, ſeitdem ſie kein Fahrzeug zum Fiſchfang mehr habe. Von dem Verluſt ihrer Tochter ſprach ſie nicht; die Zuhörerin mußte ein Gefühl überkommen, der ſei kein Verluſt für ſie, gereiche ihr eher zu einer Erleichterung über den des Bootes. Madlene ſetzte ſich in der armſeligen Stube auf eine Bank, ihr war's völlig anders zu Muth geworden, als bei'm Eintritt, und wie ſie freundlich weiter redete, brach Hille Wilbet einmal plötzlich in bitterliche Thränen aus. Schluchzend rang ſie danach aus der Bruſt, wie glücklich Frau Fleming ſein müſſe, ſolche Tochter zu haben, und wie jammervoll ihr eignes Leben durch ihr Kind geworden ſei. Aber ſie habe kein andres verdient — und ſie ſtand im Begriff, ſich ſelbſt anklagend und richtend, die Untreue ihrer

Jugend vom Mund zu bringen. Doch vor den fragend verſtändnißlos ihr entgegengerichteten Augen Madlenes verſtummte ſie, jäh abbrechend, bückte ſich und küßte und befeuchtete mit ihren Thränen die Hand des Mädchens, das ſo gütig zu ihr gekommen.

An dem Tage trat Madlene, nach Haus kehrend, mit einer Bitte zu ihrem Vater, und Tamo Fleming gewährte dieſe, ſtill nickend, ohne weiter zu fragen. Danach lag am nächſten Morgen ein kräftiges Boot am Uferpfahl vor der Behauſung Hille Wilbets, und ſie ruderte wieder zum Fiſchfang auf die See hinaus. Allwöchentlich aber kehrte ſeitdem Madlene einmal in ihre Thür ein, nie mit leerer Hand kommend, ſondern immer hatte ſie etwas gewußt, deſſen die ärmliche Wirthſchaft bedurfte. Doch wenn ſie fortging, war es nicht der Werth der Gabe, der Hille Wilbet die Augen mit feuchtem Glanz füllte. Die Güte Madlene Flemings preßte ihr wieder die Thränen hervor und der bittre Schmerz, daß durch ihre Schuld ihrem Leben nicht ſolche Tochter geworden.

Und der Wind ließ weißen Blüthenfall von den Zweigen herabregnen, er wirbelte braune Blätter um und er trieb Schneeflockenſchwall durch die Luft. Alles kam und ging und kehrte wieder; der graue Nebel, den über den braunen Ackerſchollen ſchwarze

Vögel krächzend durchflatterten, die reglos-todte Eisdecke über See und Au, und auf's neu ſich wiegende, ſummende Welle. Süße Frühlingsſonne weckte Anemonen, Lerchenſporn und Veilchen, Finkengeſchmetter füllte den lichtgrünen Wald. Ueber der Blüthenwieſe taumelte es von tauſend buntfarbigen Flügeln, Hochſommermondnacht warf ſilbernes Glanzgerieſel auf Land und Meer. Alles war oft ſo geweſen, jedes entſchwand nur, um nach einer Weile wiederzukommen, und dies Vorüberwechſeln war der Schritt des Lebens, deſſen Wegſpur nach rückwärts gleichmäßig verwehte. Flogen die Jahre vorbei oder ſchlichen ſie langſam dahin? Madlene Fleming erſchien es bald ſo und bald ſo.

Noch ſpät im letzten Dämmerlicht eines wie nicht endend langen Junitags ging ſie einmal mit einer kleinen Gabe zum Häuschen Hille Wilbets; als ſie aus der Thür zurücktrat, ſtieg der volle Mond im Oſten aus der See. Sie blieb am Strande ſtehn; linkshin glomm über dem Waſſer ein rother Schein durch die glanzweiße Nacht, Niels Iwerſen ruderte noch immer zur ſelben Stunde nach dem alten Steingeblöck hinüber. Abwärts zur Rechten flimmerte das erhellte Fenſter der Wirthſchaft zum ſtillen Butt; unverändert lag alles, wie Madlene es ſeit Kindheits-

tagen ſo geſehn. Sie athmete einige Male tiefer als ſonſt und wandte ſich und kehrte nach Haus.

Doch in Wirklichkeit war nur die Natur wandellos, und die Bauwerke aus Stein und Holz erſchienen eine Weile ſo, doch Fleiſch und Blut gehörte nicht zum unveränderlich Bleibenden. Für den Anblick nahm ſich wohl das Innere der Cajüte zum ſtillen Butt ebenſo wie vor einem Jahrzehnt aus; graublaue Rauchſchichten, aus denen Kalkpfeifen hervorſchimmerten, durchſetzten die Luft, Groggläſer dampften, und Jochen Mahn ſtand, pflichtgetreu mit den beweglichen Schlitzaugen umlugend, auf ſeiner Wacht; nur kam ihm die Frage: „Heiß Waſſer?“ etwas heiſerer aus dem Kehlkopf heraus, und ſeine Beine ſteuerten bedachtſamer dem auf's Trockne gerathenen Glaſe zu. Auch der Baron Mathias von Gapendorp ſaß in alter Weiſe auf ſeinem Platz, Lorenz Piper und Jakob Peper führten Makrelen und Häringe im Mund, der alte Knut wartete auf die Sündflut, und manch' andre den Holzwänden umher altvertraute Geſichter tauchten, wenn auch noch grauer und faltiger geworden, aus der harigen Luft. Doch F. M. von Aſpern war von der Adelskiſte abgeſchwunden, ohne daß es ihm vorher gelungen, die verloren gegangenen Familienpapiere ſeines muthmaßlichen be-

rühmten Vaters aufzufinden, und Clas Tenhan, Jan Lafrenz und Jeppe Rimmert hatten ſich in eine winzige Jolle begeben, die ſie grade mit ihrer Leibeslänge ausgefüllt, und ſich in einer ſtillen Bucht vor Anker gelegt. Wer zu lange herumgeſegelt, dem kam ſchließlich eines Tags ein Bedürfniß danach, und er machte nicht viel Aufhebens davon, ſondern ſchlingerte geräuſchlos bei Seite in ſeine letzte Hafenecke hinein. Die Nachbleibenden ſetzten ſich in „full dress“, ihm das Ehrengeleit dorthin zu geben, hörten die Meinung an, mit der ſich der ſchwarzberockte Wortführer über einen neuen Curs verbreitete, zu dem der nur anſcheinend ſo ruhig auf dem trocknen Grund Liegende nach einer unbekannten Küſte abgefahren ſein ſollte, und etwas minder oder mehr die Köpfe ſchüttelnd, machten ſie ſich auf die Rückpaſſage an den ſicher bekannten Tiſchquai im ſtillen Butt. Doch enthielten ſie ſich auch hier überflüſſig vielen Geredes über den leergewordenen Stuhl der Cajüte, feuchteten ſich wenigſtens zuerſt ſchweigſam die Kehlen an, bis Einer dem allgemein mitgebrachten Gedanken Ausdruck lieh: „Jo, do lopt wi upletz all an, un ſlech hett he dat do jo nich.“ Und nickend pflichteten dem die übrigen bei: „Nee, ſlech warrd dat jo nich ſin, blot en beten drög. Ick meen, Jochen, vör us

weer wat vun dat hitte Water ut din Ketel noch god.“

So fehlten manche von den alten Schiffsgäſten, die nach der ſtets wiederkehrenden Aeußerung jenes ſchwarzbekleideten Redners in das „mare serenitatis“ davon geſegelt waren, von dem indeß der Baron Mathias von Gapendorp jedesmal ein bischen ariſtokratiſch-ſkeptiſch meinte, es laſſe ſich darin muthmaßlich nur ſchwierig vorwärts kommen, da es auf dem Mond liege und in Folge deſſen kein Waſſer enthalte. Von den jüngeren Mitgliedern der Tiſchrunde hatte ſich jedoch der eine und der andere noch wieder auf das wirkliche Waſſer weggemacht, unter ihnen Carlos Mazeras mit ſeinen fremdländiſch ſchwarzen Augen und dem dunklen Krauskopf. Die Arbeit auf der Schiffswerft oder das Herumliegen auf dem trocknen Land war ihm ſchließlich doch über geworden, ſodaß er ſeine närriſche „Waſſerſcheu“ oder nach des ſeligen Jan Lafrenz Vermeinen ſeine Furcht vor einer Begegnung mit dem „Fliegenden“ überwunden und ſich eines Tags auf einem Schooner hatte anheuern laſſen, um wieder, wie's bei ſeinen Jahren doch auch nicht anders zu begreifen war, ſich vom Wind auf der Leinwand Muſik machen zu laſſen. Dagegen hatte zwiſchen manch' andern neuen Ankömmlingen Piebe Stör ſich

im ſtillen Butt vertaut, bereicherte dieſen um eines der wunderſamſten zweibeinigen Exemplare aus der dreieckſchnauzigen und plattbärtigen Störfamilie, und Sievert Bramſegel verſpürte immer noch keine Müdigkeit, das Steuercommando am Oberende des Tiſches abzugeben, ſondern ließ ſich allabendlich auf ſeinem Curs zu dieſem gleichmüthig vom Wind, je nachdem, Salzſchaum oder Schneeflocken um den Bart ſtreichen. Ebenſo tapfer hielt neben ihm auch Chriſtian Larſen aus, der noch manch' Einen in den Bart grinſen gemacht, dem er die Geſchichte erzählt, wie Fenn Tinners am Strand von Bornholm gottserbärmlich gejammert: „O Chott, Kriſchan, ick bün ſo möd, ick bün ſo möd, Kriſchan," und ſich ſplinternackend ausgezogen, um ſich auf die von den Wellen herangejumpten weißen Dünenkiſſen ſchlafen zu legen.

Dies Stück hatte Chriſtian Larſen auch an dem Abend vortragen können, wie Madlene Fleming erſt ſpät im Mondlicht von Hille Wilbet nach Haus kam, denn als fremder Gaſt ſaß Brechter Pauwelſen, der Capitän der „Antina" mit im ſtillen Butt. Das bildete für dieſen ein Ereigniß, wie für alles, was auf eine halbe Stunde rundum je mit Segeltuch zu thun gehabt, da die Antina ein Vollſchiff war, das der Stadt die ſeltene Ehre erwieſen, für einen Tag

ihren Hafen anzulaufen. Der Tag ſchloß die Nacht mit ein, an deren Beginn ſich aus nicht aufklärbarem Grund in den Kehlen der Bemannung eines irgendwo vor Anker liegenden Schiffes ſo regelmäßig eine Trockenheit einzuſtellen pflegte, wie um die Zeit der Landwind auf die See hinaus zu blaſen anfing. Von dieſem offenbaren Naturgeſetz machte Brechter Pauwelſen keine Ausnahme, und ſo ſaß er jetzt, ſeiner Würde gemäß nicht in einer Matroſenſchenke, ſondern ſelbſtverſtändlich zwiſchen den Wind- und Waſſerhonoratioren im ſtillen Butt. Er war zum erſtenmal hier, doch hatte ohne Lootſen und Umfrage den Weg an die Thür ſo unbeirrt gefunden, wie von Bahia in die Oſtſee; der kleine Lichtſchimmer der Fenſter Jochen Mahns beſaß etwas von einem Leuchtfeuer, das auch dem Neuling an dieſer Küſte unfehlbar ſichere Steuerrichtung gab.

Wie's aber ſo ging, daß die Namen von Ländern und Waſſern, Schiffen und Schiffern, wie Häringsmöven am Strand entlang, über den Tiſch hin und wieder ſegelten, gerieth dazwiſchen zufällig von einem Mund her auch einmal einer unter den Wind, bei dem Brechter Pauwelſen ſagte: „Ja, den Captän Overbek hab' ich als Steuermann noch ganz gut gekannt und ſeinen Sohn kenn' ich auch, hab' ich in

Bahia mehrmals geſehn und von ihm gehört. So, von hieraus is er dahingekommen? Ja, das is ſo 'ne Geſchichte, die man mir von ihm verzählt hat. Er hat ſo Eine aus der Teufelskambüſe an Bord, die ihm das Blut im Leib kocht, daß die See immer kopfüber, kopfunter mit ihm geht, und was das Schlimmſte is, daß er richtig verheirathet mit ihr ſein ſoll. Sie waren erſt in Pernambuck, da haben ſie 'nen Haufen Geld gehabt, aber der is in ein paar Jahren weggeweſen, dafür hat ſeine Frau geſorgt. Die 's wiſſen wollen, ſagen, er möcht' wol auch von ihr weg, aber er kann nicht von ihr los, und begreifen kann man das, wenn man ſie zu ſehn kriegt. Was das angeht, können ſie alle in Braſilien einpacken, die weißen und die kupfernen, Condeſen und Marqueſen, ein Staat is es mit ihr; da ſoll einer bei Zeiten die Augen zumachen, wenn er nich auf dem Angelhaken feſtſitzen will. Den ſoll ſie auch manchesmal ausſchmeißen, wenn ihr ein großer Goldkarpfen zu Geſicht kommt, aber der junge Menſch, den ſie ſich mit dem Prieſter zuſammen in's Netz geholt hat, weiß nichts davon oder will's nicht wahr haben, ſagte mir Einer. Wie ſein Geld alle geweſen, hätt' ſie auf einen Markes oder was von der Art gepaßt, der auf die Lockfliege in ihren Augen anbeißen ſollt',

denn die können ab und zu grad' aussehn, wie die span'schen Fliegen, aber dasmal war's ihr nicht geglückt, und so sind sie von Pernambuck nach Bahia gekommen und haben da angefangen, im Flußsand nach Diamantsteinen zu suchen. Dabei muß er wol Glück gehabt haben, oder wenn man's richtig heißen will Unglück, denn sonst wär' sie wol nicht bei ihm geblieben, sondern hätt' sich Einen eingefangen, dem's bei'm Graben oder Waschen besser in die Hände gelaufen, wenn's auch ein Pechschwarzer gewesen wär'; wen sie haben will, den hat sie, dazu braucht sie ihn blos 'mal anzusehn. Nu aber hat sie von ihm die Tasche wieder voll, daß sie ihn festhält wie die Buschspinnen drüben 'nen Colibrivogel, und aus sich selbst kann er von ihr nicht los — na, wir sind ja auch 'mal grün gewesen und wissen, was es damit auf sich hat, wenn Eine will und so thut, so Eine nu noch obenein. Von Aussehn is er gottsjämmerlich, als hätt' er eben 's gelbe Fieber gehabt, und man sollt' glauben, er wär' auf's mindeste ein Dutzend Jahr älter, als er sein kann. Das thut Einem ja leid um den Captän Overbek, denn der war einer von der Wasserkante, wie ich nicht mit vielen gefahren, und müßt' sich wol im Grab noch 'mal umdrehen, wenn er dabei zusehn könnt'. Nu haben sie ja da

weiter unten in Braſilien, auf Rio Janeiro zu, auch viele von den Steinen gefunden, davon war immer die Rede, als ich von Bahia abfuhr. Na, meintwegen kann's ſein, ich bin immer zufrieden, wenn ich bei gutem Wind ohne gelbe Haut aus dem verdammten Backofen herauskomm' und mal wieder an 'nem richtigen Tiſch vor 'nem ordentlichen Glas ſitzen kann."

Darin ſprach ſich von Seiten des Vollſchiffcapitäns eine ehrenvolle Anerkennung der Cajüte des ſtillen Butts aus, der Stammrunde desſelben, wie der Grogzubereitung in ihm; um ſeine Schätzung der letzteren noch extra zu bewähren, ſetzte Brechter Pauwelſen nach den letzten Worten ſein Glas zu einem höchſt ausgiebigen Zug an den Mund, und alle um den Tiſch hißten gewiſſermaßen zum Salut ihre Flaggen auf Topp, indem ſie ſeinem Beiſpiel folgten. Dann aber ſagte Sievert Bramſegel, ſeine wuchtige Pratze zur Seite ausreckend:

„Ja, da hat er 'mal an 'nem Abend bei uns geſeſſen, als ſo'n halbgroßer Bengel noch, und ſo hab' ich ihm die Hand aufgelegt und zu ihm geſagt: Mein Junge, da laß die Finger von, von dem Frauenzimmer, den guten Rath kann ich Dich geben. Aber da wollen die Füllens ja alle nich drauf hören, wenn der Haber

ſie im Blut ſticht, und denn ging er mit ihr im Segelboot weg.“

„Nee, ſe is mit em weggahn.“

„Jo, as Brechter ſeggt, de hett em faſt inne Fingers, do helpt em keen vun.“

„Dat junge Blod, dat hett de Düwel ant' Schörtenband as an en Ankertau.“

Von der zur Hälfte leer gewordenen Adelskiſte klang die Stimme des Barons von Gapendorp dazwiſchen:

„Ihre Mittheilung iſt mir intereſſant geweſen, Herr Capitän, denn ich habe den jungen Mann als Knaben nicht ſelten bei mir im Schloß empfangen, weil ich eine romantiſche Dispoſition in ihm erkannte, die ich durch mancherlei Confidencen aus meiner Jugendperiode als Geſandtſchaftsattaché zu cultiviren . . . . .“

Jens Dürkop, der Werftmeiſter, brummte: „Dat is ok en Stück Snack un harrn Se wat Beters dohn kunnt.“

„Ich kann nicht unterlaſſen, Ihnen zu bemerken, Herr Werftmeiſter, daß ich mich in meiner Anſchauung mit der meines verſtorbenen Freundes, des Herrn von Aſpern, durchaus d'accord befunden habe.“

Piebe Stör zog ſeine Pfeifenſpitze auf Fingerlang vom Mund: „Do verſtah ick nix vun, dat is wul franzöſch. Mi deiht dat blot leed üm de Olen un üm de lütt Deern, de mal mit mi up Kuppenhagen to ſeilt is, üm den dummen Bengel to ſöken. Dat weer en ſnakſche Fahrt, un heel verbiſtert keem ſe to Hus, dat keek een ehr jo an.“

„Ja, 'ne Tochter von Hille Wilbet is es ja,“ nickte Chriſtian Larſen, „und wie die Meinung war, von einem Conde oder Marques in Spanien oder Braſilien, aber ich hab' immer geſagt, ſie hat keinen Vater auf'm trocknen Land gehabt, das ſah man ihr von kleinauf an, und ſo welche, das ſind die ſchlimmſten, die's man giebt, denn ſie haben keine Seele im Leib. Da können ſie ja vielleicht ſelber nichts dafür, aber man ſollt' ſie gleich wieder in's Waſſer hineinſchmeißen.“

„Dat hölp nich veel, Kriſchan, de Dierter könt jo nich ünnergahn.“

Druntenher vom Tiſch ſcholl's: „Makrelen ſind was anderes, als Häringe, das braucht man ſonſt keinem erſt zu ſagen.“

Sievert Bramſegel knurrte: „Piebe, mak doch mal die Störſnut up un ſluck den Häring un de Makrel toſam öwer, de könt een jo rein dwalrig in'n

Kopp maken. Jochen, Captein Pauwelſen ſin Glas hett keen Ballaſt, dat kunn ümküſeln.“

Jochen Mahn ſteuerte mit möglichſter Eilfertigkeit nach dem gefährdeten gläſernen Hohlraum, um ihn wieder ſeetüchtig herzurichten, und gleichzeitig kam aus einem Mund der Wind von einer andern Kante her und ließ die Segel umlegen. Brechter Pauwelſens Kundſchaft von Bahia hatte für ein Viertelſtündchen die Erinnerung an den Deckjungen wachgerufen, der einmal eines Abends mit hier am Tiſch geſeſſen und nachher mit Heid Wilbet in Wind und Waſſer ausgelaufen war. Aber darüber hatten ſchon Jahre viel andern Seegang und manchen von merkwürdigſter, kaum zu glaubender Art gebracht, auch viele Grogwellen durch den Halsſund hinuntergeplätſchert, und daß der Klipper Alf Overbek ſich, wie's vorauszuſehn geweſen, auf einer Korallenbank feſtgelaufen und allmählich von dem verdammten Geplatſch in Stücke gerieben wurde, das war, wie der Wind 'mal über'm Waſſer pfiff, an ſich nichts Neues und kam, trotz allen Warnungsſignalen von erfahrenen Steuerleuten bald ſo, bald ſo immer wieder vor. Außerdem aber ſaß heut' Abend der große Vollſchiffscapitän Brechter Pauwelſen mit an Bord des ſtillen Butts, und da gab's doch andre Merkwürdigkeiten für ſolchen Ehrengaſt

aus dem Gedächtniß-Schiffsraum heraufzuholen, die er noch nicht kannte und über die er ſich bei'm vierten Glas Thränen auf die Backen bis in den Halsbinden-bart herunter lachte.

Die plätſchernden Wellen der Zeit aber ſtanden nie ſtill, hier zerrieben ſie Planken und dort trugen ſie beſſer behütete nach einem erhofften Ziel, raſtlos ſpülten ſie bunte Kieſel an den Strand aus und riſſen andre an den Meergrund in's Dunkel zurück. Ganz gleichgültig thaten ſie's, ob ſie gaben oder nahmen, Glück oder Leid brachten; es war ihr ewiges Geſchäft.

In die Eichenbuſchmühle trugen ſie zunächſt Froh-ſinn und emſige Thätigkeit. Hedda Carſtens ward Braut, ſie verlobte ſich mit einem unweit benachbarten jungen Hofbeſitzer, der trefflich ihrer Art und ihrem Bedürfniß entſprach. Ihr gleich war er von kräftigem Bau und friſcher leiblicher Geſundheit, wie ſie froh-launig, ein Naturfreund mit guten offenen Augen, aus denen ein redliches Gemüth ſah. Seine Umſtände erforderten keinen Aufſchub, die Hochzeit fand ſchon ſo bald ſtatt, als die nöthigen Zurüſtungen es erlaubten. Madlene war Brautjungfer; ſie freute ſich über das Geſicht Heddas, das von Glück ſtrahlte, doch für ſie wär' es kein ſolches, ſondern das höchſt erdenkbare

Gegentheil geweſen. Zum erſtenmal kam ihr daraus deutlich mit einem ſeltſamen Gefühl der Unterſchied ihrer Natur mit derjenigen der Kindheitsgeſpielin zum Bewußtſein; die Vorſtellung, ihr Leben mit einem ſolchen Mann zu verbringen, überlief ſie ſchauernd, obwohl ſein Aeußeres hübſch und ſtattlich, ſeine Redlichkeit, Gutherzigkeit und Verſtändigkeit zweifellos waren. Doch ſie begriff überhaupt nicht, wie man dazu kommen könne, einen fremden Menſchen zu heirathen, mit dem man bis dahin nichts gemeinſam gehabt und der Einem im Innerſten immer fremd bleiben müſſe. Roloff Carſtens, der zu dem Feſttag ſeiner Schweſter von der Univerſität herübergekommen, führte ſie zu Tiſch; über zwei Semeſter wollte er ſein Examen machen und ſich danach hier in der Stadt als Arzt niederlaſſen. Er benahm ſich ſehr aufmerkſam und zugleich herzlich gegen Madlene und ſprach viel mit ihr von der alten Kinderzeit. Das gab ihr zwiſchen den unbekannten Gäſten, den Verwandten des Bräutigams, ein Wohlgefühl, und doch hatte auch er etwas Fremdes für ſie. Er trug jetzt einen ſtarken Vollbart, und alles Knabenhafte ſeines ehemaligen Weſens war vergangen, ein Mann aus ihm geworden. Um den Tiſch ging es laut und heiter zu, Trinkſprüche wurden ausgebracht, Carſten Carſtens

war mit ſeinem weißen Kopf von jugendlicher Lebendigkeit. Doch Madlene vernahm manchmal geraume Zeitlang nicht, was um ſie geſprochen wurde, ihre Gedanken waren abweſend. Nach einem launigen Toaſt einmal ſagte Roloff: „Willſt Du nicht auch mit mir darauf anſtoßen?“ und da er ihr dabei groß in die Augen ſah, that ſie's, aber ſie hatte nichts gehört und wußte nicht, worauf. Dann fuhr Hedda mit ihrem Mann nach ſeinem Hofgut davon, die Gäſte begleiteten das junge Paar bis an den Wagen, und Madlene ſah den Fortrollenden nach. Sie entbehrte nichts durch den Fortgang Heddas, doch ihr war's, als habe bis hierher noch ein Ueberreſt ihrer Kindheit wie in einem Traum fortgedauert, und ſie wache jetzt daraus auf und das letzte ſei vorüber. Unbemerkt verließ ſie die Geſellſchaft und ging nach Haus. Der Sommer neigte zu Ende, Stoppeln ſtanden am Wegrand, von denen ſchon ein etwas kühler Wind daherkam und ihr leicht fröſtelnd den Rücken überſchauerte.

Die plätſchernden Wellen aber brachten nicht nur das Glück in die Eichenbuſchmühle. Als um ungefähr zwei Monate ſpäter die Bäume ihr leeres Gerippe in die nebelnde Luft ſtreckten, kam einmal noch vor dem Dämmerungseinbruch ein Junge durch die Stadt ge-

laufen, der an die Thür bei Walburg Carſtens klopfte und ihr im Umſchlag ein Blatt brachte, auf dem nur die Worte von Carſten Carſtens' Hand geſchrieben ſtanden: „Ich brauche Dich heute, Walburg.“ Das war eine wunderlich anblickende Schriftzeile, denn ſie gab Antwort auf etwas, das vor nicht gar viel weniger als einem halben Jahrhundert geſprochen worden. Damals hatte Walburg bei dem Fortgang von ihrem Mann als letztes geſagt: „Wenn Du mich noch einmal im Leben brauchſt, Carſten, ſo rufe mich.“

Das that er heute, und haſtig griff die Greiſin nach Mantel und Hut und machte ſich auf den Weg. Was die Botſchaft ankünde, wußte ſie nicht, doch gewartet hatte ſie ſeit länger als einem Menſchenleben darauf, daß eines Tags ſolch' ein Ruf kommen könne, und deshalb einmal zu Barbe geſagt, dieſe möge nicht Furcht hegen, daß ſie ſich ſchon auf den Weg neben der Kirche begebe, denn vielleicht brauche ſie noch jemand, und mit dem Gedanken finde ſie doch da drunten keinen Schlaf. Und nun war's ſo, und mit ihren Kleidern gegen den Wind kämpfend, lief ſie ihrem beträchtlich entfernten Ziel entgegen. Wie raſchelte im Zwielicht der ſpäte Herbſt mit dürren Blättern um ſie her; ab und zu der krächzende

Schrei einer vorüberflatternden Krähe und in hoher Luft das Pfeifen von unsichtbaren, nach Süden ziehenden Tütschnepfen; die Aeste der Wegrandbäume knarrten im anwachsenden Sturm. Dunkel ward's, der Nebel begann zu tropfen, schlug ihr als windgepeitschter Regen in's Gesicht. Eine Stunde etwa betrug's bis zur Buschmühle, aber Walburg Carstens war es, als sei der Weg so lang, wie ihr ganzes Leben, und in ihr klopfte die Angst, dies reiche nicht mehr aus, daß sie hinkomme. Endlich blinkte vor ihr das Fensterlicht, und bei dem Anblick wollte ihr plötzlich nun die Kraft versagen. Mit betäubender Wucht brach die Frage über sie, die sie bis hierher niedergekämpft: Weshalb rief das Blatt sie durch die Nacht und was erwartete sie dort bei dem flimmernden Schein?

Doch dann stand sie vor einem Bett, auf dem Jilde Carstens mit geschlossenen Augen ausgestreckt lag, und ein kurzer Blick Tamo Flemings, der als Arzt gekommen war, sprach Walburg, es sei ein Sterbebett. Ein Schlag hatte die kräftige Frau mitten aus einer häuslichen Beschäftigung plötzlich vom Stuhl herabfallen lassen; Carsten Carstens saß neben der Bewußtlosen, ihre beiden Hände haltend, das sanfte Gesicht der Fünfzigjährigen bot immer noch

etwas Mädchenhaftes im Ausdruck. Sie lag regungslos, ihre eine Körperhälfte ſchien gelähmt; auch Barbe Fleming und Madlene waren da und ſtanden mit am Bett. Niemand ſprach, nur ein Uhrpendel tickte, und draußen ging der Wind der Herbſtnacht. Dann kamen von den Lippen Jildes einmal ein paar Worte mit traumhaftem Ton, nur halb verſtändlich: „Es wird Frühling — der Wind geht.“ Danach ſchlug ſie die Lider auf, ſah Walburg vor ſich, und ihr Blick ließ eine Verwunderung erkennen. Aber die verſchwand raſch daraus, und nun ſagte ſie mit klarer Stimme: „Du biſt hier — das iſt gut — Du bleibſt jetzt hier.“ Ihre Augen ſuchten nach etwas, wovon ſie offenbar fühlte und wußte, es müſſe auch da ſein, und fanden es, die halb über ſie gebeugten Augen ihres Mannes. In die ſah ſie ein Weilchen ſtumm hinein, und ihre nicht gelähmte Hand zog ſich leiſe zu einem Druck um die ſeinige zuſammen. Dann ſanken ihr die Lider langſam wieder herunter, wie jemandem, der gegen den Schlaf kämpft, doch von ihm überwunden wird, und die Augen öffneten ſich nicht mehr. Alle ihre Züge lagen in eine ſtille, ſchöne Ruhe geglättet, hinter ihnen ſchien noch ein Gedanke zu wachen, bei dem die Lippen leicht lächeln wollten, aber ſie vermochten es nur kaum merklich mehr zu

thun. Sie war nicht todt, ihr Athem ging noch mehrere Stunden lang, nach und nach leiſer, zuletzt unhörbar. Als die Uhr Mitternacht geſchlagen, ſagte Tamo Fleming: „Sie hat glücklich gelebt, und wir wollen uns alle wünſchen, ſo zu ſterben.“ Er drückte Barbe dabei die Hand. Am Mittag hatte noch niemand hier an den Tod gedacht; nun war das frohe Leben von mehr als dreißig Jahren im Hauſe geweſen, zu einem regungsloſen Nichts ausgelöſcht.

Carſten Carſtens blieb die Nacht an dem Bett, die Hände der Todten in den ſeinigen forthaltend; Walburg ſaß wachend lautlos in einer Ecke des Zimmers. Als die Dämmrung anbrach, ſtand er auf, trat zu ihr hin und ſagte, ihr die Hand reichend: „Ich danke Dir.“ Das graue Morgenlicht umſchimmerte eigenthümlich die weißen Köpfe der Beiden; ſie ſprachen nichts weiter, Walburg Carſtens begab ſich ſchweigend in die Küche, das Frühſtück für ihn herzurichten. Wer noch lebte, unterlag dem Bedürfniß des Lebens.

Hedda und Roloff kamen zur Beerdigung ihrer Mutter, der Paſtor war nicht dabei zugegen. Das bildete den Tag lang in den Honoratiorenhäuſern der Stadt den Geſprächsgegenſtand. „Wie eine — ich muß daß Wort gebrauchen, meine Liebe — wie eine

Zuhälterin hat er die Frau begraben laſſen. Sie iſt ja allerdings eigentlich auch nichts andres geweſen, aber ſie hatte doch durch ihr troſtloſes Leben an ſeiner Seite von ihrer Jugendverirrung ſo viel gebüßt, daß der Herr Paſtor ſich nicht geweigert haben würde, ſie dem Erbarmen des Allmächtigen anzubefehlen. Ich weiß noch und war als halbes Kind dabei, wie ſeine Tochter aus der erſten Ehe Doctor Fleming heirathete; es war ein öffentlicher Scandal, ſag' ich Ihnen, meine Beſte, wie die Mutter und die Stiefmutter der Braut zuſammen mit dem Mann, den die eine früher gehabt und die andre damals hatte, bei der Trauung ſtanden. Ich verging beinah vor Scham in meine unſchuldige Mädchenſeele hinein bei der Vorſtellung, was die Drei für Gedanken haben mußten, wenn ſie ſich anſahen. Na, ihren Schwagersſohn hat die Doctorin Fleming denn ja auch ſo aufgezogen, daß er ſchon als halber Junge noch mit der ordinärſten Dirn in der Stadt weggelaufen iſt und ſich an Leib und Seele ruinirt hat; das ließ ſich freilich bei ſolcher Verwandtſchaft nicht anders erwarten, denn die Sünden der Väter rächen ſich bis in's vierte Glied. Aber was iſt das alles noch gegen den Scandal, liebſte Freundin — ich weiß nicht, ob Sie es ſchon gehört haben — daß ſeit dem

Tod ſeiner zweiten Frau ſeine erſte geſchiedene Frau die Tage und Nächte durch bis zum Begräbniß in ſeinem Hauſe zugebracht hat und es ganz ſo ausſieht, als wollten die Beiden unter einem Dach miteinander weiter leben!“

Als Carſten Carſtens die erſte Hand voll Erde auf den niedergelaſſenen Sarg Jildes geworfen, fing es an zu ſchneien, und als das kleine Todtengeleit ſich von dem Grab abwandte, lag dies ſchon mit einer dünnen weißen Flockenſchicht zugedeckt. Bald hinter der Friedhofspforte trennten die Fortgehenden ſich auseinander; die Angehörigen der Eichenbuſchmühle ſchlugen den Weg nach dieſer ein, und in der That ſchritt Walburg mit ihnen, als gehöre auch ſie dorthin. Tamo und Barbe Fleming wandten ſich ihrem Hauſe zu, Madlene ging allein etwas hinter ihnen zurück. Ihr Gemüth war von Trauer über die Todte erfüllt, aber ſo ſehr ſie ſich bemühte, immer ſtand Jilde Carſtens nur als ein lachend freudiges Bild vor ihr, wie ſie am Sommernachmittag aus der Mühlenthür unter die große Gartenlinde heraustrat und den vom Umhertoben ſchachmatten, hungrigen und durſtigen Kindern köſtliche Dickmilch auf den ſteinernen Rundtiſch trug. Der ſtand immer noch ebenſo drüben, nur lautlos unter dem entlaubten

Baum, und der Schnee legte ſich auf ihn. Madlene Fleming war's, als ſei das Leben nur eine wunderliche Reihe von Träumen, die mit ſeinem Fortgang blaſſer und geſtaltloſer in ein gleichförmig nebelndes Dämmern zerflöſſen. Wie ſie ſo in dem dichter werdenden Geſtöber dahinging, bot ſie wohl in den Zügen und Farben noch die Erſcheinung eines jungen Mädchens, doch mit leiſen Einſchlägen begann ſich etwas um ſie her zu weben, das daran erinnerte, wie Barbe Carſtens vor einem Vierteljahrhundert auf dieſen Wegen gegangen, ehe ſie am ſpäten Vormittag noch Barbe Fleming geworden.

* * *

In der unermeßlichen Ferne drüben, die keinen Winterſchnee kannte, wo immer gleich an der Küſte Braſiliens die Tropenſonne auf die Serra do Mar niederbrannte, hatte der Zufall ſein Spiel getrieben. Oder eigentlich kaum, denn Wanderer, die, ob auch aus verſchiedenen Richtungen her, einen gleichen Zielpunkt im Auge hielten, mußten an dieſem über kürzer oder länger zuſammentreffen, und dem Zufall blieb dabei nur im Kleinen Spielraum für ſeine Willkürlaune belaſſen.

Carlos Mazeras hatte es nicht länger bei'm Werftbeil ausgehalten, ſondern auf einem Schooner Matroſenheuer genommen, Knall und Fall eines Tag's, ſo daß er in den Raaen ſaß, eh' er ſich noch recht beſonnen. Man ſah's, dahin gehörte er auch und nicht auf den trocknen Sandboden, wo er wohl mehr als zehn Jahre mit ſonderbaren „Grappen" im Kopf ſich feſtgelegt; ſein Capitän hätte ſich keinen beſſern Erſatz für den ihm am Land durchgeſegelten „slopstar" finden können. Außerdem war Mazeras, wenn er auch Matroſenarbeit that, keine Theerhoſe von gewöhnlichem Schlag, er verſtand ſich mit allem zu befaſſen, was auf und unter'm Deck vorkam, mit Loth und Compaß, und mochte ſeinerzeit wohl vor'm Steuermann geweſen ſein; ohne Bedenken ließ ſich ihm auch das Ruder in die Hand geben. Nur ſtand er, wenigſtens bei Nachtzeit, nicht gern allein dran, es mußt' Einer bei ihm wachen, mit dem er reden konnte, und darin kam immer noch etwas von ſeiner närriſchen Waſſerſcheu heraus, daß er im Dunkeln ſich zog, ſeitwärts über Bord zu ſehn, und wenn's nicht anders ging, beſtändig die „Deckluken" halb über die Augen heruntergedrückt hielt. An dem verfluchten Durſt, der die andern Kurzjacken allzeit im Schlund kratzte und kitzelte, litt er nie, man ſah bei keiner Gelegen-

heit eine „Pulle“ mit ſtärkendem Waſſer zwiſchen ſeinen Fingern. Dem Capitän war's „bannig“ leid, daß er den guten Fund ſo ſchnell wieder los ward, aber er ging nur nach England und wieder in die Oſtſee zurück, und Carlos Mazeras wollte weiter, irgendwohin über die Linie.

Dazu fand er auch alsbald Gelegenheit, verdang ſich wieder auf einer guten, nach Bahia gehenden Schoonerbark und lief mit ihr durch den Canal. Alles ging auch gut wie vorher, der neue Capitän machte ein höchſt zufriedenes Geſicht, wie der alte, über ſeinen Fockmaſtmatroſen, der trotz ſeiner Dreißigermitte den Jüngſten im Tauwerk den Vorſprung ablief. Aber eines Tags, ſo auf der Breite der Azoreninſeln hatte die Herrlichkeit auf einmal ein Ende, denn nach einer Steuerbords-Nachtwache ließ Carlos Mazeras ſich krank melden und wollte nicht aus der Hängematte heraus. Ein Doctor war mit an Bord, unterſuchte ihn und konnte nichts finden; er blieb indeß dabei, auch wie der Capitän herunterkam, der ſich bei dem Hin- und Herreden zuletzt verdroß, kurz angebunden wurde und dem ſich augenſcheinlich nur krank Anſtellenden barſch befahl, aufzuſtehn. Das that dieſer, denn dem Capitän mußte man auf dem Schiff gehorchen, aber ſo wie Carlos Mazeras auf den Beinen ſtand,

brachte er vom Mund, er ſei kein Matroſe mehr, ſondern ein Paſſagier, der eine Cajüte verlange und ſeine Ueberfahrt bezahle. Das war ſehr ſchnakſch, doch er hatte ſich von ſeiner Werftarbeit einen netten Thalerſack zuſammengeſpart, und wie der Capitän den Schaden bei Licht beſah, war's vortheilhafter, einen zahlenden Paſſagier weiter mitzunehmen, als einen bockbeinigen Matroſen, bei dem es im Kopf nicht ganz richtig ſchien. Davon legte er auch noch ſonſtiges Zeugniß ab, indem er in der Cabine, die er bekam, das kleine Fenſterloch dick verhängte und an den Ecken zuſtopfte, ſo daß nicht der winzigſte Lichtſchein durchdämmern konnte. Es war natürlich einer unter den priemkauenden Schiffsgelehrten, der bald heraus hatte, was die ſchnurrige Komödie bedeutete; in der Nacht, als Mazeras die Wache gehabt, wär's zum erſtenmal mondhell geweſen, und er könnt' den Mond nicht ſehen. Das käme vor und meiſtens davon her, daß ſolche Leute bei Vollmond auf die Welt gekommen wären und der ihnen gleich zuerſt in die Augen geſchienen hätte. Davon kriegten ſie's dann, daß er ihnen allmal das Blut in den Kopf heraufzög', was ja auch leicht zu begreifen ſei, weil er's mit dem Waſſer ebenſo machte, und ſo hätten ſie denn bei Vollmond jedesmal, wenn ſie ſich nicht in Acht nähmen, eine Springflut

im Kopf. Zwiſchen dem Krebs und dem Steinbock aber wäre das beſonders gefährlich und ſchon manchesmal vorgekommen, daß Einer zeitlebens auf beiden Augen blind davon geworden. Das war allerdings ſehr einleuchtend, denn der Mond brachte viele höchſt verwunderſame Dinge zu Wege, die man noch lange nicht alle kannte, und ſo hatte man hier wieder einmal ein deutliches Beiſpiel von ſeinem Unweſen. Uebrigens ließ es ſich Carlos Mazeras auch an den Augen abſehn, die bis dahin nichts Abſonderliches gehabt, jetzt aber einen unſtäten Glimmerſchein bekommen hatten; offenbar verhielt ſich's ſo, daß ihm das Blut abwechſelnd aus dem Kopf herunter ebbte und wieder mit Flutwellen hineinſchwoll. Bei Tag, ſo lang die Sonne ſchien, fürchtete er ſich nicht, ſondern ging oder ſtand als Paſſagier auf dem Deck herum, doch eh' es dunkel zu werden anfing, machte er ſich in ſeine lichtverſtopfte Koje hinunter und kam nicht wieder heraus, bis der helle Morgen auf der See lag. Es war klar, Einer, der es ſo mit dem Mond hatte, konnte freilich nicht als Matroſe fahren, und deshalb hatte er zehn Jahr lang oder mehr auf dem Land bei der Werft Arbeit genommen.

Als dann die Schoonerbark in den prachtvollen Hafen von Todos os Santos eingelaufen und San Salvador de Bahia hochaufgetreppt in der heißen

Sonne von ſeinen Hügeln herunterflimmerte und flammte, blinkerte und blendete, begab Mazeras ſich hurtig an's Land in die Stadt hinein. Trotz ihrem Menſchengetümmel lag eine eigenthümliche Stille über ihr, weil in ihren gebirgig ſteil anſteigenden Straßen Pferde und Wagen fehlten und nur von Negern getragene „cadeiras“, baldachinüberdeckte Sänften, geräuſchlos hin und hin ſchwebten. Buntwimmelnde Tropenwelt war's, doch der neue Ankömmling in ihr nicht fremd; ſein Leben ſtammte von hier, dort in der dunklen, kaum klafterbreiten Gaſſe der Unterſtadt war er auf die Welt gerathen. In ihrer Mitte zog ſich noch ebenſo die Goſſenrinne entlang, an der er als Knirps, nur mit einem Hemd über'm Leib, gehockt, um Kokosnußſchalen drin hinunterſegeln zu laſſen, und da in der verkommenen Spelunke, die Einen, der aus Deutſchland hergelangte, wie ein Räuberloch oder eine Thierhöhle anſah, hatte ſeine Mutter ihn geboren. Viel anders als ein junges Thier hatte ſie ihn auch nicht aufwachſen laſſen, denn nachdem ſie den Leib von ſeiner Bürde befreit, war er ihr nur eine Laſt des Lebens geweſen, deren ſie gern auch wieder ledig geworden. Mit Widerwillen und Bitterniß ſtand er heute vor dem Haus; er hatte ſeinen Namen nach einem von der Gaſſe aufgeleſenen Tauf-

pathen empfangen, und als Junge ſchon gefühlt, was es mit ſeiner Mutter auf ſich habe, die ihm zuerſt Mißachtung vor allem, was Frauenröcke trug, eingepflanzt. Sie war immer weiter verkommen, als ihre weiße deutſche Haut, die für die dunklen Braſilianer einen Anreiz beſeſſen, fleckig und faltig geworden, dann verdorben und geſtorben, ohne daß beide ſich ſpäter noch umeinander bekümmert. Aber wie er von ſeinem unbekannten Vater das ſchwarze Haar und die Augen geerbt, ſo hatte er von ihm auch ſüdlich bewegliches und findiges Blut mitbekommen, ſich früh auf eignen Füßen durchzubringen, Mittel und Wege auszukunden, daß er nicht verhungerte. Keine krummen Schleichwege, ſondern ſolche zu ehrlichem Arbeitsverdienſt, denn ein rechtſchaffener Kern ſteckte in ihm und dabei, wenn auch ſchwer begreiflich, woher er's bekommen, ein ſehnſüchtiges Liebeverlangen, das keinem heißen Sinnentrieb der Tropenwelt entſprang. Vielleicht hatte ſeine Mutter doch die beſſere Natur deutſcher Vorfahren in ſich getragen, ſelbſt zwar zu ſchlimmer Entartung gebracht, doch ohne Wiſſen ihrem Kinde als ein Erbtheil aus der alten Heimath jenſeits des Oceans übermacht.

Carlos Mazeras ging durch die Straßen ſeiner Geburtsſtadt weiter und blieb noch vor einem andern,

weniger verlottert ausſehenden Hauſe ſtehn. Das blickte er gleichfalls geraume Zeitlang an; durch die Thür da war er oftmals aus- und eingegangen, als er nachher Seemann geworden, und wenn er von einer Fahrt nach Bahia zurückgekommen, hatte er ſeinen erſten Weg auf dem Land hierher gemacht. Er trat an ein Erdgeſchoßfenſter, vor dem ſich ein Eiſengatter korbartig weit vorbuchtete, und umfaßte eine Stange des Gitterwerks mit der Hand. So hatte er hundertmal geſtanden, ſich an dieſer Tralle gehalten, wenn im Zimmerraum dahinter ein matter Lichtſchein geweſen und im Abenddunkel ein paar halb von der Mantilla verſchleierte Geſichter zwiſchen den Eiſenſtäben hervorgeſchimmert und von drinnen und draußen her Tertulia-Unterhaltung lauter und leiſer hinein und herausgewechſelt. Jetzt ſah die Fenſterhöhlung in der Mittagshelle leer und tonlos aus; nach dem Dämmerungseinbruch klangen wohl wieder gleicherweiſe Stimmen durch das Gitter, doch andre als damals. Es ſprach von einer deutſchen, poetiſchen Empfindungskraft in Carlos Mazeras, daß ſeine Hand ſich wieder ſo um die Stange klammerte, aber ein Einſchnitt um ſeine Mundwinkel redete andres dazu, bitter und ätzend, daß die Verachtung, die er als Knabe vor ſeiner eignen Mutter eingeſogen, hier in

ihm zu einem Abſcheu vor dem ganzen Geſchlecht derſelben großgewachſen ſei.

Was wollte und ſuchte er denn in Bahia? Ein Drang der Unraſt war's geweſen, der ihn hergebracht, widerſinnige Thorheit, er hätte drüben bleiben und ſeine Axt auf der Werft weiterſchwingen ſollen. Ihm kam der Gedanke, ſogleich wieder zurückzukehren, wenn ſein Leben dort auch zwecklos und freudlos hinlief; das that's überall gleich, und er hatte in der weiten, fremden Ferne wenigſtens bei ſeiner Arbeit ein Verdämmern ihn geſpenſtiſch anſehender Erinnerung gefunden. Aber mit der Rückfahrt ging's nicht, ihm graute davor, wieder auf ein Schiff zu ſteigen. Es war richtig mit dem Mond, am Land ſcheute er ihn nicht, doch auf der See konnte er ihn nicht ertragen. Er hatte erfahren, daß es noch ebenſo geblieben ſei, wie vor zehn Jahren, und mit Schaudern dachte er dran. In der Nacht, als er im Mondlicht die Wache auf dem Deck gehalten, war's mit deutlichem Gefühl über ihn gerathen, der Wahnſinn laure mit ausgeſtreckten Krallenfingern darauf, ihn zu packen.

So mußte er bleiben, wo er jetzt war, und irgendetwas Neues ſuchen, um ſich durchzubringen. Ihm lag nichts am Leben, indeß ſo lange es dauerte,

brauchte es Nahrung; ihn rührte wohl an, ſelbſt ein Ende damit zu machen, doch bei der Vorſtellung ſchüttelte es ihn auch. Noth drängte ihn übrigens nicht, er beſaß noch für eine Zeitlang von ſeinem Erwerb genug, nm nicht zu verhungern.

In den Straßen von Bahia hörte man oft deutſche Sprache, nicht allein von Seeleuten, auch von vielen dort anſäſſig Gewordenen, und Mazeros ſuchte eine Wirthſchaft, in der er mit ſolchen zuſammentraf; er war ſo lange deutſch gewöhnt und fühlte ſich trotz ſeinem Aeußern mehr deutſch als braſilianiſch. Er vermied es möglichſt, mit ſich allein zu ſein, das hatte ihn auch an den Abendtiſch im ſtillen Butt gebracht. Wenn ihn etwas noch anzog, war's, jemanden aufzufinden, mit dem er, deutſch ſprechend, zuſammenſitzen konnte. Dadurch machte er auch die Bekanntſchaft einiger Leute, die ſich längere Zeit, ein paar Meilen von der Stadt entfernt, erfolglos mit der Aufſuchung von Diamanten befaßt hatten, und erfuhr durch ſie, daß am Rio Contas ſich noch ein Deutſcher, der einzige, der Glück gehabt habe, damit beſchäftige. Ein Antrieb erwuchs ihm draus; von Bahia wollte er wieder fort, die Erinnerungsluft, die er hier einathmete, vergiftete ihm das Blut. Mit raſchem Entſchluß begab er ſich eines Morgens zu Fuß ſüdwärts,

dem Rio do Contas zu, davon. Etwa vierzig Leguas waren es bis dorthin, eine Straße führte an der Küſte entlang; dicht zur Linken dehnte ſich ihr der Ocean, zur Rechten begrenzte ſie meiſtens gleich einer lebendigen Mauer der Urwald der Niederung, über dem die Ausläufer der Serra de Sincora anſtiegen. Nachdem er zweimal in ärmlichen Ortſchaften übernachtet, erreichte er am dritten Tage das an der Mündung des gleichnamigen Fluſſes belegene Städtchen Contas. Es lag in verſumpftem Uferſtrich, die Geſichtsfarbe der Bevölkerung redete von Fieberluft. Doch beſſer, als ſich erwarten ließ, nahm eine ziemlich anſtändig ausſehende und im Innern ebenſo eingerichtete Poſada den Ankömmling auf. Als er in der ſichtlich auch an die Befriedigung höherer Anſprüche gewöhnten Wirthſchaftsſtube ſich zur abendlichen Cena geſetzt, hörte er deutſche Stimmen draußen, und gleich darauf traten die Sprechenden, ein Mann und eine Frau, durch die Thür herein.

So hatte eigentlich der Zufall nur wenig ſeine Hand dabei im Spiel gehabt, daß Carlos Mazeras hier an der braſilianiſchen Küſte mit Alf Overbek und der Tochter Hille Wilbets zuſammentraf.

Doch er erkannte die beiden nicht wieder; den erſteren hatte er nur an dem Abend im ſtillen Butt

und dann und wann einmal flüchtig im Vorüberkommen geſehn und um das Mädchen ſich nie bekümmert gehabt. Wie ſein emporgehobener Blick jetzt auf ſie fiel, lag drin, er müſſe ſich getäuſcht haben; das war keine Deutſche, ſondern eine Vollblut-Braſilianerin. Zugleich indeß ging etwas Zuckendes, ein Ausdruck über ſein Geſicht, der Widerwillen kundgab, und er wandte raſch den Blick wieder ab.

Heid Overbeks ſcharfe Augen aber erkannten ſogleich den manchmal von ihr bei der Werftarbeit Geſehenen, ſie ſprach ihn deutſch an, und ſo ward ihm zu ſeinem Erſtaunen klar, daß dies nicht nur das deutſche Paar ſei, von dem er in Bahia gehört, ſondern auch das, welches vor manchen Jahren einmal drüben an der Oſtſee bei Nacht heimlich zuſammen mit einem Segelboot davongefahren und von dem nie wieder eine Nachricht gekommen. Alſ Overbek erinnerte ſich nun ebenfalls an Mazeras; dies Gedächtniß, die deutſche Sprache und die Fremde vereinigten, und die Drei ſetzten ſich miteinander an den Tiſch.

Was in Bahia geſagt worden, beſtätigte ſich. Die Beiden waren anfänglich in Sincora geweſen, dann hierher gegangen und hatten gute Ausbeute nicht nur an Diamanten, auch an anderen werthvollen Steinen, Topaſen, Chryſopraſen, Beryllen und Ame-

thyſten gemacht; die Kleidung und der Schmuck Heids legten Zeugniß davon ab. Alf Overbeks Blick, der von Kindheit auf für alle Gegenſtände der Natur geſchärft worden, war ihm außerordentlich zu ſtatten gekommen, ſowohl die koſtbaren Mineralien in ihrer Umkruſtung zu erkennen, als auch raſch die Merkmale einer Oertlichkeit zu unterſcheiden, die ſich muthmaßlich als lohnender Fundort herausſtellen werde. Doch hatten ſie die reichhaltigſten Sand- und Geröllablagerungen des Rio do Contas jetzt ziemlich durchſucht und beabſichtigten, bald weiter nach Süden in die Provinz Minas Geraës fortzugehn, wo in jüngſter Zeit bedeutende Funde gemacht und die Gegend danach Diamantina benannt worden.

Auf Befragen erhielt Mazeras dieſe Auskunft von Alf Overbek und ſah demſelben dabei ſuchend in's Geſicht. War das der junge Menſch, der faſt als ein halber Knabe noch vor etwa fünf Jahren ſeine Heimath verlaſſen? Die Grundlinien der Züge kamen wohl wieder hervor, aber ſonſt war alles unkenntlich verändert. Er trug einen Bart, den er gleichgültig lang wachſen ließ, ein paar ſchattenhafte Linien durchfurchten ihm die Stirn, die Haut des hager abgefallenen Geſichtes war ſonnverbrannt und doch ſchimmerte vom Untergrund eine krankhafte Bläſſe

hindurch. Und ſo erſchienen ſeine Augen auch zugleich matt und von einem unſtätigen Lichtgeflacker angefüllt; es mußte etwas in ihm ſein, das ihn an Leib und Seele verzehrte, als trage er das Gift des gelben Fiebers im Blut. Müden Klangs kam ihm die Stimme über die Lippen; er hörte an, was Mazeras über ſich ſprach, wie und mit welcher Abſicht er hier=gekommen, doch Alf Overbek that keine Frage nach irgendeinem Menſchen oder nach ſonſt etwas drüben im Städtchen an der Oſtſee. Das Gedächtniß an die Heimath ſchien vollſtändig in ihm ausgelöſcht zu ſein.

Neben ihm ſaß ſeine Frau an eine Tropenblüthe erinnernd, die ſich zu Menſchengeſtalt, zu einer Venus verwandelt. Auch ſie war nicht mehr das Mädchen aus der Hütte ihrer Mutter, hatte den Keim, den ſie in ſich getragen, zur höchſten Entwicklung gebracht. Nicht nur zu der wundergleicher Schönheitsvollendung, mehr noch zu einer Verkörperung jeden ſinnlichen Zauberreiz darbietender Weiblichkeit. Sie war einer leichten Fülle zugereift, die ihren geſchmeidigen Bau nicht beeinträchtigte, ſondern noch graciler hervorhob, glich einem voll entfaltet von ſchlankem Stiel getrage=nen Blumenkelch. Schmiegſame Weichheit und jugend=liche Kraft lagen in jeder ihrer Formen gepaart, die entzücken mußten, wo ſie offen zur Schau traten, doch

mehr noch berückten, wo ſie ſich, nur halb auf=dämmernd, unter den Gewandſtoff zurückbargen. Der verlieh ihr Geheimnißvolles, und ſichtlich verſtand ſie die Kunſt, ihn dazu zu nutzen. Sie ſtand im voll=ſten Gegenſatz zum Marmorbildniß einer unbekleideten Geſtalt; wahrſcheinlich hätte ein ſolches ſie entzaubert, das die Einbildung Beſtrickende, Sinneberauſchende von ihr geſtreift. Aber wenn ein Maler den körper=lichen Liebreiz, die Verſuchung und Verheißung, das Myſterium und die dämoniſche Macht des Weibes darſtellen wollte, ſo mochte er dafür wenig Modelle gleich vollendeter Art finden, wie Heid Overbek. Sie hatte ſich nicht von der Sonne verbrennen laſſen, ihr Teint wetteiferte mit dem jeder braſilianiſchen Mar=queſa, die den heißen Tag nur im ſchattigen Raum in ihrer ſchaukelnden „Hamaca“ ausgeſtreckt verbrachte, und der Hunger, der einſt Heid Wilbet getrieben, Binſenkörbe zum Verkauf zu flechten, war ihr eine un=verſtändliche Erinnerung geworden. Von dem Beſten, was die Gaſthausküche darbot, koſtete ſie nur leichthin als von ſtetig Gewohntem; wenn ſie ihr Glas hob, ſchimmerten in roſiger Farbe die Nägel der Alabaſter=finger, an denen jetzt aus feinen Goldreifen Smaragde grüne Strahlen warfen, wie ſie zuweilen aus der Tiefe ihrer Augen ſchillerten. In Haltung und Kleidung,

Weſen, Wort und Benehmen war ſie eine Señora; auch das hatte ſie von niemand zu erlernen gebraucht, in ſich getragen, aus ſich ſelbſt entwickelt. Doch die „Dame“ bildete nicht das Eigentlichſte an ihr, ſondern das Weib, wie in ihren Augen nicht der Glanz, ſondern das Verbrennende, das von ihnen ausging. Auch ihre Lippen hatten nichts Mädchenhaftes, ſprachen mit einer ſchwellenden Fülle, daß ſie gewöhnt waren, zu empfangen und zu geben; wie ſich die obere ein wenig über den Opalſchimmer der Zähne aufgeſchürzt hielt, lag in ihrem Ausdruck etwas Siegbewußtes mit einem ſpöttiſchen, faſt leicht mißächtlichen Anflug gepaart. Die beherrſchende Gewalt aber übte ihr Blick; wenn ſie dieſen Alf Overbek zuwandte, vollbrachte er willenlos, was ihr Mund ihn thun hieß. So hatte ſchon Heid Wilbet durch einen Blick den Capitän Lars Iyde bewogen, gezwungen, ſie mit ihrem Begleiter bei ſich an Bord aufzunehmen; ſie regte das Gefühl, einem Wilden im Urwald, einem Räuber und Mörder gegenüber keiner andern Waffe zu bedürfen. Nur auf Carlos Mazeras ſchien es keine Wirkung zu üben, daß ſie ihn anſah; er begegnete ihren Augen mit Gleichgültigkeit, oder wenn ſich in den ſeinigen dabei etwas kundgab, weckte es beinah den Eindruck, ſie flöße ihm auch bei näherer Bekannt-

ſchaft noch denſelben Widerwillen ein, mit dem er raſch das Geſicht von ihr abgekehrt, als er ſie zuerſt durch die Thür eintretend wahrgenommen.

Denn er blieb mit den beiden zuſammen, oder vielmehr mit Alf Overbek, für den er merklich in Kurzem eine Zuneigung faßte. Heid verbrachte die Stunden der Tageshitze im Zimmer und in ihrem Schaukellager unter dem dichten Schattendach eines neben der Poſada aufragenden mächtigen Sapucayabaumes, während ihr Mann in der erſten Morgenfrühe den Rio Contas aufwärts ruderte und im Sandgeröll desſelben ſuchte. Dort grub, ſichtete und wuſch er faſt unterlaßlos bis zum Abend in der verſengenden Glut, nur um Mittag eine kurze Raſt zum Einnehmen mitgebrachter Nahrung haltend. Mazeras begleitete ihn täglich, nach ſeinem Beiſpiel und ſeiner Anweiſung ebenfalls grabend und ſuchend. Mehrfach mit überraſchend günſtigem Erfolg, doch nichts lag Alf ferner, als ſeinen neuen Genoſſen um einen glücklichen Fund zu neiden. Theilnahme freilich erregte ein ſolcher ihm gleichfalls nicht, ſo wenig, wie eine werthvolle Ausbeute ihn freute. Er trieb ſeine Beſchäftigung mechaniſch, wie ein braſilianiſcher Negerſclave, ein Leibeigener die ihm auferlegte Arbeit, aber ihr Ausfall ließ ihn intereſſelos und auch nichts

ſonſt verurſachte ihm eine freudige Empfindung. Am Deutlichſten kennzeichnete vielleicht ſeinen apathiſchen Gemüthszuſtand, daß eines Mittags ein wundervoll blauſchillernder und ſtrahlender Rieſenfälter der Morphogattung ſich, die Flügel wiegend, dicht neben ihm auf einer Blüthe niederließ, doch Alf Overbek drehte ohne eine Glanzregung in den Augen gleichgültig den Blick von der tropiſchen Pracht des Schmetterlings ab. Wenn Mazeras wahrnahm, daß ſein Gefährte ſich in den Schatten ſetzte, um ebenſo mechaniſch, nur aus dem Erhaltungsbedürfniß des Körpers die mitgebrachten Nahrungsmittel zu verzehren, begab er ſich zn ihm, das Gleiche zu thun. Dann ſaßen ſie eine Zeit lang nebeneinander, Alf ſchweigſam eſſend, nur kurz auf die an ihn gerichteten Fragen antwortend. Doch unmerklich verfolgte Carlos Mazeras mit den letzteren einen Zweck, der darin beſtand, ſich über die Lebensvergangenheit Alf Overbeks von Kindheit auf zu unterrichten. Gewiſſermaßen tropfenweiſe entlockte er ſie dem Befragten, ohne daß dieſen ein Gefühl der Abſicht anrührte, und ab und zu that ein Blick des erſteren kund, daß er im innerſten Gemüth von einem anwachſenden tiefen Mitgefühl mit dem unjugendlich leiblich und geiſtig Verfallenen erfaßt und erregt wurde.

Eines Tags ward Mazeras vom glücklichen Zufall begünſtigt, in ſchon öfter durchſuchtem Geröllgrund noch einen Stein von erheblichem Werth aufzufinden. Als er ihn mit an den Abendtiſch brachte und zeigte, ging ein kurzes Gefunkel durch die Augen Heids; ſie äußerte nichts, doch wußte es einzurichten, daß ſie nachher einmal in einem Raum mit Mazeras allein zuſammentraf. Hier lachte ſie ihn an: „Schenke mir den Stein, den Du heut' gefunden!“ fügte indeß gleich nach: „Ich will ihn nicht umſonſt, ſag', welchen Preis Du dafür verlangſt.“ Er erwiederte gleichgültig: „Ich trachte nicht nach Gelderwerb, Señora,“ und wollte das Zimmer verlaſſen. Aber nun hielt ſie ſeinen Arm, überglühte ihn mit dem dämoniſchen Geleucht ihrer Augenſterne und verſetzte, die Lippe leicht über den Glanz ihrer Zähne aufſchürzend, halb raunenden Ton's: „Ich fragte nicht, ob Du Deinen Fund für Geld veräußern wolleſt, das beſäße ich nicht, ihn Dir zu bezahlen. Doch es giebt vielleicht einen andern Preis, den ich Dir trotz meiner Armuth bieten könnte und für den Du mir den Stein — zum Gedenken an Dich — ließeſt.“ Aber die Antwort des Angeſprochenen klang kurz zurück: „Welchen Preis, Señora? Ich wüßte keinen.“ Es geſchah nicht zum erſtenmal, daß die Augen Heids ihn unter ihre Herr-

ſchaft zu bringen geſucht, doch er war nicht Alf Overbek oder einem andern Manne gleich, und über ihn beſaß ihr Blick keine Macht. Wirkungslos, als ein Nichts, fiel der Zauberreiz ihrer Verſuchung an ihm ab, daß ſie, die ſcharfen Zähne in ihre Unterlippe eindrückend, die Stube verließ.

Gleichzeitig jedoch drängte ſie bei Alf auch auf das Verlaſſen der ihr nicht mehr genug an Ausbeute verheißenden Gegend und zum Aufbruch nach der Provinz Minas Geraës, und willenlos gehorſamte er ihrem Verlangen. Der Landweg dahin über das Küſtengebirge war höchſt beſchwerlich, beinah' unmöglich; ſo kehrten die Drei — denn Mazeras erklärte, mitgehn zu wollen — nach Bahia zurück, von hier aus zu Schiff nach Rio Janeiro zu fahren und auf beſſeren Straßen die neuentdeckten Fundſtätten von Diamantina zu erreichen. Es vergingen mehrere Tage, eh' ſich ein Fahrzeug für ihre Abſicht bereit fand, dann ſtand die Einſchiffung auf einer nach Buenos Ayres beheimatheten Vollbrigg für den nächſten Morgen bevor. Am Abend vor der Abfahrt, nach dem ſie die Cena zuſammen eingenommen und Heid, Ermüdung vorgebend, auf ihr Zimmer gegangen, faßte Mazeras den Arm Alf Overbeks und forderte dieſen auf, noch einen Gang mit ihm in's Freie hinaus, an den Hafen

zu machen. Sie gingen, und er führte ſeinen Begleiter durch die nächtlich gewordenen Straßen der Unterſtadt, blieb einmal, auf ein lautlos dunkles Gebäude hindeutend, ſtehen und ſagte, daß er dort zur Welt gekommen, dann wanderte er weiter. Noch einmal indeß hielt er an, abermals auf ein Haus weiſend, das nicht ſtumm und unbelebt dalag; ein verhängter Lichtſchein fiel von rückwärtsher durch ein großes Erdgeſchoßfenſter, vor dem ſich ein Eiſengatter korbartig weit ausbuchtete. Dahinter ſaßen auf niedrigen Tabourets mehrere junge Damen oder Mädchen mit halb von der Mantilla verſchleierten Geſichtern; Spätſommernacht Braſiliens war's, und an den Eiſenſtäben draußen lehnte ein Anzahl junger Männer, mit den drinnen Sitzenden in lebhafter, bald lauter, bald leiſer geführter Tertulia-Unterhaltung begriffen; witzige Rede, Stichelworte und halbverhüllte Liebeshuldigungen flogen, ſchnell erwiedert, hin und her, allſeitiges helles Lachen verſchlang manchmal den Klang der Einzelſtimmen. Ein Weilchen ſah und hörte Carlos Mazeras darauf hin, dann zog er ſeinen Genoſſen wieder mit ſich. „Ich habe Durſt," ſagte er, zum Hafenquartier hinabbiegend, „laß uns noch ein Glas zuſammen trinken," und er trat gleich darauf in die Thür einer ihm bekannten Wirthſchaft ein. Hier ſuchte er einen

kleinen abgeſchloſſenen Raum auf, in dem ſie ſich allein an einen Tiſch ſetzten konnten, beſtellte eine Flaſche Wein, füllte die Gläſer und trank das ſeinige Alf Overbek zu. Mechaniſch that dieſer ihm Beſcheid; ein feuriger Trunk war's, der ihm eine Blutwelle in's hohlwangige Geſicht trieb. Sie erneuerte und verſtärkte ſich bei einem zweiten Glaſe, das er ebenfalls raſch ausleerte; er war nicht daran gewöhnt, und es regte den Eindruck, daß der Wein ein ſchnelle Wirkung betäubender Art auf ſeinen Kopf übe, dem er als etwas Wohlthätigem nachtrachte. Mazeras redete gleichgültigen Ton's von der am nächſten Morgen bevorſtehenden Abreiſe, doch plötzlich einmal griff er nach Alfs Handrücken, faßte dieſen feſt zwiſchen ſeine Finger und ſagte:

„Ich habe nachgefragt, um zwei Stunden vorher bei Sonnenaufgang geht noch ein andres Schiff, nicht nach Rio, ſondern nordwärts nach Europa, nach Hamburg. Laß uns hier bei'm Wein ſitzen bis dahin, Overbek, und auf der Bark an Bord gehn, wenn ſie den Anker aufholt; ich begleite Dich."

Er preßte ſeine Hand noch feſter um die ſeines jungen Genoſſen, der wie von einer heftigen Nervenerſchütterung zuſammenſchrak und ſtammelnd wiederholte: „Nach Europa — nach Hamburg —?" Danach

ſaß er einige Augenblicke verſtummt, nur ein Rütteln ging ihm durch den Körper, bis er halb tonlos vom Mund brachte: „Meine Frau wird es nicht wollen —“

Mazeras fiel ein: „Sie ſoll's auch nicht wiſſen, denn was ich Dich thun heiße, ſagt: Laß ſie hier, im Lande, wohin ſie gehört, und geh' ohne ſie — wenn Du noch wieder geſund werden willſt, Overbek, geh' zurück nach Deiner Kinderheimath!“

Alf griff nach ſeinem Glaſe und trank haſtig daraus. Wie er es abſetzte, ging um ſeinen Mund ein aufgezwungener matter Verſuch eines Lachens, zu dem er antwortete: „Warum ſollt' ich geſund werden wollen, ich bin ja nicht krank.“ Doch der erkünſtelte Zug fiel gleich von ſeinen Lippen ab und er fügte nach: „Ohne meine Frau kann ich nicht fortgehn.“

Es war, als habe Carlos Mazeras darauf wie auf ein Stichwort gewartet, ſo flog ihm vom Mund zurück: „Sie iſt keine Frau, iſt kein Menſchengeſchöpf überhaupt. Kennſt Du die große Katze hier — die Eingeborenen heißen ſie Guaguara — das iſt ihr Ebenbild, iſt ſie ſelbſt. An ihren Augen und an den Zähnen könnteſt Du's ſehen — ein Puma iſt ſie, der ſeine Panthertatzen Dir in den Leib und in die Seele

krallt, Dich zu zerfleiſchen, Dir das Blut aus dem Herzen zu trinken und den Verſtand, die Willenskraft aus dem Kopf.“

Alf Overbek legte ſeinen Kopf, als ob dieſer ihm haltlos auf den Schultern taumele, an die Wand zurück und ſchloß die Augenlider herunter. So erwiederte er nach ein paar krampfhaft ſchweren Athemzügen: „Woher weißt Du's?“ Aber die Frage klang deutlich, als antworte ſie: „Ja, ich weiß es.“

„Weil ich Wochen lang mit euch gelebt habe, Dir und ihr in's Innere hineingeſehen, weil ich's aus Deinem Mund gehört habe, ohne daß er wußte, er ſage mir's —“

Mazeras brach jäh ab, griff plötzlich ebenfalls nach dem voll vor ihm ſtehenden Glaſe und leerte es auf einen Zug aus. In ſeine Augen war ein ſonderbares Flackern gerathen, und ſichtlich überlief ihm ein Zittern die Glieder. Kurz ſaß er, als ob er kämpfend etwas aus ihm Aufdrängendes zurückringe, doch dann ſchnellte er ſich mit einem Ruck näher an ſeinen Tiſchgenoſſen, daß ſeine Lippen ſich faſt dem Ohr deſſelben andrückten und zwang über die noch ſich ſträubend ſtockende Zunge:

„Keiner, der lebt, hat's gehört — aber Dir will ich's ſagen, Alf Overbek, wenn's Dich aus den

Krallen des Panthers losreißen kann. Ich kenne die, die Du Deine Frau nennſt, weil ich ſie gekannt habe, eh' ich ſie geſehn. Sie hieß damals Carlota, doch war ihr gleich am Geſicht, an Augen, Lippen und Miene, an jedem Mädchenzauber, wie eine Kurika mit ihrem Prachtgefieder der andern gleichſieht. Hinter dem Gitter des Hauſes, vor dem wir eben ſtanden, ſaß ſie im Käfig mit ihren Schweſtern, und wenn der Abend kam, drängte es ſich draußen zur Tertulia vor den Eiſentrallen des Fenſters. Dein Herz hat nicht banger und ſchneller geſchlagen, Overbek, als meines, wenn ich mit dort ſtand, zuweilen auch noch allein in ſpäter Nacht, nachdem die Andern gegangen, und ein flüſternder Mund mich gut ſchlafen und träumen hieß, und eine Hand wie eine weißſchimmernde Blume zwiſchen den Stäben hervor zum Abſchiedsgruß über die meinige hinglitt. Ein Freund und Genoſſe von mir, Tadeo, der mit mir auf demſelben Schiff fuhr, ſtand zumeiſt an meiner Seite, er warb um die Gunſt einer der Schweſtern; waren wir heimkehrend in die Bai von Todos os Santos eingelaufen, ſo ging unſer erſter Weg und an jedem Abend nach dem Tertuliafenſter unſrer Geliebten. Dann kam ein Tag, der uns nicht hier in Bahia ſah, ſondern in der Caraibiſchen See auf der Fahrt nach Santiago, und

am Abend erblickte ich etwas am kleinen Finger Tadeos, was mir wohlbekannt vorkam, einen ſchmalen Goldreif mit einem rothen Rubin darin. Allzubekannt war mir der Ring von der weißen Hand Carlotas, und wie ein Tollträumender ſtarrte ich drauf hin. Da ſprach er mir lachend, daß er bei'm Weggang den Reif von ihr erhalten, um deren Liebe er in Wirklichkeit geworben, nicht um die der Schweſter, und ihr Vater ſei einverſtanden, und wenn er zurückkomme, ſolle die Hochzeit ſtattfinden. Von ſeiner Bruſt zog er ein Amuleto, das er öffnete, und darin lag ein weiches, ſchwarzes Löckchen von der Schläfe Carlotas. Mir kam kein Wort von Mund, taumelnd fiel ich in meine Hamaka und wie ein Todter in Ohnmacht und Schlaf. Aber in mir lebten Träume und ſtellten mir dar, wieder und immer deutlicher und gewiſſer, er habe durch geheime Kunſt Carlotas Herz und Kopf bethört, wider ihr Wiſſen und ihr Wollen, denn ſie gehöre mir, liebe mich und nicht ihn. Sie kam ſelbſt, es mir zu ſagen, blickte mich an, ich hörte ihre Stimme und fühlte den Druck ihrer Hand. Doch dabei fühlte ich, es floß Gift in mein Blut, Tropfen um Tropfen, wie vom Zahn einer Scharakara, und fraß an meinem Herzen und meinem Hirn, daß brennendes Fieber wie ein Feuerbrand mir den Leib

durchloderte. Da fuhr ich aus der Schlafbetäubung auf, Lärm und Geſchrei war über mir, ein Stoß, glaube ich, warf mich aus der Hängematte zu Boden. Halb bewußtlos taumelte ich auf's Deck, eine überſchlagende Welle empfing mich, Geheul der Luft, Knattern und Krachen berſtender Segel. Ein jäher Sturm der verrufenen Caraibiſchen See hatte uns unvorgeſehen überfallen; es war helle Mondnacht, unbewußt, inſtinktiv flog ich auf den Ruf des Capitäns in die Taue, meinen Dienſt, das Nöthige zu thun, ein noch haltendes Segel zu braſſen. Wie's geſchehn, ich ſah mich plötzlich an Tadeos Seite, der tollkühn, todverachtend neben mir ſeine Arbeit that. So wetteiferten wir — da blinkte mir einmal der Goldreif an ſeinem Finger in die Augen — und ich dachte — der Gedanke ſchoß mir durch den Kopf —

Auf einer Raa ſtand er, faſt haltlos, nur mit einer Hand ſich anklammernd und der Gedanke ſchlug mir Krallen in's Gehirn: Wenn in dieſem Augenblick ihn ein Stoß träfe — von einer losgeriſſenen Bramſtange, einem fliegenden Segel, von einem Etwas —. Ich dachte es und ſtarrte nach ihm hin — und auf einmal, Alf Overbek, war die Raa, der Fleck, wo er geſtanden, leer —

Aber ſtatt deſſen trieb drunten tief unter mir etwas in der wilden See — die Wellen ſchlangen's nieder und warfen's wieder herauf. Es war geſchehn, was ich gedacht hatte, und beſinnungslos ſtierte ich hinunter —

Da kam's noch einmal, als richte es ſich auf aus dem Schaum und Giſcht, ein weißes Geſicht, greller als in der hellſten Sonne vom Mond überflammt. Das ſuchte nach mir in der Höhe mit zwei Augen wie blitzende Dolche und fand mich und bohrte ſie mir in's Geſicht, und ein Mund drunter rief lauter als das Brüllen von Sturm und See: „Deine Hand hat's gethan, Carlos Mazeras! Aber Du biſt mich nicht los geworden — ich bleibe bei Dir!“

In Santiago brachten ſie mich in's Spital und ich lag dort im Fieber, zwiſchen Leben und Tod, wochenlang. Ich wußte nichts von mir, als das Eine, das unabläſſig in meinem Kopf wie ein Irrwiſch zuckte und wie ein Hammerſchlag dröhnte: Meine Hand hatte es gethan —

Dann kam ich zum Bewußtſein, und eine Kraft in mir, ein Lebensdrang, mein Herzſchlag trotzte auf und ſchrie: „Ja, meine Hand that's, doch ſie hatte ein Recht dazu. Er war mein Freund und wußte von meiner Liebe, und aus dem Hinterhalt betrog

und verrieth er mich. Er bethörte ſie mit Liſt und Trug, und zehnmal verdiente ſeine Falſchheit den Tod. Ja, meine Hand that's, und ſie thäte es wieder, denn ſie vollſtreckte ein Gericht und wahrte mein Recht."

Und dann ſtand ich wieder vor dem Fenſter, am ſpäten Abend, als es leer draußen geworden. Ich hatte am Tage Carlota ein Zeichen gegeben, daß ich käme, und wartete, lang umſonſt, wohl ſtundenlang. Doch endlich dämmerte der matte weiße Schimmer eines Geſichts hinter dem Gitter auf und ihre Stimme ſagte: „Seid Ihr's, Señor? Ich habe erfahren, daß Tadeo im Sturm über Bord geſtürzt iſt, und danke Euch, daß Ihr kommt, als Augenzeuge, der dabei zugegen geweſen, mir die Botſchaft zu beſtätigen. Denn ich ſollte ihn nach dem Willen meines Vaters heirathen und bin durch ſeinen Unfall frei geworden, den zu wählen, den ich liebe. Gute Nacht, Señor, und wollt Ihr mich durch Eure Anweſenheit bei meiner Hochzeit ehren, werdet Ihr mir willkommen ſein, denn ich bin Euch dankbar."

Iſt Dir einmal ein Riß durch den Kopf geſpalten, Overbek, wie von einem Blitzſchlag, zugleich wie ein Todesſtreich und wie eine Flamme, die grell in die letzte Finſterniß eines Abgrunds hinunterziſcht?

Das war kein Mädchen, kein Weib, kein Menſchengeſchöpf — eine Guaguara war's, die ſich gegen das Käfiggitter ſchnellte und durch ſeine Trallen ihre Tatzen mir in die Bruſt, in's Herz und Hirn ſchlug. Sie ſprachs nicht mit grabem Wort an mein Ohr, aber in meine Seele ſtach ſie's mit vergifteter Dolchzunge hinein, das klare Verſtändniß: Meine Hand hatte es gethan, doch ſie hatte meine Hand geführt. Sie hatte ihm den Ring an den Finger und die Locke auf der Bruſt gegeben, damit ich ſie frei von ihm machen ſollte. Und ſie lachte mir den Dank entgegen, daß es ihr gelungen, wie die Guaguara ein heiſeres Gurren durch die blutigen Zähne ſtößt, wenn ſie ihre zuckende Beute in den Krallen hält, und ich fühlte ihren heißen Raubthierathem auf meinem Geſicht."

Carlos Mazeras hatte mehr und mehr ſelbſt mit einer trocknen, heiſer verſagenden Stimme geſprochen, hielt jetzt an, um wieder nach ſeinem Glaſe zu faſſen und es abermals in einem Zug zu leeren. Neben ihm ſaß Alf Overbek reglos-ſtumm, nur ſeine weit und ſtarr geöffneten Augen thaten kund, daß Leben in ihm ſei, und daß er gehört habe, was ſein Gefährte ihm geſprochen. Es war, als ob dieſer damit, daß er es zum erſtenmal einem Menſchenohr anvertraut, eine Laſt von ſeiner Bruſt abgerungen, er athmete

ein paarmal tiefer auf, doch dann verdüſterte ſich ſein Geſicht wieder wie von einem über ihn fallenden Schatten, und mehr vor ſich hin als zu einem Hörer ſprechend, hob er wieder an:

„Wie ich auf ein Schiff zurückgekommen, weiß ich nicht, aber ich war drauf; ich glaube, daß ich gedacht, mein Mitſein am Bord müſſe ihm Verderben bringen und es in die Tiefe hinunterſchlingen laſſen. Das war ein abergläubiſch-thörichter Gedanke meines zerrütteten Kopfes und zugleich ein ruchloſer, und er ward nicht zur Wirklichkeit. Ganz andres geſchah an mir, denn Wind und See thaten Wunder, als ob ſie das Gift aus meinem Blut wegſpülten, ſeine raſenden Wellen mählich zur Ruhe glätteten und das Gedächtniß in mir überdämmerten und aus mir heraus mit ſich fortnähmen. Ich that meinen Dienſt, wie die andern, nicht ſchlechter, am beſten, ſagte der Capitän; ich fand Schlaf nach der Arbeit und ſchlief feſt und traumlos. Unſer Curs ging nach Nord, nach Europa; wir kamen aus dem Paſſat und der Teneriffapik lag uns nach rechts grau über'm Waſſerrand."

Der Sprecher ſchwieg wieder einen Augenblick, eh' er fortfuhr:

„Da war's, daß an mich die Nachtwache gerieth, nicht zum erſtenmal ſeit unſrer Abfahrt, aber anders.

Wir hatten am Nachmittag haarige Luft bekommen, die mit dem Abend dicker ward; es hieß, gut aufpaſſen, das Queckſilber fiel, der Capitän glaubte an Sturm. Um's achte Glaſen ward ich zur Ablöſung geweckt und kam auf Deck, nicht in ſo dunkle Nacht, als ich erwartet, graudämmerig lag's um mich her, man ſah faſt bis oben in die Maſten hinauf. Der Wind ſang im Tauwerk, die Decksbalken knarrten und die Spieren ächzten, doch von Sturmzeichen war keine Spur und der Capitän fort von der Brücke, wohl auch ruhig in der Koje. Ich ging Steuerbord leewärts auf und ab, das Schiff lag ſacht herüber mit mäßiger Fahrt. Dabei ward's nicht dunkler, ſondern noch klarere Sicht; ich ſah's, ohne weiter über den Grund davon zu denken. Aber auf einmal gab's etwas wie einen Riß oben am Himmel, daß alles beinah taghell um mich ward. Nach beiden Seiten fiel der Dunſt wie die Leinwand von einer Raa herunter, und beinah vollrund blitzte das Mondſilber auf die See. Sie ging dunkel, weithin keine Schaumwelle, aber im ſelben Augenblick krauſte ſich dicht unter mir ein kleiner weißer Wirbel und reckte ſich und ward zu einem Kopf und einem fahlen Geſicht, grell vom Mond beſchienen und nach mir aufſtarrend. Und von den blutloſen Lippen klang eine Stimme herauf:

„Ich bin da — ich bin bei Dir, Carlos Mazeras!“ Mit beiden Händen hielt ich mich am Schanzkleid; ich wollte von der Reling fort und konnte mich doch nicht von ihr losmachen, mußte immer hinunterſehn nach dem Kopf, der immer gleich ſchnell wie das Schiff im Leewaſſer drunten forttrieb. Auch eine Hand reckte ſich manchmal neben ihm herauf und winkte zu einem Ruf: „Komm zu mir — komm!“ Im Morgengrau fanden ſie mich bewußtlos unter dem Reling am Boden.“

Mazeras machte abermals eine kurze Pauſe, dann fügte er nach:

„Er hatte es geſagt, er laſſe nicht von mir, und er that's nicht. Im Tageslicht und in dunklen Nächten konnt' er's nicht, aber ſobald der Mondglimmer auf's Waſſer fiel, war er da — immer — immer — und winkte mir, und wenn er mich mit ſeinen Augen gefaßt, konnte ich den Blick nicht mehr von ihm losreißen. Und ich fühlte, der Wahnſinn reckte ſich aus ſeinem weißen Geſicht nach mir auf, packte mein Hirn und zerrte und zog an mir, mich über Bord hinunter zu reißen. Ich konnte nicht auf der See bleiben, mußte auf's Land. So kam ich in eure Stadt und nahm Arbeit auf der Werft, zehn Jahre lang. Dann glaubte ich —“

Doch der Sprecher vollendete nicht, ſondern brach ab:

„Was red' ich Dir von mir, Alf Overbek, dazu hab' ich Dich nicht hierhergeführt. Um Dich noch zu retten, that ich's, daß Du auf dem deutſchen Schiff an Bord gehſt; thuſt Du's morgen nicht, iſt's zu ſpät."

Alf Overbek antwortete dumpf mit einem kurzen Nicken: „Ja, ich weiß es."

„Daß Deine Frau eine Guaguara iſt, wie's die andre war — darum ſprach ich Dir von ihr, denn ſie ſind ſich gleich wie Zwillinge an Geſicht und Zauber, an Blutgier und Grauſamkeit. Daß ſie Dich in ihren Tatzen hält und Dir Leib und Seele zerfleiſcht — Du weißt es?"

„Ja, aber ich kann nicht von ihr laſſen."

Apathiſch willenlos und doch zugleich als unabänderlich klang's vom Munde des Antwortenden. Ein Zucken überfuhr Carlos Mazeras' Züge, er faßte krampfhaft den Arm Overbeks und ſtieß aus:

„Ich bin Dein Freund — ſie hat mich dazu gemacht — und ich will Dich retten. Ich weiß noch mehr, als Du. Glaubſt Du, daß ſie Dir treu iſt?"

„Nein."

„Wenn ich gewollt — vor wenigen Tagen hätte ſie mir gehört.“

„Du brauchſt es mir nicht zu ſagen, ich weiß es.“

„Und weißt Du auch, wo ſie in dieſem Augenblick iſt? Glaubſt Du, daß ſie müde war und in ihrem Zimmer ſchläft?“

„Nein.“

Mit ſeinen matten Augen ſah Alf bei der Erwiederung auf und ſetzte tonlos hinzu:

„Du glaubſt mehr zu wiſſen als ich, und kennſt ſie ſeit nicht ſo viel Wochen, als ich Jahre mit ihr gelebt. Mehr als eines davon iſt vergangen, eh' auch ich ſie kennen gelernt, aber dann wußt' ich's — wußte, ſie betrüge und verrathe mich, habe es ſchon auf dem Schiff gethan, das uns von Europa herüberbrachte. Ein Knabe war ich damals noch und glaubte, aus hülfreichem Mitgefühl habe der däniſche Capitän uns ohne Entgelt am Bord aufgenommen. Doch eine Stunde kam, in der ich's begriff und erkannte, daß er's für einen Blick von ihr gethan, der ihm Lohn verhieß. Laß uns nicht mehr davon ſprechen, Du kannſt mir nichts ſagen, was ich nicht weiß. Aber Du haſt es gut gemeint — hab' Dank dafür!“

Alf ſtreckte ſeine Hand nach der Carlos Mazeras', der heftig ausſtieß:

„Du warſt ein Knabe, ſagſt Du, doch jetzt biſt Du ein Mann, der weiß, daß ſeine Frau ein Raubthier und eine Metze iſt. Overbek, Du mußt — Du ſollſt —“

Doch Alf Overbek ſtand von ſeinem Sitz auf. „Laß uns gehn — ich bin kein Mann, Mazeras. Sie müßte von mir laſſen, ich kann's nicht.“

Er wandte den Fuß gegen die Thür; ſeinem Gefährten flog unwillkürlich vom Mund: „Sie läßt nicht von Dir, ſo lange Deine Sclavenarbeit ihre Taſche mit Diamanten füllt!“

„Ich weiß es.“

Der Antwortende ſchritt hinaus, Mazeras folgte ihm, die Zähne gewaltſam aufeinander preſſend, ſtumm gingen ſie draußen nebeneinander. Die Nacht war hell geworden, oſtwärts ſtieg der Mond über der Bai herauf und begann auf dem Waſſer des Hafens zu glimmern. Wie ſie zu ihrer Poſada kamen, reichte Alf ſeinem Begleiter noch einmal ſchweigend, mit mattem Druck die Hand und begab ſich in ſein Zimmer. Im Kopf ging's ihm taumelnd auf und ab; wenn ſein Geiſt noch nicht zerrüttet war, ſtand er doch an der Grenze der Zerſtörung. Er dachte nicht mehr des geſpenſtiſch Entſetzlichen, das Carlos Mazeras ihm aus ſeinem Leben mitgetheilt, ſondern horchte

nur an der Verbindungsthür, die in's Nebenzimmer zu dem Heids führte, ob er ihrem Athemzug höre. Doch ſein fiebernd geſpanntes Ohr vernahm nichts; geräuſchlos faßte ſeine Hand den Drücker, die Thür war verſchloſſen; leiſe klopfte er an dieſe mit den Fingerſpitzen, es kam keine Antwort. Nun ſetzte er ſich und horchte, den Athem verhaltend, mit glanzlos ſtarrem Blick nach dem Flur hinaus, ob ein Schritt über dieſen von der Treppe heraufklinge. So ſank ſein Kopf allmählich haltlos zurück, und ſitzend fiel er in Schlaf. Aber man ſah, nur der tödtlich ermattete Körper brach zuſammen; der ſchwer ringende Athem gab kund, ſein Inneres, die Seele, das Gehirn fand keine Ruhe.

Dann indeß war die Sonne ſeit zwei Stunden aus dem Ocean heraufgetaucht und ſah nach der Beſtimmung die drei Reiſegenoſſen an Bord der für Rio Janeiro die Segel lichtenden Brigg „La Confianza". Ein gutgebautes, kraftvolles Vollſchiff mit Teckholzſpanten war's, auf das ſich Vertrauen und Zuverſicht ſetzen ließ, und das ſich ſeinen Namen ſeit mehr als einem Jahrzehnt auf Fahrten ums Kap Horn nach Valparaiſo bei manchem ſchweren Unwetter wohlverdient; da es oft die Linie paſſirte, beſaß es, um die Calmen überwinden zu können, neben der Segel-

ausrüſtung eine kleinere Dampfmaſchine von mäßiger Kraft. Der Capitän genoß in allen Häfen Südamerikas den Ruf eines beſterfahrenen und unerſchrockenſten Schiffers und ward oft wegen des Scharfblicks beneidet, mit dem er ſeine Mannſchaft ſtets nur aus tüchtigſten Leuten zuſammen zu muſtern verſtand. Die that allerdings auch manchmals beim Curs um das ſchlimm berufene ſchwarze Kap oder durch die vereiſte Magelhaensſtraße noth, doch diesmal ging die Fahrt zu günſtiger Jahreszeit gefahrlos nur nach Rio und Buenos Ayres, Bahia lag bereits außerhalb des Calmengürtels, und der Südpaſſat verſprach bei richtiger Benutzung in längſtens einer Woche Erreichung des erſten Ziels. Hochſtattlich, unter voller Leinwand kreuzte die Confianza an der Inſel Itaparica vorüber durch die wunderſame Bucht von Todos os Santos ins Weltmeer hinaus. Vor der Mittagsſtunde verſchwamm und verſchwand rückwärts im Sonnenduft der an der Felswand hochaufgetreppte weiße Glanz San Salvadors da Bahia.

Carlos Mazeras hatte ſich mit den beiden Andern eingeſchifft, als ob er keine andere Abſicht gehegt. Kein Wort und kein Blick von ihm erinnerte an das, was er am Abend zuvor Alf Overbek in der Wirthſchaft geſprochen; er redete Gleichgültiges oder von

den Ausſichten, denen ſie in Minas Geraës entgegenfuhren. Seine Begleitung dorthin fiel Heid merklich nicht erwünſcht, wenigſtens anfänglich nicht. Dann indeß änderte ſich's, er bewies ſich zuvorkommender gegen ſie, als früher, wich einem Geſpräch mit ihr, wie dem Blick ihrer Augen nicht mit Kundgabe von Widerwillen aus; es regte den Eindruck, als gelinge es ihr, ihn, den Einzigen, der ihrem Reiz widerſtanden, doch noch unter ihre Macht zu zwingen. Gleich ſeinen Gefährten machte er die Fahrt nicht als Matroſe, ſondern als Paſſagier mit eigner kleiner Cabine; in dieſer traf Alf ihn gegen Abend des erſten Tages, ſorglich, wie auf der Ueberfahrt von Europa nach Bahia, ſein Fenſter verhängend und die Seitenſpalten gegen jeden Lichteinfall dicht verſtopfend. Der Herzukommende fragte, was er treibe, doch Mazeras antwortete nur kurz: „Wir haben Mond zur Nacht," und als die Sonne niederging, verſchwand er vom Deck und erſchien erſt nach Tagesanbruch wieder aus ſeiner Kajüte.

Die Tage hindurch unter blendender Sonne ging die Fahrt über die uferloſe, immer gleich, einer unbewohnten Steppe ähnelnd hingedehnte Fläche des Oceans; nur fliegende Fiſche ſchnellten ſich glitzernd, als höben ſie ſich wirklich im Flug, aus dem Waſſer

und eine Strecke drüber hin, und kleine und weitklafternde Seevögel umkreiſten im Bogen, doch zumeiſt ſich ſcheu entfernt haltend, das Schiff. Die Richtung des Paſſatwindes auf der ſüdlichen Halbkugel nöthigte dies, den Lauf von der Küſte ab weiter oſtwärts hinaus zu halten, und am Morgen des vierten Tages ward zur Linken fernhin am Horizont dämmernd die kleine braſilianiſche Inſel Trinidad ſichtbar. Die Fahrt war raſch geweſen, jetzt konnte die Brigg ſich nach Südweſt drehen, und zwei Tage nur noch mußten ſie bei dem friſchen Paſſat nach Rio bringen.

Doch die Zuverſicht auf den letzteren täuſchte, denn am Nachmittag ſchlief unerwartet und raſch der Wind zu vollkommener Stille ein, die Segel fielen ſchlaff herab, als ſei das Schiff in eine Calme unter der Linie gerathen, nur im Widerſpruch dazu minderte der Seegang ſich nicht, ſondern wuchs in langen, von Süden her rollenden Dünungswellen an. Eine weißliche Dunſtſchicht überzog langſam die ſtrahlende Himmelsbläue, und das Sonnenlicht ward matt, loſch nach und nach völlig hin. Im Süden aber ſtieg es wie ein wunderlicher Aufbau vom Meereshorizont empor, gleich einer phantaſtiſch bezinnten und bethürmten Mauer. Erſt dunkel, ſchwärzlich, dann färbte es ſich mit dem nicht mehr ſichtbaren Sonnenuntergang

zu einem braunen Roth um. Der Capitän ſtand auf der Brücke und hielt eine geraume Zeitlang ſein Sehrohr faſt unausgeſetzt auf die Wolkenbank gerichtet. Er ſprach nicht, als daß er einmal dem herzutretenden Steuermann kurz ſagte: „Das iſt außer der Ordnung um die Jahreszeit.“ Sein Glas wieder hebend ſchickte er den Steuermann mit einem Auftrag in die Cajüte; derſelbe kehrte mit der Meldung zurück, das Queckſilber ſei jäh ſeit einer Stunde um fünf Striche gefallen. Nun ſcholl Commandoruf des Capitäns übers Deck, alle Segel bis auf dichtgereffte Marsſegel feſtzumachen und die Maſchine unter Dampf zu ſetzen. Die Matroſen flogen in die Taue, dichtes Gewimmel und raſche Arbeit umgab Maſten und Raaen. Die Fahrt näherte ſich erſt der Grenze des Steinbockwendekreiſes, doch von der bisherigen Tropenhitze war ſeit einer halben Stunde nichts geblieben; eine eiſige Luftanathmung, als komme ſie von den Gletſchern des Südpols, ließ die Finger faſt erſtarren. Aber die Befehle des Capitäns waren ausgeführt, ehe das Nachtdunkel völlig ſchwarz einbrach. Aus dem Dampfſchlot begannen Rauch und Funken zu ſtieben, und nur die Sturmſegel ſtanden oder vielmehr hingen ſchlappend herunter. Denn die Windſtille blieb, während die Dünung ſich immer gewaltiger verſtärkte und das

Schiff wild ſchlingernd herüber und hinüber warf, bis es unter Hülfe der Dampfkraft gelang, daſſelbe mit dem Kopf gegen die Wellen zu legen. Nun deckte Finſterniß alles zu, man hörte nur oben in der Luft ein fauchendes Stöhnen und darunter das ſchrille Gekreiſch von Seeſchwalben, Sturmvögeln, Albatroſſen, die jetzt ſich nicht in der Ferne hielten, ſondern, wie das Ohr kundgab, ſchreiend dicht um die Maſten des Fahrzeugs jagten.

Carlos Mazeras hatte ſich wie ſtets beim Enden des Tageslichts in ſeine feſtverhüllte Cabine begeben. Die hurtige Thätigkeit in der Takelage wies drauf hin, daß der Capitän Unwetter erwartete, doch in der Luft unten regte ſich nichts, und Mazeras hatte gleichmüthig manch' wilden Sturm auf jedem Ocean durchgemacht. Den fürchtete er nicht, nur den Mond, der kommen mußte, und vor dieſem ſuchte er Schutz. Doch kleidete er ſich nicht aus, für den Fall, daß die Nacht Uebles bringe; er ſteckte ein Säckchen mit den Steinen, die er am Rio do Contas gefunden, zu ſich und ſtreckte ſich auf ſein Lager. Seit der Abfahrt von Bahia war ſein Kopf gedankenverworren, wälzte oft traumhaft ſinnverlorne Vorſtellungen und Pläne übereinander. Er war nicht müde und dachte nur wachend zu liegen, aber zu dem, was ihm durch den

Sinn ging, wiegte die ſchlingernde Bewegung des Schiffes ihn allmählich in ein Verdämmern des Bewußtſeins, und er verfiel doch in Schlaf.

Und er ſchlief feſt, denn er hörte und fühlte nichts von einem jähen Stoß, der um ein paar Stunden ſpäter die Conſianza traf, plötzlich, ihren Rumpf ſchütternd, als ſei ſie gegen ein Felsriff aufgerannt. Das konnte nicht ſein, denn ſie befand ſich über klippenlos unermeßlicher Tiefe des offnen Meeres; nur ein Niederſtoß aus der Luft war's, ein Bote des Kommenden, und zugleich ging eine Sturzſee übers Heck und warf ihren ziſchenden Schwall ſtrömend auf dem Deck bis zum Bugſprit entlang.

Der Capitän hatte die Brücke verlaſſen und arbeitete ſich durch das lichtloſe Dunkel zum Steuermann hinüber, der feſt ſeine Hand ums Ruder geklammert hielt, dies auch, von der kippenden Welle bis an den Kopf überſchlagen, nicht losgelaſſen. Der erſtere rief nur ein kurzes Wort: „Ein Tornado," und der andere erwiederte: „Ja, Capitän." Der ſpaniſche Name war's für eine Cyclone der Regenzeit zwiſchen den Wendekreiſen des atlantiſchen Oceans; verfrüht brach ſie herein.

Der Himmel überſpannte alles gleich einer ſchwarzen Pfanne, der Sturmanprall hatte die Schiffs-

laternen zertrümmert und ausgelöſcht, die Hand vor'm Auge ward nicht ſichtbar. Doch bei ungeheurem Rohren der See umher fuhr ein donnerndes Sauſen jetzt durch's Takelwerk, Knattern und Krachen kündeten, daß Spieren, Stangen, Raaen zerbrachen und in Trümmerſtücken umhergewirbelt niederſchlugen. Zuſammen mit ſchmetterndem Hagelſturz nußgroßer Schloßen, das vereinigte brüllende Getöſe verſchlang jeden Stimmruf. Doch rundum am Horizont flammten nun Blitze auf und durchriſſen die Finſterniß. Bei ihrem Schein ſah man überall die Matroſen ungeſchreckt auf ihren Poſten, die Geſichter nach dem Stand des Capitäns hinrichtend; droben aber zerfaſerte ſich an Stellen die ſchwarze Wolkenmaſſe, in geſpenſtiſchen, ſcharf umriſſnen Geſtalten raſten die aufgelockerten Theile, einem Heer im Schlachtgemenge gleich, herüber und ſchloſſen die Lücken wieder, durch die flüchtig ſcharfblitzende Sterne niedergefunkelt. Ringsum eine weißbrodelnde, bei dem zuckenden Geleucht wie mit grünlichem Glimmer überſtreute See.

Doch die Confianza war ein gutes Schiff; wider den Tornado gedreht, rollte ſie jetzt ſtampfend gegen die berggleich anſtürmenden Wogen, nun mit dem Bug, nun mit dem Heck wie in der Tiefe verſchwindend. Aber ſie tauchte wieder empor und ihre feſten Planken

hielten. Aufrecht, die Finger einer Hand um ein Tau geſchlungen haltend, ſtand der Capitän, des Weiterkommenden gewärtig; nach vorn am Backbord überhellten die Blitze dann und wann die Geſichter Alf Overbeks und ſeiner Frau. Sie waren mit dem Ausbruch des Sturms von unten heraufgekommen; auch er mußte ſich halten, um nicht zu Boden geſchleudert zu werden, und that's mechaniſch. Seine abgeſpannten Züge redeten von keiner Furcht, nur aus ſeinen Augen flackerte es ab und zu von einer inneren Erregung, doch keiner ſchreckhaften, wie von einer Hoffnung, die nächſte Minute ſchlinge ihn mit ſeiner Frau in die gährende Wuth drunten hinab. In Heids weißem Geſicht dagegen malte ſich wilde Angſt, krampfhaft hielt ſie ſich mit beiden Händen feſtgeklammert. Ihr ſchwarzes Haar war aufgeriſſen, lang um ſie flatternd; die Sturzſee hatte ſie getroffen, vom Scheitel herab übergoſſen, und ihre triefend durchnäßten Kleider umſchloſſen ihr eng angeheftet die Glieder, alle Formen des Körpers durch die Hüllen deutlich offenbarend. Sie erſchien, wie nur die Phantaſie ſich ein Meerweib vorzuſtellen vermochte, ſo dämoniſch hatte ihre Schönheit ſich noch nie gezeigt; ihre Augen irrten mit manchmal grün aufglimmerndem Gefunkel umher. Wenn der Blick Alf Overbeks ſie,

von einem Blitz erhellt, so traf, schwand der Ausdruck in seinen Augen, und die nach ihr hinstarrenden füllten sich mit einem brennenden Glanz des Verlangens nicht zu sterben, zu leben.

Da klang durch einen Augenblick, in dem es sonderbar still geworden, ein lauter Warnruf des Capitäns. Das blaue Geflacker der Blitze umlief den Himmelsrand wie zuvor, aber wenn sie für Secunden aufhörten, blieb trotzdem jetzt ein mattes Zwitterlicht, als dauere ihre Wirkung noch fort. Und in diesem seltsam geisterhaften Dämmerschein sah man mit Augen etwas herankommen, zugleich aus der Luft und aus dem Meer. Von oben wühlte sich's in die kochende See und schleuderte im Nu aus ihr eine düstere masthohe Wassermauer auf. Ein zweiter Orkanwirbel des Tornados war's, doch mit ihm verglichen der erste nur eine Sturmbö der Ostsee gewesen. Wie mit einem betäubenden Kanonenschlag traf der Stoß den Schiffsrumpf, und gleichzeitig brach über diesen der Kamm des rollenden Wellengebirgs. Die dunkel herangethürmte Masse verwandelte sich in einen unermeßlichen Schwall wie Phosphor glimmernden und glühenden Schaums, ein Gischtmantel jagte schnaubend, die ganze Brigg einhüllend, bis zu den Mastspitzen hinan, als rase ein nordischer Schneesturm über sie

hin. Obgleich ſich bereitet haltend, vermochte keine Menſchenkraft Widerſtand zu leiſten; der Capitän und der Steuermann, jeglicher auf dem Deck ward von ſeinem Halt los- und zu Boden geriſſen, machtlos gegen die Reling fortgeſchwemmt. Der ungeheure Anprall hatte das Schiff leewärts über geworfen, daß ſein Schanzkleid an der Backbordſeite faſt auf dem Waſſer lag, und es richtete ſich nicht wieder empor. Maſten und Stangen ſtanden krumm gebogen, nach Luv ihre Halttaue, als ſeien ſie aus Eiſen, ſtarr geſtrafft, leeüber locker herabſchlotternd. Das Alles ließ ſich deutlich gewahren, denn faſt mit jedem Augenblick nahm die Helligkeit zu.

Dieſer Stoß aber hatte Carlos Mazeras doch aus ſeinem dumpfen Schlaf geweckt. Sinnverworren ſprang er auf, blitzgeſchwind indeß fiel die Betäubung von ihm ab. Dann wußte er, was ſei, und ſtürzte zur Thür, nicht als Cajütenpaſſagier, als Matroſe, der ſeinen Mann zu ſtehen hatte. Faſt erſtickend goß ſich ihm auf der Treppe ein Waſſerüberſchwall entgegen, doch nicht zum erſtenmal rang er ſich durch ſolchen die Stufen hinan. Inſtinctiv flog auf dem Deck ſein Blick ſuchend nach dem Capitän umher, der ſich, wie die Mehrzahl der Mannſchaft, kraftvoll wieder aufgerafft hatte; ein paar nur, heftig und un-

glücklich gegen ſcharfe Ecken geſchmettert, verriethen durch hülfloſe Bemühung, ſich in die Höh' zu bringen, zerbrochene Glieder. Quirlend verlief das Waſſer ſich durch die Speigatten; wie Trompetenſtöße, Pfeifen und Trommeln überwirbelte es das Schiff. Mazeras rief: „Was ſoll ich, Capitän?“ Der Angerufene drehte den Kopf und gab nur zurück: „Warten, ob's noch einmal kommt.“

Denn im Vergleich war's wieder ſtill, wenigſtens in der Luft unheimlich ruhig. Zum erſtenmal kam es allen zum Bewußtwerden, woher die noch mehr verſtärkte Lichthelle ſtamme; der beinah volle Mond ſtand, ſchon weit aufgeſtiegen, im Oſten. Ein Gewinn war's, daß er die vorherige Finſterniß aufhob, und doch, faſt hatte dieſe etwas minder Schreckhaftes gehabt. Zu deutlich ſah man jetzt das unermeßliche, tobende Chaos rings um das winzige, drauf umgeſchleuderte Holzſtück; der Mond ſelbſt erſchien nicht, oder wenigſtens nur ſo lange ein Wimperzucken dauerte, während deſſen die ſilberne Scheibe grell blitzend zwiſchen den ſchwarzen, jagenden Wolken hervortrat, um, kaum geſehn, wieder zu verſchwinden. Doch da ſtach er abermals ebenſo herab, augenverwirrend, ein Schwindelgefühl im Kopf regend, man mußte den Blick abwenden. Auch ſein ſonſt er-

ſehntes Licht trug heut' nur bei, die Unheimlichkeit zu mehren.

Noch immer lag das Schiff tief leewärts über; der Orkanſtoß und die überbrechende Sturzſee hatten Alf Overbek und Heid ebenfalls zu Boden geriſſen und gegeneinander gerollt, doch beide waren unverletzt. Er ſchlug den Arm um ſie, ſie ſchützend bei ſich zu halten, aber ſie riß ſich los und rang ſich ſchwankend haſtig auf dem ſchrägen Deck einige Schritte von der gefahrdrohend übergebogenen Reling aufwärts, ein Tau erhaſchend, das ihr ſichrer als Halt und Schutz erſchien; Alf wollte ihr folgen, doch ſein Fuß glitt auf den ſchlüpfrigen Brettern aus, und er rollte zurück. So ſtand ſie, halb zuſammengeduckt, als Mazeras das Deck erreichte. Die Antwort des Capitäns hatte ihm erwiedert, es ſei nichts mehr zu thun, als das Kommende zu erwarten, ihm ſelbſt zeigte ein Blick, das Feuer der Dampfmaſchine ſei ausgelöſcht. Suchend gingen ſeine Augen um, fanden ſeine Reiſegenoſſen, und den kundig-ſichren Seemann offenbarend, geſchickt halb gleitend, halb ſchlingernd, arbeitete er ſich zu Alf hinunter. „Die Confianza verdient ſo zu heißen," ſagte er ruhig, „ſonſt ſtänden wir nicht mehr auf ihr. Bewahr' mir das, in den Tauen kann ich's nicht brauchen." Er zog etwas aus ſeiner Taſche

und drückte es in die Alf Overbeks, ohne daß dieser drauf achtete. Doch faſt zugleich ſcholl wieder ein Ruf: „Guarda!“ Das Schiff gehorchte dem Steuer nicht mehr, und ſturmüberbrüllt rollte abermals eine mächtige Sturzwelle gegen ſeine Breitſeite heran. Schon auf halbe Kabellänge hinaus klar, faſt wie im Tageslicht erkennbar, denn durch weitklaffende Wolkenlücke trat im Augenblick zum erſtenmal der Mond völlig frei heraus, einer weißen, blendend niederſchießenden Flamme gleich. Und mit dem nächſten Athem ſtieß plötzlich Carlos Mazeras aus:

Da iſt er — er winkt mir — ich ſoll kommen — ich ſoll kommen —“

Unwillkürlich drehte Alf den Kopf in die Richtung, wohin der neben ihm Stehende mit geiſterhaft verwandeltem Geſicht weit aufgeriſſenen Blicks in's mondglitzernde Waſſer hinunter ſtarrte. Doch der erſtere gewahrte nichts, und ohne Denken erwiederte er mechaniſch: „Wer — wonach ſiehſt Du?“

„Da — da — der Kopf — und die Hand — ſie reckt ſich und krallt mir die Nägel bis in's Hirn —“

Nun erſt kam dem Hörer die Erinnerung an Mazeras' geſpenſtiſches Einbildungsphantom, das ihm der Mond zurückbrachte, wieder aus der See heraufſtauchen ließ, doch ein Schauer faßte Alf an, denn

auch ihm war's jetzt, als ſehe er drunten im ruhigeren Seewaſſer einen treibenden Kopf mit ſchwarzem Haar über weißem Geſicht, und er verſetzte: „Sieh weg — es iſt nichts Wirkliches — nur Phantaſieſpuk —"

Aber er ſprach's ins Leere — hinter ſich hörte er einen Ruf: „Du ſollſt aus ihren Tatzen!" und wie ſein Blick umflog, ſah er Carlos Mazeras jählings mit einem Sprung ſich zu Heid über die Deckſchrägung hinanſchnellen. Sein rechter Arm ſchlang ſich um ihren Leib und riß ſie ſichtlich mit irrſinnig unwiderſtehlicher Kraft von dem Tau los, an das ſie ſich feſtgeklammert hielt. Wahnwitz und doch auch ein bewußter Wille miſchten ſich in ſeinen Zügen, er ſtieß hinterdrein: „Die Guaguara nehm' ich mit — ich bringe ſie ihm —"

Aufſchreiend rang Heid umſonſt gegen ſeine eiſerne Klammer; als ſei ſie ein Luftgebild hob und hielt er ſie, wie ein gewichtloſes Nichts. Auch Alf Overbek brach ein irrer Schrei vom Mund, die Arme vorſtreckend, ſtürzte er auf ſie zu.

Da taumelte er, mit voller Wucht traf die anbonnernde Welle die Breitſeite des Schiffes, ein Stoß, als breche es in der Mitte auseinander, warf ihn, wie alle zu Boden. Im Fall ſah er noch durch einen Giſchtſchleier Carlos Mazeras Heid mit ſich über die

faſt auf's Waſſer gedrückte Reling hinabreißen, dann brach die weißbrodelnde Sturzſee über ihn, ſchleuderte ihn wie einen Kork umher. Sein Kopf ſchlug mit der Stirn gegen einen ſcharfzerſplitterten Balken, roth-ſchäumend verquirlte das Waſſer um ſein Geſicht, nun ſtrömte Blut drüber aus klaffender Wunde, und reglos, wie todt lag er am Boden hingeſtreckt.

* * *

In der ſogenannt gemäßigten Zone oſtwärts vom atlantiſchen Ocean aber wechſelten nach etwas mittelalterlich anmuthendem Latein frondescentia und defrondescentia. Das Gehör des Rector Scholinus, ſowie die Ohrmuſcheln ſeiner Alumnen hätten ſich an einer Benutzung dieſer unklaſſiſchen Subſtantiva nicht erfreut, doch der erſtere befand ſich ſchon ſeit einigen Jahren — wenigſtens ſoweit Menſchenerfahrung reichte — allen Verſuchungen zur Mißbefriedigung und Handgreiflichkeit entrückt und war bei den jüngſten, gewiſſermaßen poſthumen täglichen Beſuchern des alten Rumpelkaſtens der „höheren Bürgerſchule“ bereits zu einer, wenn auch nicht mit dem ſonſtigen roſigen Schimmer der Vergangenheit, ſagenumwobenen Geſtalt geworden. Denn jener ſtätige Wechſel der „Belaubung“

und „Entlaubung“ fand nicht allein an den Bäumen und Büſchen ſtatt, ſondern ganz gleicherweiſe fielen auch unabläſſig vergilbte Blätter von den Wipfeln und Zweigen des mehr oder minder umfangreichen Menſchenbaumes, dem die Bodengemeinſamkeit der Bevölkerung einer Ortſchaft glich, während friſchgrünende wieder austrieben. Und überall beobachtete man auch das gleiche Verfahren darin, daß man von den Blättern jenes figürlichen Baumes die meiſten unbeachtet vom Herbſtwind verwehen ließ, dann und wann jedoch, bei einigen derſelben, Zeugniß der tiefſten Erſchütterungsfähigkeit an den Tag legte. Eine ſolche hatte das Abſcheiden des Rectors Scholinus bewirkt, die Geſammtheit der ſtädtiſchen Honoratioren ſeinem, unter Blumen- und Laubkränzen unſichtbar begrabenem Sarge das letzte Geleit gegeben und hundertfältiges Schluchzen die an's Herz faſſende Grabrede des Herrn Paſtoren einerſeits noch tiefer ergreifend, andrerſeits freilich für die weiter entfernt Stehenden etwas unverſtändlich gemacht. Ein Comité war ſchon vor der Beerdigung zuſammengetreten, um über ein dem im Herrn Entſchlafenen aus öffentlichen Mitteln zu ſetzendes würdiges Ehrendenkmal zu berathen, und hatte ſich für die Goldinſchrift auf einer lorbeerumrahmten Marmorplatte geeinigt: Dem unvergeßlichen

Bildner unſerer Jugend, dem großen Lehrer und Pädagogen, dem glaubensfreudigen Chriſten, hochſinnigen Menſchen, treueſten Gatten und aufopfernden Freunde, wie dem raſtloſen Förderer jedes Gemeinwohls in nie erlöſchender Trauer und Dankbarkeit die bewundernde Mit- und Nachwelt.“ Auch die Honoratiorendamen waren ſogleich nach der Beſtattung, von der Frau Bürgermeiſterin zu einer Nachmittagserfriſchung geladen, bei dieſer verſammelt, um über eine zartſinnige, dem weiblichen Gefühl naturgemäß zufallende Blumenbepflanzung des Grabes Beſchluß zu faſſen, und die Frau Paſtorin nahm zuerſt das Wort:

„Es wird uns ſchwer fallen, mir vor allen, meine Theuren, die dem unvergeßlichen Seligen in den idealſten Freundſchaftsbeziehungen ſo nahe geſtanden, unſere Thränen bei der Rathſchlagung zurückzuhalten. Doch in Anbetracht unſerer hohen Aufgabe bitte ich Sie, ſich zu faſſen, und will ſuchen, Ihnen mit dem Beiſpiel voranzugehn, daß der tiefſte Schmerz ſeine Kundgebung bezwingen kann. Ich danke, liebe Frau Bürgermeiſterin, ich habe Zucker, wenn ich um den Rahm bitten darf. Haben Sie etwas gehört, von wem man als dem Nachfolger unſres theuren Entſchlafenen ſpricht? Mir iſt geſagt worden, der Colla-

borator Haßelmann, ein Sohn der in unſrer Stadt lebenden Schuſterswittwe, Sie werden ſich vielleicht ſeiner als Jungen erinnern, daß er manchmal von ſeinem Vater ausgebeſſertes Schuhzeug brachte, der ſolle in Ausſicht genommen ſein. Aber, meine Liebe, ich halte für undenkbar, daß die Regierung einen derartigen faux pas begehen könnte, einen Menſchen von ſo ordinärer Herkunft hierher an die Stelle des Verewigten zu ſetzen. Wenn dies ſich dennoch bewahrheiten ſollte, ſo bin ich wenigſtens unverbrüchlich entſchloſſen, falls er die Kühnheit hätte, mit ſeiner Frau eine Antrittsviſite zu machen, dieſe nur durch meinen Mann erwiedern zu laſſen, denn ich weiß beſtimmt, daß die Perſönlichkeit, die er geheirathet, früher eine Stellung als Ladenmamſell in einem Hamburger Geſchäft eingenommen hat. Es iſt ja richtig und gewiſſermaßen anerkennenswerth, daß er damit in der Bildungsſphäre ſeiner Geburt geblieben iſt, aber ich meine, wir alle ſind es uns — und nicht minder dem edlen aus unſrer Mitte Geſchiedenen — ſchuldig, daß wir unſern Kreis von ſolchen — um mich eines milden Ausdrucks zu bedienen — unpaſſenden Elementen rein erhalten. Ich bitte Sie ſämmtlich, mir mit derſelben Entſchiedenheit beizuſtimmen nnd ſich zu der gleichen Abweiſung zu verpflichten, denn dieſe

Frage iſt doch wohl die nächſtliegende und wichtigſte Angelegenheit, über die wir bei unſerer heutigen Zuſammenkunft zu einer feſten Beſchlußfaſſung gelangen müſſen.“

Von den Inſaſſen des „ſtillen Butt“ war — außer Lorenz Piper und Jakob Peper — niemand unter dem thränenreichen Leichengefolge zugegen geweſen; ihre Bildungsſtufe verpflichtete und berechtigte ſie gleichwenig dazu, und außerdem gehörten ſie auch ſonſt einer anderen zoologiſchen Gattung an, waren Seeratten, die allerdings nunmehr mit den Landratten zuſammen auf trocknem Grund hauſten, weiter aber keine Gemeinſamkeit mit ihnen pflogen. Dazu hatten ſie ſich ſelbſt häufig und immer öfter zu einem letzten Geleit in „full dress“ zu werfen, denn in immer kürzeren Zwiſchenräumen geſchah's, daß einer um den andern ſich eines Tag's — zumeiſt ſehr raſch, ohne eine vorherige Ankündigung ſeiner Abſicht — in der ſtillen Bucht unter dem Kirchthurmswinkel vor Anker legte. Auch bei ihnen, und ganz beſonders, war die Zeit des herbſtlichen Blätterfalls gekommen, und von der Runde, die vor einem Jahrzehnt um den Tiſch geſeſſen, hatten neben dem Freiherrn Mathias von Gapendorp allein der alte Knut, immer noch täglich auf die Sündflut wartend, und Niels Iwerſen ihren

Kajütenſitz behauptet, ſelbſtverſtändlich indeß zu den Seiten des „ſeit Menſchengedenken“ angeſtammten Tiſchpräſes und weiland Oſtindienfahrer-Capitäns Sievert Bramſegel, der durchaus keine Miene machte, irgendeine Fahrt, weder zu Waſſer, noch zu Lande mehr anzutreten. „Nee, eh dat he tweemol de föftig uppen Puckel tellt krigt, ſeilt he nich af, wi lopt all vör em up den Slick,“ meinte Piebe Stör öfter bei'm dritten Glas, ſich vergnüglich mit der Rieſenpratze an der Bartfloſſe unter der dreieckigen Störſchnauze zerrend, denn er zählte jetzt ſchon mit zu den alten Inventarſtücken des ſtillen Butts. Dagegen hatte ſelbſt Jochen Mahn ſeinen Ausguckpoſten verlaſſen, und auf dieſem hielt ein jüngerer Steward die Wacht, der freilich öfter, zumal in ſpäterer Stunde, ſich genöthigt ſah, ſtatt auf ſeinen chriſtlichen Taufnamen Lars auch auf den Ruf „Jochen“ zu hören. Denn weiße Haare und lange Gewöhnung machten Mund und Kopf vergeßlich, ſo daß ihnen das Gefolge, das ſie Jochen Mahn nach ſeiner Vertauungsecke gegeben, nicht immer gegenwärtig blieb. Natürlich verfielen in dieſen ataviſtiſchen Zungenmißgriff nur die, welche ſchon mit ihm zuſammen hier am Bord geweſen, während die erſt nach ſeiner Abmuſterung Hinzugekommenen, die Jungen, ſich auch bei'm

vierten Glas von ſolchem Namensirrthum frei hielten. Allerdings wohnte der letzteren Bezeichnung, als der „Jungen“ recht Euphemiſtiſches inne, da auch ſie bei'm erſten Eintritt oder Antritt ausnahmslos einen grauen Haarrahmen um Kopf und Kinn mitbrachten. Aber ſie bildeten doch die neue Belaubung, die nöthig war, wenn die ſtätige Entlaubung den alten Kajütentiſch nicht zu einem kahlen Holzſtück machen ſollte, und ſo ſtand wohl geſtern und heut' ein Stuhl an ihm leer, doch der Abend danach ſah die ein wenig anfröſtelnde Lücke erfreulich wieder ausgefüllt. Es lag einmal in der Einrichtung der irdiſchen Dinge, daß bei langem Gebrauch Gläſer und Kalkpfeifen ſchließlich in Stücke brachen, mit denen ſich nichts mehr machen ließ, als ſie auf den Abhub zu thun. Aber die Vorrathskammer gab dafür wieder andere heraus, und ſo verhielt ſich's mit Denen, die dazu beſtimmt waren, eine Zeitlang aus den Gläſern zu trinken und aus den Pfeifen zu rauchen, genau in der ſelben Weiſe.

Dergeſtalt erwies ſich die Tiſchrunde am Abend des Trauertages, welcher der Stadt den unerſetzlichen Verluſt eingetragen, tadellos vollzählig, und auch Sievert Bramſegel hielt dem Unvergeßlichen eine kurze Parentation. Er zog ſeine Federpoſe aus der noch immer lückenlos weißen Zahnreihe und äußerte: „Der

is nu im mare tranquillitatis, hat der Paſtor jedenfalls heut morgen geſagt. Vellich weer dat wat beter weſt, wenn een em all ſo'n ſößtig Johr fröher drin ünnerduckt harr, as man dat mit de jungen Katten makt, domit man dat Undög los warrd."

„Das würde wohl einigen Schwierigkeiten unterlegen haben, Herr Capitän," warf ſeitwärts her die Stimme des Freiherrn von Gapendorp ein, „denn ich habe bereits öfter Gelegenheit gehabt, Ihnen zu bemerken, daß ſich nach aſtronomiſchen Obſervationen auf dem Trabanten unſerer Erde kein Waſſer befindet."

Sievert Bramſegel drehte ſeinen Bartkranz halb nach der Adelskiſte und verſetzte: „Ja, das haben Sie ſchon manchesmal gethan, Herr Baron, und macht mir jedesmal den gleichen Spaß. Das kann ja auch richtig ſein, daß kein Salzwaſſer drin is, ſondern Grog, ſonſt hätt' es jawohl nich den vergnügten Namen gekriegt. Aber auf'm Mond, glaub ich, weiß ich doch ein biſchen beſſer Beſcheid, als Sie, denn mit dem hat unſereins es vielmal zu thun. Da is es grad' ſo, als wie bei uns, ein „Meer der Ruhigkeit", wie der ſtille Ocean, und ein „Meer der Stürme", wie die verfluchte gelbe Teifunſee. Auch eine „Hitzbucht" haben ſie oben, da wird's juſt ſo

ſein, wie in des Teufels Punſchkeſſel bei Aden, na, und „Wolkenmeere“ und „Regenmeere“, die kennen wir ja auch genug. Ich hab' 'enmal von einer Sternwarte in Hongkong durch ein großes Glas hinaufgeſehn, da kriegte ich ein Waſſer vors Rohr, das hatte grad' was, wie die Oſtſee, und alles war ſo deutlich, daß ich am Strand auf'm Dünenſand ein Haus erkennen konnt', accurat ſo wie unſer Butt. Blos hatt' er kein Dach, ſo daß man bis nach unten hineinſehen konnte, wo Leute um 'nen runden Tiſch ſaßen und Gläſer vor ſich ſtehn hatten und Pfeifen rauchten. An der einen Seite von dem Tiſch aber, da war ein ganz kleiner dunkler Punkt, und der mich durchs Glas ſehn ließ, ſagte mir, das wär' 'ne Bank', auf der ſäßen Die, welche meinten, daß ſie andres Blut im Leib und andre Grütze im Kopf hätten, als die übrigen, und wenns mal grad' ſtill am Tiſch würd', denn ſagten ſie was, und denn fingen alle vergnügt an zu lachen. So'n beten hitt Water kunn do wul noch up ſtahn, Jochen, ick meen Lars!“

Jan Lafrenz und Jeppe Rimmert, Clas Tenhan und Chriſtian Larſen hörten nicht mehr zu, aber im Großen und Ganzen ähnelten ihnen die, welche es heut' thaten, wie ein Kabeljau dem andren, und als Sievert Bramſegel ſeine Mondbeobachtungen zu Ende

gebracht, grinſten ſie ebenſo in ihre Halsbärte hinunter, wie jene es — wahrſcheinlich noch recht gern — gethan haben würden. Der Freiherr Mathias von Gapendorp erachtete es unter ſeiner Würde, auf den etwas abſonderlichen Schluß der teleſkopiſchen Wahrnehmungen des Erzählers zu erwiedern, doch fehlte ihm ſeine ehemalige „Reſſource“, ſich bei derartigen Gelegenheiten mit einer Frage an ſeinen Sitz- und Standesgenoſſen F. M. von Aſpern, den Sohn des Helden der Schlacht bei Aſpern, zu wenden. So that er ſtatt deſſen mit gleichgültiger Miene, als ob ihm nicht in den Sinn gerathen könnte, eine Anzüglichkeit in der Schlußwendung Sievert Bramſegels für möglich zu halten, und für Augen und Ohren, die nur einen Geſammteindruck aufnahmen, bot der „ſtille Butt“ noch immer das gleiche Bild, wie um ein halbes oder vielleicht ſchon ein ganzes Menſchenalter zuvor.

Und ein ſolches Bild bot in gewiſſer Weiſe auch die Eichenbuſchmühle, nur daß faſt zwei Menſchenalter vergangen, ſeitdem es ſo dageweſen. Nach dem Begräbnißtage Jildes war zur tiefſten moraliſchen Empörung aller ſittlichen Gemüther der Stadt Walburg Carſtens dort bei ihrem ehemaligen Manne verblieben — „unter demſelben Dach, meine Liebe,

ohne wieder ſtaatlich oder kirchlich eine eheliche Verbindung einzugehen; ich muß ſagen, daß ich darin bei ſolchen aller ethiſchen Grundſätze ermangelnden Naturen — Sie verſtehen mich — einen derartigen öffentlichen Scandal ſehe, daß meines Erachtens, wie in andern verrufenen Häuſern, die Polizei zum Einſchreiten verpflichtet wäre.“ Doch hatte die letztere unverantwortlicher Weiſe dieſer Pflicht nicht genügt, und ebenſo wenig kümmerten ſich die beiden ſteinalten, weißhaarigen Köpfe um den von ihnen erregten ſittlichen Abſcheu. Sie führten ihr Leben an ſeinem ſpäten Abend, wie am Frühmorgen miteinander, als ob es ſo ſelbſtverſtändlich ſei, trennten ſich den Tag hindurch kaum je für eine Stunde. Eine Meinungsverſchiedenheit fand nie zwiſchen ihnen ſtatt, es erſchien als nicht denkbar, daß je eine ſolche vorgekommen ſein könne; wechſelſeitig waren ſie einzig für das Wohlbefinden und Heiterkeit des andern bedacht. Beide erfreuten ſich trotz ihrem Alter noch ebenſo ungebrochener körperlicher Rüſtigkeit, als intereſſevolllebendiger geiſtiger Friſche, und im Sommer konnte man ihnen weit von ihrer Behauſung in Feld und Wald begegnen, und Carſten Carſtens' Stimme hatte noch immer etwas ferntöniges, daß man ſie durch die Stämme hin vernahm. Ab und zu in den letzten

Jahren konnte er auch wieder einmal lachen, noch ganz mit dem alten Klang einer angeſchlagenen Metallplatte und mit dem gleichen „gemüthloſen“ Ton, der feinfühlige Hörerinnen ſchon vor einem halben Jahrhundert beleidigt und entſetzt hatte. Doch von ihnen vermochte zum Glück jetzt keine mehr darunter zu leiden, und für Walburgs weniger zart empfindendes Ohr gab's nicht Erfreulicheres, als ſolch' ein Auflachen vom Munde ihres Mannes. Denn ſo nannte ſie ihn, ohne irgend ein Recht dazu, bei den Dienſtleuten und den Leuten überhaupt, und ebenſo hieß er ſie ſeine Frau; unvermerkt war's beiden ſo in den Mund gekommen und dünkte ſie danach auch als ſelbſtverſtändlich. Wenn ſie miteinander von ihrem Ausgang heimkehrten, ſetzten ſie ſich zuſammen, je nachdem draußen in den Schatten oder in die Sonne, zumeiſt aber in dieſe, denn die Wärme that ihren achtzig Jahren körperlich wohl und ließ ſie am Winterabend ebenſo auf der Ofenbank nebeneinander rücken. Gemüthliche Erwärmung dagegen brauchte ihnen nicht von außen zu kommen, die ſchufen ſie ſich aus ihrem Innern herüber und hinüber, daran kältete der Schnee auf ihren Scheiteln nicht. Sie hielten ſich an den alten Händen und ſprachen, wie man in der einbrechenden Dämmerung, die das

Nachtdunkel vorbereitet, ſpricht, doch nicht vom Enden, ſondern vom Anfang, den ſie gemeinſam begonnen. Ebenſo aber redete Walburg oft von der Tagesmitte, von der, die beinah vierzig Jahre lang hier an ihrer Stelle geweſen, während ſie einſam, die Heftigkeit ihrer Jugend büßend, drüben am andern Stadtrande geſeſſen. Kein Hauch ihres Mundes taſtete je das freundliche Bild Jildes an, nur das Beſte, alles Schöne und Liebe an ihm rief ſie wach, und ihre Worte durchklang's, wenn jener Enſchluß noch einmal vor ihr ſtände, ſie würde ihn ſelbſtſuchtslos ebenſo faſſen. Von ihr ſelbſt nicht geahnt freilich, ging es zugleich mit leiſer Schwingung hindurch, daß ihr Leben immer gehofft — nicht, Jilde möge vor ihr ſterben — aber irgend eine Fügung bringe ſie noch einmal, wenn auch, wie's ſo geſchehn, am ſpäten Abend zu ihm zurück. Dann hörte Carſten Carſtens, daß ein heimliches Glück aus der Stimme Walburgs aufzitterte, und er zog ſtumm ſeine Hand mit einem Druck um die ihrige zuſammen. Und ſie fühlten beide und ſprachen es aus, nicht die Jugend, die noch in ferne Tage hinausblicke, habe die ſchönſte Wärme des Herzens in ſich, ſondern wärmer werde dies, wenn die Stunde des Scheidens nah und näher heranrücke und die Welt, in der Niederung ſchon umſchattet, nur

noch mit rothumgoldeten Höhen im letzten Abendſchein daliege.

Wenn die beiden Alten auch in der Mühle für ſich allein lebten, ſo vergingen ihnen die Tage doch keineswegs in beſtändiger Einſamkeit. Mehrmals im Jahr kam Hedda mit zwei Kleinen zu längerem Beſuch, einem Mädchen und einem Knaben, die beide ihr wie aus dem Geſicht geſchnitten erſchienen, und an der Thür eines Marktplatzhauſes der Stadt befand ſich ein Porzellanſchild mit der Inſchrift: „Dr. med. et chir. Roloff Carſtens.“ Mit gutem Verſtand und Fleiß hatte er ſeinen Weg zu dieſem Ziel regelrecht zurückgelegt, ſein Examen „mit löblicher Auszeichnung“ beſtanden, eine Zeit lang noch die Kliniken einiger Großſtädte beſucht und danach ſich hier als Arzt niedergelaſſen. Die Zeit brachte immer Aehnliches auch in ſolchen Dingen wieder; eine Wiederholung davon war's, wie Tamo Fleming in ſeiner Vaterſtadt ſo begonnen, und gleich ihm damals füllte jetzt Roloff unfraglich eine Bedürfnißſtelle aus. Doch auch in der raſch von ihm errungenen Stellung zeigte ſich genau Uebereinſtimmendes. Allerdings laſtete die Abkunft von ſeinem übel beleumundeten Vater auf ihm, wie überhaupt ſeine Verwandtſchaft, und hatte von vornherein ſeiner Praxis keine günſtige Prognoſe

ſtellen können. Aber bald nach ſeinem Eintreffen kam man in dem ausſchlaggebenden angeſehenen Geſellſchaftskreiſe vorurtheilslos dahin überein, es ſei wider chriſtliches Gebot und auch vor vernünftiger Erwägung ungerechtfertigt, auf einen an ſich tüchtigen Menſchen den ſeinen Eltern anhaftenden Makel zu übertragen; im Gegentheil liege einer edlen Denkweiſe die menſchliche, Lohn in ſich ſelbſt findende Verpflichtung ob, ihn ſittlich weiter empor zu heben und etwa noch zurückverbliebene ſchlechte Wurzelſäfte ſeines Gemüthes und Charakters zu völligem Ausſcheiden zu bringen. So öffneten ſich ihm in ſchnellem Wetteifer die Thüren, um ihn als Hausarzt aufzunehmen, denn ſeine Collegen beſtanden nur aus einigen ſchon grauköpfigen Doctoren — „und wer ſich etwas mit der mediciniſchen Wiſſenſchaft beſchäftig hat, meine Beſte, weiß, zu welchen enormen Fortſchritten ſie grade in den letzten Jahrzehnten gelangt iſt, ſo daß man es nicht verantworten könnte, in wichtigen Fällen die Seinigen der Hand eines nicht von jenen neuen Erfahrungen bereicherten Arztes anzuvertrauen. Sonſt würde man ja ſelbſtverſtändlich einen älteren Berather vorziehen, aber ich muß ſagen, daß ich einen Beihelfer in körperlichen Leiden ebenſo wohl uns als vom göttlichen Erbarmen geſchaffen betrachte, wie den geiſtlichen

Behüter und Tröſter unſrer Seele, und in ihm keinen Menſchen — Sie verſtehen, was ich damit ausdrücke — ſondern einen uns von der Vorſehung berufenen Erhalter der für unſere höhere Beſtimmung nothwendigen leiblichen Geſundheit gewahre.“ Trotzdem indeß brachte einmal altüberlieferte Anſchauungsweiſe allgemein die Berückſichtigung mit, es bleibe nicht nur wünſchenswerth, ſondern eigentlich nothwendig, daß ein Hausarzt, zumal in noch jungen Jahren, und beſonders, wo ſich erwachſene Töchter im Hauſe befänden, verheirathet ſei, und demgemäß richtete ſich auch allgemein das Beſtreben des Honoratiorenkreiſes darauf, dieſen — eigentlich einzigen — überall gleich bedauerten Mangel ihres neuen ärztlichen Berathers in Wegfall zu bringen. Die Möglichkeit dazu bot ſich vielſeitig dar, denn neben ihrer Entlaubungsbefliſſenheit ſorgte gleichmäßig die Zeit auch immer wieder für eine Belaubung der Häuſer mit neu erwachſenden Töchtern, von denen in Erkrankungsfällen — jedenfalls mütterlicher Ermahnung gehorſam — keine mit mädchenhaftem Vorurtheil ihre Behandlung durch den jungen unverheiratheten Doctor verweigerte. Doch ebenfalls darin ahmte Roloff Carſtens dem Vorbild ſeines mehr als doppelt ſo alten Schwagers Tamo Fleming nach, daß er nicht Miene machte, zu

Gunſten ſeiner Praxis die berechtigte Erwartung der Stadt und vor allem ſeiner Patientinnen erfüllen zu wollen.

Wenn er, wie's häufig geſchah, mit den Bewohnern der Eichenbuſchmühle ſich zuſammen im Flemingſchen Hauſe befand, ſo hätte ein Fremder wohl andre Verwandtſchaftsgrade vermuthet, Carſten Carſtens als ſeinen Großvater und Tamo Fleming als ſeinen Vater angeſehn. Aber da Barbe ſeine Schweſter war, mußte der letztere wohl in Wirklichkeit ſein Schwager ſein, obgleich dies Verhältniß Roloff ſelbſt wunderlich und eigentlich nicht glaubhaft vorkam. Von Kindheit auf hatte er ſich gewöhnt, Fleming als „Onkel" und Barbe als „Tante" anzureden; bei jenem ſetzte er dies jetzt auch fort, während er, ſelbſt bald an die Dreißig herankommend, ſeine Schweſter nun als ſolche benannte. Zuweilen indeß verſprach er ſich noch aus Knabengewohnheit und ſagte: „Tante Barbe"; es erinnerte im Klang an die Zeit, in der Madlene und Alf Overbek als Kinder ſpaßweiſe „Onkel Rolf" und „Tante Hedda" gerufen. Das war ihnen auch wunderbar drollig vorgekommen, obwohl es dem Verwandtſchaftszuſammenhang nach in Richtigkeit geweſen; jetzt ſagte das Töchterchen Heddas, wenn es mit zum Beſuch herüberkam: „Tante Madlene."

So hatte die Zeit in der Familie Carſten-Fleming ſeit dem Tode Jildes nur neue Belaubung, keine Entlaubung mehr vorgenommen, doch auch im Flemingſchen Hauſe ihren Weg nicht fortgeſetzt, ohne Merkzeichen ihres Wanderganges zu hinterlaſſen. Am wenigſten äußerlich ſich offenbarende bei Barbe, wenn ihr Haar auch gleich dem ihres Mannes von einem grauen Schimmer überflogen worden. Aber, was ſie innerlich hehlen mochte, für ihre Umgebung war ſie immer noch die Frau Sonnenſchein, von deren Augen und Lippen Licht und Wärme durch das Haus ausgingen. Nicht ohne Wirkung bei ihr war's geblieben, daß ſie dreißig Jahre bald täglich mit einem Manne zuſammen verbracht, dem es an tieferer Auffaſſung des Lebens, an religiöſer, wie philoſophiſcher Erkenntniß der höheren Beſtimmung desſelben gebrach und der dem Vorhandenſein des Menſchen auf der Welt lediglich den Zweck zumaß, dieſe kurze Zeitdauer unter möglichſter Vermeidung alles Unerfreulichen möglichſt befriedigt und angenehm zu verbringen. Das war Barbe Fleming während der langen Jahre in Kopf und Herz eingedrungen, ſo daß ſie, völlig auf denſelben niedrigen Standpunkt herabgelangt, keinen weiteren Zweck ihres Lebens mehr kannte, als Nebeleinbruch und Regennaßkälte vom Hauſe

abzuſcheuchen und Tag um Tag in ihm ihren alten Spottnamen „Frau Sonnenſchein“ als gerechtfertigt zu bewähren.

Die Lehre aber, die Tamo Fleming ihr derartig eingeimpft, bewährte er nicht mehr in dem gleichen Maße. Wohl ſeinen beiden Hausgenoſſinnen gegenüber, doch nicht an ſich ſelbſt, wenn er ſich in ſeinem Zimmer oder draußen allein befand. Gleichmäßig zwar ſetzte er von Jahr zu Jahr ſeine Lebensbeſchäftigung fort, bei der Madlene ihm ſeit Langem ſchon als treuliche und zuverläſſige Gehülfin diente, und der äußere Anſchein ließ keinen Unterſchied von der ruhig-ſchönen Vergangenheit wahrnehmen. Allein im Innern Tamo Flemings war dennoch eine Aenderung vorgegangen, die durch ſeinen verſchollenen Schweſterſohn herbeigeführt worden. Er hatte dieſen wie ein eigenes Kind zu ſich genommen und für eine auf ihn gebaute Lebenshoffnung großgezogen, mit tiefſter ſorgſam wägender Bedachtſamkeit weiſer Erkenntniß der Knabennatur, mit dem Herzen, wie mit höchſter Einſicht der Vernunft. Das Alles war fruchtlos geweſen, an einem ſchlimmen Tage dieſe feſte Zuverſicht durch Alf Overbek getäuſcht worden, denn ſie hatte einen Fehler enthalten, etwas nicht in Rechnung gezogen, das Tamo Flemings eigner Natur fremd war und

deſſen Gefahrbedrohung er nicht zu ahnen vermocht. Darüber konnte er ſich keinen Vorwurf machen, und den Schmerz, der ihm aus dem heimlichen Weggang Alfs, mehr noch für ſeine Frau und Tochter als für ſich, erwachſen, ſuchte er nach ſeiner Lebensauffaſſung dadurch zu bekämpfen, daß man unheilvoll Geſchehenes möglichſt mit Vergeſſenheit zudecken und ſich des Gebliebenen zu erfreuen trachten müſſe. Er hatte geſagt, es ſei eine Zeit ſchönen Glückes im Hauſe geweſen, bevor Alf Overbek in dies gekommen; der zu gedenken, gelte es, die Zukunft als eine Fortſetzung derſelben anzuſehn. Und nach Kräften hatten alle, jeglicher für die andern, danach, wenn auch nicht im Innern zu fühlen, doch äußerlich das Leben weiterzuführen geſucht.

Nein, daß er nicht an die Möglichkeit einer Sinneüberwältigung des noch halb knabenhaften Jünglings durch weibliche Verführung gedacht, das machte Tamo Fleming ſich auch heute nicht zum Vorwurf. Aber ein andrer Tag war gekommen, an dem er Alf Overbek gegenüber nach ſeinen Grundſätzen und ſeiner Erkenntniß der Menſchennatur gehandelt, ihm auf ſeine Forderung ſein väterliches Vermögen nach Amerika ausgeliefert hatte. Gegen die Meinungsverſchiedenheit und die Bitte Barbes, die ihn als

Vormund verpflichtet gehalten, jenem Verlangen nicht zu willfahren, und die Hoffnung gehegt, Alf werde, wenn er in der Fremde mittellos ſei, ſich gezwungen ſehn, in die Heimath zurückzukehren. Doch von ihrem Mann war ihr die Antwort geworden, wen Liebe nicht halte, den binde kein Zwang: führe nur der ihn zurück, bringe es weder ihm, noch andern Gutes. Ob ſie ihn wirklich verloren, wiſſe niemand, aber gewiß ſei, wenn ſie ſeinen Willen mit Gewalt zu brechen ſuchten, ſo würden ſie ihn verlieren. Und Tamo Fleming hatte die Geldſumme abgeſandt.

Er glaubte, damit das Richtige gethan zu haben, ob vorausſichtlich alle Welt es als thöricht und unverantwortlich beurtheilen werde; er glaubte damit nach innerer Vorſchrift gehandelt zu haben, wie es allein weiſe und hoffnungsvoll ſei.

Doch zum erſtenmal in ſeinem Leben hatte Tamo Fleming ſich ſelbſt betrogen, und eine Stunde kam, in der er dieſe aufdämmernde Erkenntniß nicht mehr zurückdrängen konnte. Er war nicht weiſe, von Liebe und Hoffnung geleitet geweſen, ſondern in Wirklichkeit ſeiner Pflicht als Vormund und Menſch ungetreu, als er ſich dem Anſinnen ſeines noch minderjährigen Neffen nicht widerſetzt. Denn ſein Mund hatte mit Worten beſchwichtigt, daß heimlich in ſeinem Herzen

Empörung und Zorn über den Undank Alf Overbeks gezittert, und der innerſte Beweggrund, der ihn verleitet, jenem ſein väterliches Vermögen zu übergeben, war geweſen, daß er ſich völlig von ihm losmachen, im Herzen und im äußern Leben nichts mehr mit ihm zu thun haben wollte. Das überkam Tamo Fleming in jener Stunde mit ſchreckvollem Gefühl der Selbſterkenntniß, und es ließ nicht wieder von ihm. Unverantwortlich in Wahrheit hatte er aus tiefer Erregung ſeines Gemüths an der Wohlfahrt eines Knaben gehandelt, den er wie einen Sohn erzogen und geliebt. Nicht die berufenen Pädagogen, die Handhaber häuslicher Zucht und pflichtmäßiger Moral hielten ihm das entgegen, ſondern er ſelbſt, ein Urtheilsſprecher, von dem er keine Berufung einlegen konnte. Alf Overbeks Undank mochte verdient haben, daß ihm ſo durch die Erfüllung ſeines Wunſches vergolten worden, doch nicht geringere Strafe hatte der Richter, der zornig geweſen, damit über ſich verhängt. Denn Tamo Fleming war kein dialektiſcher Künſtler, ſich ſelbſt beſchönigend auszulegen, was er als begangenes Unrecht erkannt. Als dies geſchehen, war er ſogleich zu Barbe gegangen, ihr einzugeſtehn, er habe pflichtvergeſſen an Alf gehandelt. Sie ſah, daß er ſchwer unter dieſer Erkenntniß litt, wie ſie's gleicher-

weiſe unter ſeiner Entſcheidung gethan. Aber, ob ſie ſich damals bemüht, ihn von dieſer zurückzuhalten, jetzt hatte ihr Mund kein Vorwurfswort für ihn. Sie war gut bei ihm in die Lehre gegangen, unabänderlich Geſchehenes mit Beſchwichtung und Vergeſſen zu bedecken, und ſie war die Frau Sonnenſchein, die ihn ſich ſelbſt in einen trüben Nebel einhüllen ſah. Den abzuſcheuchen galt's allein, und ſie erwiederte, nicht er, ſondern ſie habe damals eine irrige Anſchauung gehegt. Was er gewollt und gethan, ſei, nicht wie er jetzt ſich ungerecht beſchuldige, aus Unmuth entſprungen, vielmehr von Liebe eingegeben, das allein Richtige und Weiſe geweſen, das ſie heut' in beſſerer Erkenntniß ebenſo befürworten würde. Und ſie gab ihm ſeine Worte zurück, er habe nie tiefer in der Menſchennatur Begründetes geſprochen, als daß Liebe, die man mit Gewalt zu erzwingen ſuche, keinem Gutes bringe.

Doch den Druck, der ſeitdem auf Tamo Fleming laſtete, konnte ihr tröſtlicher Zuſpruch nicht von ihm nehmen; er verhehlte ihn wohl um ihretwillen und für Madlene, aber die frühere Luſt zum Scherz war ſeinen Lippen fremd geworden; wenn von dieſen einmal, an vergangene Zeiten erinnernd, ein heitres Wort auftönte, klang es dem Ohr der Hörer doch

nicht als fröhlich aus dem Innern kommend. Es erfreute für den Augenblick, gleich einer, wenn auch täuſchend, auf ein Beſſerbefinden eines Kranken hindeutenden Aeußerung, Barbe lächelte, und Madlene gab ſich Mühe, das Gleiche zu thun. Allein man ſah, ſie zwang ſich dazu, und das Lächeln gewann niemals den volleren Klang eines wirklichen Lachens. Das war auch im Hauſe fremd geworden und geblieben.

Von dem eigentlichen Grund der Gemüthsbedrückung ihres Vaters wußte Madlene nichts, doch der gleichmäßig, friedlich und freundlich ohne Freudigkeit gedämpfte Ton des Hauſes erſchien ihr natürlich, ihrem eignen Gefühl entſprechend. Sie trug nach nichts Andrem Verlangen, kein Wunſch der Jugend nach Beluſtigung oder Wechſel war in ihr. Wie die Jahre langſam kamen und ſchwanden, lag ſie täglich ſtill und ernſthaft ihren Beſchäftigungen ob, machte allein ihre Wege draußen durch die Wälder und Felder, oder begleitete ihren Vater auf ſeinen Gängen. Weitum natürlich war alles ihr bis in jede Einzelheit vertraut, und doch konnte manchmal etwas ſie plötzlich mit ſonderbar verändertem Geſicht anblicken. Nicht unbekannt, aber als ob ſie es einmal in einem anderen Leben geſehn; über einen Buſch am Wege,

eine Waldecke flog augenblicksflüchtig etwas hin wie ein aus jagendem Gewölk durchbrechender Sonnenſtrahl, dann lag wieder die Wirklichkeit glanz- und farblos drüber. Madlene ſtand und mußte ſich beſinnen, und ihr kam's, hier hatte ſie vor unausdenkbar ferner Zeit einmal in der Sonne oder im Schatten geſeſſen, ſich dort hinter der Blätterwand verſteckt gehalten, und ſie hörte Rufe, Worte, die hier geklungen und geſprochen. Aber als ſei's in einem Traum geweſen, nur der Buſch, der Baum, die daſtanden, ſprachen von der Wirklichkeit. Doch zugleich, hoch aufgewachſen, von unendlich fern zurückliegender Vergangenheit.

Unter wechſellos gleicher Lebensführung gingen die Tage ihr hin, nur für die mit ihr im Hauſe Wohnenden blieb ſie, wie im Weſen, in der äußeren Erſcheinung die nämliche. Allein wer ihrer ſelten, vielleicht einmal nur im Jahr anſichtig ward, blickte ihr wohl mit einer Empfindung nach, ſeitdem er ſie zuletzt gewahrt, ſei eine, wenn auch nur leichte Veränderung in ihren Zügen vorgegangen. Sie werde ihrer Mutter dadurch ähnlicher, und in der That lag in dieſer Beobachtung Richtiges. Madlenes Geſicht war wohl feiner, von einem lieblicheren Ausdruck, als das ihrer Mutter im ſelben Alter geweſen, doch frag-

los erinnerte ſie allmählich mehr, als früher, an Barbe Carſtens, wie dieſe Jahr um Jahr faſt täglich mit einer Blume in der Hand zwiſchen dem Häuschen ihrer Mutter und der Eichenbuſchmühle hin und her gegangen, ohne daß einer der jungen Männer in der Stadt ihr mehr den Kopf nachgedreht hatte. Auch die großen dunkelblauen Augen ihrer Mutter, mit denen dieſe einmal zufällig bei einer Begegnung Tamo Fleming in's Geſicht geſehn, beſaß Madlene ebenſo und blickte gleicherweiſe, wenn ſie, was ſelten geſchah, durch die Straßen ging, niemanden damit an, ſondern hielt die Lider halb zu Boden geſenkt, wie Barbe Carſtens es meiſt gethan.

Ihr Leben im Hauſe bot allerdings keine Aehnlichkeit mit dem ſchmerzlich-zwieſpältigen, das jene damals zwiſchen ihrer Mutter und ihrem Vater geführt; ſicherer von Liebe umgeben, konnte keine Tochter irgendwo ſich fühlen. Aber dennoch rührte es ſie jetzt manchmal mit einer Unbefriedigung an, die nicht ihre Eltern, ſondern ſie ſelbſt ſich veranlaßte. Das Hausweſen ging ohne ihre Beihülfe ſeinen feſtgeregelten Gang; anderswo ſah ſie erwachſene Töchter für dasſelbe Dienſtkräfte erſparen oder durch ihre Verheirathung die Sorge für Mann und Kinder auf ſich nehmen, und eine Sehnſucht nach Pflicht und

Sorge wuchs in ihr an. Sie empfand ſich zweck- und nutzlos in der Welt, und völlig ungerechtfertigt überkam ſie's nach und nach mit der Vorſtellung, daß ſie ihren Eltern nur zur Laſt ſei. Natürlich ſprach ſie ihnen dies nicht aus, ließ nur einmal fallen, ihr würde eine Thätigkeit und Aufgabe in fremdem Hauſe nutzbringend ſein, um ſich in mancherlei praktiſchen Dingen zu unterrichten und nach der landesbräuchlichen Bezeichnung „Unterſchied zu lernen". Aber ſie trug in letzter Zeit ernſtlich im Sinn, ſich Hedda als Wärterin und Fürſorgerin für ihre kleinen Kinder anzubieten, da die viel von ihrem Hausſtand in Anſpruch genommene junge Hofbeſitzersfrau einer ſolchen Hülfskraft dringend bedurfte. Doch auch Tamo Fleming war dem Gedanken einer zeitweiligen Entfernung Madlenes innerlich nicht entgegen. Er empfand ihr Leben im Hauſe für ihr Alter als ein eintönig-freudloſes, das eine Hinneigung zu ſchwermüthiger Sinnesart verſtärken müſſe; er wünſchte eine Veränderung für ſie, die Verkehr mit Gleichaltrigen und heitere Anregung mit ſich bringe, und ſo ſchwer ihm und Barbe die Vorſtellung fiel, Madlene zu entbehren, richteten beide ohne das Wiſſen der letzteren ebenfalls ihr Augenmerk darauf, einen guten Aufenthalt ausfindig zu machen, wo ſie eine Zeitlang der Einförmig-

keit und Menſchenabgeſchiedenheit des Elternhauſes entrückt ſei.

Denn der junge Doctor Roloff Carſtens bildete den einzigen jugendlichen Beſucher desſelben, anfänglich nach ſeiner Niederlaſſung faſt täglich, dann mehr als ein Jahr lang ſeltener, da ſeine ärztliche Thätigkeit raſch zunahm und er offenbar mit höchſtem Eifer darauf ausging, ſeine Praxis möglichſt ſchnell immer mehr zu erweitern. Das war ihm äußerſt befriedigend gelungen und in letzter Zeit fand er ſich wieder häufig, zumeiſt am Abend im Flemingſchen Hauſe ein, gern darin geſehen, weil ſein Kommen dies für einige Stunden mit einem erfreulicher angeregten Geſpräch als ſonſt belebte. Er war friſch und munter und hatte Tamo Fleming mehrfach Anlaß gegeben, ihn in ſeiner Berufstüchtigkeit zu ſchätzen; zu Madlene ſtand er im alten Verhältniß der nahen Verwandtſchaft und der gemeinſam verlebten Kindheit, auch ſie zeigte ſich über ſeine abendlichen Beſuche, die einen heitren Ton in's Elternhaus brachten, erfreut. Doch konnte es ab und zu den Eindruck regen, als vermeide ſie's, für längere Dauer mit Roloff allein zu ſein, und auf Aeußerungen, die er in letzter Zeit ein paarmal gemacht, daß er am nächſten Nachmittag frei ſein werde, ſie bei ihrem gewohnten Gang in den

Wald begleiten zu können, hatte ſie jedesmal entgegnet, eine Nöthigung halte ſie morgen grad' im Hauſe zurück.

Jetzt indeß eines Tag's — der Spätſommer neigte zum letzten Ende — kam er trotzdem, obwohl ſie am Abend vorher ihm die nämliche Antwort gegeben, einmal um die Stunde, in der ſie fortzugehen pflegte, und eigentlich ohne davon überraſcht zu werden, vernahm er, daß ſie dies dennoch in gewohnter Weiſe gethan. Welche Richtung ſie eingeſchlagen habe, konnte die Magd ihm angeben, und er folgte ihr auf dem über die Wieſe in den Wald führenden Wege nach. Doch er ſuchte lange vergeblich nach ihr umher, ſo daß die Septemberſonne, ſchon nah zum Horizont hinunterſinkend, ihn zur Umkehr und zum Einſchlagen des Rückwegs veranlaßte. Da ſah er doch noch, nicht gar weit vom Hauſe, ihr Kleid durch bereits halb entblättertes Gezweig ſchimmern; ſie ſaß regungslos und blickte vor ſich hin. Als er nun, wie in Kinderzeit, ihren Namen rief, ſchrak ſie zuſammen und ein wenig blaß fiel's über ihr Geſicht; dann jedoch ſtand ſie auf, ihm entgegen zu treten. Er dagegen hielt jetzt zögernd den Fuß, ſeine Augen wichen ein wenig an den ihrigen vorbei, verſtummt ließ er ſie herankommen und ſtand auch

dann noch ein paar Athemzüge ſchweigend, eh' er ſtotternd vom Mund brachte:

„Ich ſuchte Dich — um Dir zu ſagen — zu ſagen, daß meine Praxis einen ſo guten Fortgang genommen — ſchneller, als ich gehofft — ſo daß ich jetzt ſorgenlos in die Zukunft — für mich und —"

Seine Zunge ſtockte und kam nicht weiter, doch Madlene nickte freundlich und nahm ihm die Fortſetzung von den Lippen:

„Ich danke Dir, Roloff, daß Du mich geſucht haſt, um mir das mitzutheilen — ich habe erwartet, Du würdeſt es thun, und weiß, was Du noch ſagen willſt — die alte Kindheitsfreundin iſt dafür ja doch mit die nächſte — daß Du nicht nur Dich, ſondern auch eine Frau unterhalten kannſt. Das freut mich von Herzen, denn ein Arzt wird noch mehr geſucht, wenn er verheirathet iſt, und Du, der nicht wie ich im Elternhauſe wohnt, brauchſt eine Haus- und Lebensgenoſſin. Die wird ja auch mit mir nah verwandt, ſo geht Deine Wahl mich auch nah an und habe ich ein Wort dabei mitzuſprechen, Roloff. Doch ſtelle ich nur die eine Bedingung, daß Deine Frau jung ſein muß — alles Andre mußt Du wiſſen und entſcheiden. Aber ſie darf nicht älter, als höchſtens zwanzig Jahre ſein, damit ſie zu Deinem Alter paßt,

davon mache ich meine Zuſtimmung abhängig und kann nicht — nein, Roloff, was Du auch ſagen möchteſt — kann nicht davon abgehen.“

Mit einem leiſen Anflug eines Lächelns um den Mund hatten die Lippen Madlenes in leicht ſcherzendem Ton die Bedingung geſprochen, unter der ſie allein in eine Heirath des jungen Arztes einwilligen könne. Aber unter dem halb ſpaßhaften Klang dieſer ſonderbaren Clauſel lag etwas ernſthaft feſtes, jede Gegenrede Abweiſendes, und ernſthaft ebenſo war der Blick ihrer großen Augen, den ſie mit einem herzlichen Ausdruck der alten Kinderfreundſchaft Roloff Carſtens in's Geſicht richtete. Er ſtand betroffen-verwirrt und wußte nichts zu erwiedern; nun ſtreckte ſie ihm ihre ſchmalgewordene ſchöne Hand entgegen und ſagte: „Der Abend kommt ſchon, Du haſt's weiter und wirſt nach Haus müſſen, Roloff, ich möchte noch ein wenig im Wald bleiben.“ Er verſtand, daß ſie ihm in einer peinlichen Unbeholfenheit und Unſchlüſſigkeit zur Hülfe kam und auch für ſich ſelbſt den Wunſch hegte, allein gelaſſen zu werden; ihre Hand ergreifend, ſtotterte er: „Ja, ich habe — ich muß allerdings —“ Kurz verſtummte er, eh' er nachfügte:

„Und das iſt Deine Antwort — Deine Bedingung für — für meine zukünftige Frau, Madlene, von der

Du nicht abgehen kannſt? Vielleicht beſinnſt Du Dich doch noch anders — es war hier nicht der rechte Ort und die rechte Stunde, davon zu ſprechen, ich hätte mir es ſagen ſollen. Doch mir iſt Deine Erwiederung zu wichtig — ſeit manchen Jahren ſchon — daß Du nicht — nicht auf den zwanzig Jahren beſtehſt — und wenn Du Zeit zur Ueberlegung gefunden, will ich Dich noch einmal fragen —"

Doch Madlene Fleming ſchüttelte den Kopf: „Die Zeit hatte ich, Roloff, Du haſt ſie mir ſchon ſeit Jahren gegeben, und ich will Dich nicht in einer Täuſchung fortgehn laſſen. Bewahre mir die alte Kindheitsfreundſchaft, Roloff, eine Erinnerung, die mir lieb und unvergeßlich bleibt, und werde glücklich mit einer Lebensgenoſſin, die gut und fröhlichen Gemüths zu Deinem paßt, mit einer Frau — von zwanzig Jahren, Roloff."

Sie drückte ihm die Hand, wandte ſich ab und ging, ohne noch eine Antwort zu erwarten, raſch auf einem ſchmalen Fußweg davon. Der junge Arzt ſah ihr ſtumm nach; es war kein verzweiflungsvoller Schmerz, der ſich in ſeinem offen ehrlichen Geſicht ausdrückte; zu leidenſchaftlich heftigen Erregungen hatte die Natur ihn nicht veranlagt. Aber von einer lang und ſchön gehegten, verlorenen Lebenshoffnung ſprachen

ſeine Züge und auch davon noch nicht ganz. Man ſah, heimlich bewahrte er ſie doch noch in ſich fort.

Den gemeinſamen Rückweg mit ihm zu vermeiden, war Madlene noch wieder ein Stück in den Wald hineingegangen. Ja, was ſich eben zugetragen, hatte ſie ſchon lange vorausgeſehn, erwartet, daß er einmal ſo ſprechen werde, und ihre Antwort bereit gehalten. Es that ihr leid, daß er ſie genöthigt, ihm dieſe zu geben; nach der Art ihres Verhaltens gegen ihn hätte eine mit feineren Fühlfäden begabte Natur ſich und ihr wohl die ablehnende Entgegnung erſpart, und im Stillen hatte ſie noch gehofft, er werde dies thun. Nun aber, da es doch geſchehen, brachte es etwas Befreiendes mit ſich, wie ſtets das Vorübergehn eines mit Scheu erwarteten Augenblicks. Freilich etwas andres auch, eine Unausführbarkeit der Abſicht Madlenes, im Hauſe Heddas eine befriedigende Thätigkeit zu finden. Denn ſie wußte, daß die Schweſter den Wunſch ihres Bruders theile, ſo daß ſie dort einer beſtändigen, auf die Erfüllung hintrachtenden Einwirkung ausgeſetzt ſein würde. Doch entging ſie dem gleichfalls im Elternhauſe nicht, denn er hatte geſagt, daß er ſie noch einmal fragen werde; vorausſichtlich ſetzte er ſein abendliches Kommen fort, das nach dem

heutigen Vorgang dem Beiſammenſein Peinliches verlieh. Und zumal, da ſie ein Gefühl in ſich trug, auch ihrem Vater durch ihr Ablehnen der Werbung Roloffs eine Enttäuſchung zu bereiten, weil er ihre Zukunft einem guten Schutz anvertraut zu ſehen wünſche, der ſich vielleicht — wahrſcheinlich ſogar — nicht zum andernmal biete. Stärker noch, als bisher, wuchs der Drang in ihr, wenigſtens für eine Zeitlang in einem fremden Hauſe nützen zu können, um ſich der gegenwärtigen Lage zu entziehn, aber ſie wußte nicht, wohin.

Nein, die Frau Roloffs zu werden, das bildete für ſie eine ebenſo unmögliche Vorſtellung, wie daß ſie ſich überhaupt verheirathen könne. Sie kannte keinen Mann und vermochte ſich keinen zu denken, außer ihrem Vater, ihr Leben mit ihm zu theilen. Der Hang zur Einſamkeit lag in ihrer Natur, von Kindheit auf. Nein, das wohl nicht, doch ſeit langer Zeit, ſeitdem ſie erwachſen war.

Nun wendete ſie ſich und ging zurück. Als ſie aus dem Wald auf die Wieſe trat, lag dieſe ſchon von einer herbſtlichen Färbung überfloſſen, keine Schmetterlinge tummelten ſich mehr drüber, doch auch keine Thauperlen überblinkten ſie, wie ſonſt, trotz dem wolkenloſen Himmel ſtanden die Halme und Kraut-

blätter völlig trocken. Die Sonne war ſchon ſeit geraumer Zeit untergegangen und ſäumte den Horizont nur noch mit einem gelben Rand wie aus mattfarbigem Gold. Doch fiel daraus noch ein heller Abglanz auf das Geſicht Madlenes, ließ es heut' Abend dem ihrer Mutter beſonders ähnlich erſcheinen und zeigte deutlicher als ſonſt, was ſeit Jahren bereits mit leiſen Einſchlägen um ihre Züge zu weben begonnen. Zwar täuſchte es wohl, daß ſich in die ſchöngeformte Stirn wirklich wie Spinnwebfäden zwei feine Striche hineingezogen hatten, wenn der Kopf ſich hob, vergingen ſie noch. Aber dennoch regten ſie ein Gefühl, ſchon nachmittägig ſich bereitende Schättchen vorauszukünden, und der Anblick der langſam mit ihren Gedanken dem Elternhaus Zuſchreitenden ſprach gegenwärtig ziemlich unverhohlen aus, Madlene Fleming ſtehe im Begriff, an die Grenze des Ueberganges zu dem zu gelangen, was einſt Barbe Carſtens geweſen und was der Sprachbrauch des Landes ein „ſpätes Mädchen" benannte.

Sie achtete nicht auf die ungewöhnliche abendliche Trockenheit der Wieſe an den Wegſeiten, doch drüben im „ſtillen Butt" ſammelten ſich um dieſelbe Stunde die Sicherkundigen von Himmel und Erde, Luft und Waſſer an und nickten zuſtimmend, wie Piebe Stör

eintretend ſagte: „Dat warrd Harvſt un gifft anner Wedder; de Sünn is gel ünnergahn un dat hett keen Dau vunabend, do mußt Du wul en beten vör Water in't Glas ſorgen, Lars."

Das beſorgte dieſer zu allſeitiger ſchlürfender Zufriedenheit, und der bevorſtehende Witterungsumſchlag ging weiter die Cajüteninſaſſen nicht im Geringſten an. Alles war wie ſonſt und wie immer, bis auf eines, das erſt im Verlauf des Abends zur Wahrnehmung gelangte, indem ſich einmal ein Kopf umdrehte und der Mund desſelben äußerte: „De Adelskiſt is jo lerrig, wat is dat denn mit den Baron? Will he affeilen?"

Eine Antwort klang indeß über den Tiſch: „Nee, dat fallt em nich in, glöv ick. Dat weer ſnakſch, ick heff em hüt' Namiddag begegent, do ſtolzeer he in en ganz nagelnieen pükfeinen Antog mit en Ritpitſch inne Fuſt un ſä grotartig, as ick dat jümmer noch twiſchen de Tähn vun keen Minſchen herutfört heff, to mi: Guten Abend, mein Lieber."

„Jo, dwatſch is he jümmer weſt, dat kümmt em op en beten mehr nich an. Na, denn warrſt Du em de Farv in ſin Glas wul noch wat heller maken möten, Lars, dat he de Kumedi mit de nien Antog wedder inbringt."

Aber da ereignete ſich ſchon erwartetes Wichtigeres und Intereſſanteres, denn die Thür ging auf und Padde Mollerſen ſchob ſich herein. Er war kein Neuling im ſtillen Butt, ſondern ein Stadtkind, das hier ſchon vor zwanzig Jahren manchmal geſeſſen, wie er noch als Steuermann auf einem Oſtſeeſchooner gefahren. Doch ſeitdem hatte er ſich zu einer großen, zwiſchen der hundsföttiſchen ſpaniſchen See und dem verdammten gelben Meer in jedem Hafen bekannten Perſönlichkeit aufgethan, und man konnte alles von ihm erwarten, denn gegenwärtig war er als Capitän mit einer eigenen Brigg blos deshalb ein bischen von Süd-Amerika hergekommen, um ſeine alten Eltern, eh' ſie bei einer Gelegenheit vielleicht plötzlich die Segel braßten, noch einmal zu beſuchen. Man hatte ihn geſtern Abend ſchon im Butt erwartet, aber da war er als guter Sohn bei den Alten geblieben, um den Calmengürtel in ihrer Stube durch ſeine Unterhaltung etwas aufzufriſchen. Denn er ſtand nicht ohne Grnnd im Ruf, daß er alles kenne und von allem wiſſe, was das Waſſer an irgendeiner Küſte plätſchere und die Möven drüber ſchrieen; das ließ die allſeitige Spannung auf ſein Kommen begreifen. Perſönlich kannte ihn von der Tiſchrunde niemand mehr als Sievert Bramſegel, doch es ſagte genug,

daß dieſer, als der Erharrte endlich eintrat, ſich von ſeinem Sitz aufhob, ihm an die Thür entgegenſchritt und dem Ankömmling die Hand bietend, mit einer gewiſſen feierlichen Miene laut ſprach: „Captän Padde Mollerſen.“

Und Padde rechtfertigte ſeinen Ruf, einen ſo genußreichen Abend hatte die Cajüte ſeit Langem nicht erlebt. Er kannte und wußte in der That alles, ſogar Dinge, von denen man hätte annehmen müſſen, daß überhaupt gar kein Menſch auf der Erde ſie wiſſen könne, und faſt in jeder Minute zogen die Pfeifenſpitzen ſich einmal rundum aus den ſtaunend aufhorchenden Mundwerkzeugen heraus. Dabei hatte ſeine Art nicht im mindeſten hochtrabendes, protzig ſein eigenes Schiff, ſeine Vermögensumſtände und etwa vornehme Gewöhnung hervorkehrendes. Er fand, und das ſchwerwiegende Lob eines Kenners war's, den Grog im Butt beſſer, als irgendwoſonſt, ſprach mit Vorliebe von der Zeit, in der er noch als kleiner Steuermann oft hier in dem Hafen eingelaufen, und legte beſonderes Intereſſe für alles, was aus ſeiner Vaterſtadt ſtammte, an den Tag. Eine Stimme ſagte einmal: „Dat is tein, Niels is all gahn.“ Padde Mollerſen hatte auf Niels Iwerſen nicht geachtet, doch erinnerte ſich bei dieſer Aeußerung, daß

er ihn doch auch ſchon vor zwanzig Jahren hier geſehn habe, und gab Zeugniß von ſeinem vortrefflichen Gedächtniß, indem er, ſich mit dem Finger gegen die Stirn tippend, fragte: „Iſt er immer noch ſo ein biſchen da?“ — „Jo, dat geiht do jo nich mehr rut,“ meinte antwortend ſein Nachbar; „dat is mit Minſchenköpp as mit de olen Bohrmuſcheln inne Schippsplank, hefft ſe ſick erſt mal feſt infreten, denn helpt dat nich. Mit Knut do un ſin Sündflod is dat jo ok ſo, blot dat he den Rhum in ſin Noahkaſten nich verdarwen lett, ſünnern de Flaſchen jümmer mal utputzt. Sus harr he wul all Dewerfrach in ſin Arch', un dato is he doch noch to klok.“

Das gab ein Rundlachen, zu dem auch der alte Knut ſelbſt mitgrinſte, Sievert Bramſegel aber ſagte: „Du weißt ja von allens Beſcheid, Padde, haſt Du vielleicht auch 'mal was gehört, wir hatten hier mal Einen, 'ne ganze Zeit, ſo'n ſnakſchen Menſchen, 'nen Braſilianer oder woher er war, Mazeras hieß er. Der hatte Grappen im Kopf und wollte partout nich wieder aufs Waſſer, aber einmal war er doch bei Nacht und Nebel weg, und ſie ſagten, er hätt's gekriegt, daß er über die Linie hinüber müßt.“

„Jo, dat kann jo op eenmal ſo kamen,“ nickte einer der Zuhörer, Padde Mollerſen aber blies Dampf

aus und gab von ſich: „Mazeras — den Namen hört man ja nicht ſo oft — töv mal, Sievert — ja, das is ſchon was her, wenigſtens ſo ein fünf Jahr — Mazeras — ich krieg's aber noch. Siehſt Du wol, da is es — die Confianza — ja das war ein gutes Schiff, aber die Geſchichte damals war ihr doch ein bischen ſtark, davon ging ja lang die Rede, von Pernambuk bis nach Rio herunter. Ich hab' den Capitän ganz gut gekannt und manchen Abend mit ihm zuſammen geſeſſen und geklönt, ſo viel ſpaniſch oder portugieſiſch bracht' ich ja auch zuſammen, das kommt meiſt auf's gleiche heraus. Und da iſt die Confianza, garnicht mehr weit von Rio, in ſo'nen Tornado gekommen und der Mazeras dabei ertrunken."

„Na jo, dat ſchull wul ſo kamen. Dat Düvelstüg do heff ick ok mal kennen leert, jüſt genau, as weer een in'n Teifun op't gele Meer."

„Nu kommt's mir noch genauer, mit 'ner Frauensperſon iſt er zuerſt von 'ner Sturzſee über Bord gegangen, und wie das eigentlich zugegangen, weiß kein Menſch."

„Nee, dat kann jo ok nich god ſin."

„Blos weiß ich, daß ich damals geſagt, ganz in Richtigkeit iſt es damit nicht geweſen. Die Reling lag wohl ganz nach Lee auf's Waſſer herunter, aber

als wie die See übergekippt iſt, hätt' ſie die beiden doch noch gegen's Schanzkleid ſchmeißen müſſen. Denn einen Andern, der dicht dabei ſtand, warf ſie mit dem Kopf dagegen an, und das war der Mann von der Frauensperſon."

Das ſchlug ein bischen in das Gebiet der Dinge, von denen man annehmen mußte, daß überhaupt kein Menſch auf der Erde ſie wiſſen könne, und etwas Aehnliches hatte Padde eben ſelbſt geäußert. Es ging eine Schweigſamkeit um den Tiſch, nur Piebe Stör räuſperte ſich ein paarmal und brachte danach hervor: „Se weern doch nich mit up dat verdrunkene Schipp, Captein."

Eine Frage wars eigentlich nicht, auch keine abſonderliche Bemerkung, nur ſo ein unwillkürliches lautes Denken Piebe Störs, das indeß ein leicht hörbares allgemeines Kehlkratzen rundum veranlaßte. Dazu indeß machte Padde Mollerſen ein paar verwundert „plitſche" Augen, guckte mit ihnen einmal um den Tiſch, dann, wie eine Merkwürdigkeit betrachtend, auf Piebes Kinnbackenfloſſe nnd äußerte zu dieſer Beſchäftigung:

„Es hat doch Keiner hier geſagt, glaub' ich, daß die Confianza damals caput gegangen iſt. Oder hat Einer es geſagt? Dann weiß er es beſſer als ich

und ſchweig' ich gern ſtill, daß er weiter erzählen kann."

Auf dies letztere wartend, ließ Padde abermals ſeinen Blick durch den Geſichterkreis umwandern. Es drückte ſich etwas von einer großartigen Gelaſſenheit darin aus, die alle gleichmäßig in ſtummem Eifer an ihren Pfeifen ziehen ließ, als ob dieſe ſämmtlich auszugehn drohten, und nur eine Stimme bemerkte etwas ſtockſend:

„Wi harrn meent, dat Schipp weer ünnergahn."

„Ja, es giebt ſo Meinungen, die richtig und die vom Gegentheil ſind; das iſt ja bei jedereins ſeine Sache und Gabe, von welcher Sorte er ſie mal hat. Ich glaube, daß ich nicht geſagt habe, ich hätt' mit dem Capitän zuſammen geſeſſen, als er todt und ertrunken geweſen. Oder hab' ich das gethan?"

Padde Mollerſen konnte ſich die Ironie der letzten Frage wohl vergönnen, denn er ſtand oder ſaß vielmehr in ſeiner ganzen Ueberlegenheit da, und zugleich fiel aus der von ihm gegebenen Aufhellung nach rückwärts ein glänzendes Licht auf die merkwürdigſten und unbegreiflichſten Dinge, die er vorher erzählt hatte, als müßte er ſie mit eignen Augen angeſehn haben. Es wurde ganz offenbar, daß auch bei ihnen nur ein Mangel an Einſicht und richtiger Faſſungs-

gabe Zweifel in ſeine unbedingte Glaubhaftigkeit geſetzt haben konnte, und mit dem befriedigenden Gefühl, dies allſeitig zur Erkenntniß gebracht zu haben, fuhr er fort:

„Ein gutes Schiff, ſagt' ich, wär' die Confianza geweſen, und das war ſie, denn ſie ließ ſich kahl vom Tornado abraſiren, als wenn ein Bartſcheer ihr mit 'nem Meſſer über's Geſicht gefahren wär', na, die See machte ja auch genug Seifenſchaum dafür. Nicht daß es für 'nen Zahnſtocher reichte, blieb von Maſtholz auf dem Deck übrig, und doch hielt ſie feſt wie 'ne Waſſerkrot in der Schale, ließ auf ſich mit Blasbalg und Hammer ſo viel herum ſchnaufen und pauken, als der Drehſturm mit ſeiner Companie fertig bringen konnte, und wie er ſich müd ramentert hatte und in die Koje kroch, ſchwamm die Confianza noch als wie ein Spundkork oben und Einer kam vorbei, der ſie an's Tau nahm und nach Rio hereinſchleppte. Darum hab' ich nachher mit dem Capitän zuſammen geſeſſen und brauchte garnicht mit dabei geweſen zu ſein."

„Jo, dat mutt jo en Schipp weſt ſin."

Rund um den Tiſch ſprach ſich in den Geſichtern hochachtungsvolle Bewunderung der Confianza aus; ein Mund ſagte: „Sünd dat all wedder fief Johr, dat de Mazeras hier weg is."

„Jo, as de Tid löppt, man ſchullt nich glöwen.“

Sievert Bramſegel wies mit dem Finger hinüber: „Da auf dem Stuhl hat er immer geſeſſen.“ Ihm kam dabei eine Erinnerung, daß er, den Kopf gegen Padde drehend, nachfügte: „Hier war 'mal noch Einer, der auch nach Braſilien weggegangen is, ein Sohn von dem ſeligen Captän Overbek. Der hat auch 'mal 'nen Abend hier mit geſeſſen, und ich hab' ihm geſagt: ‚Mein Junge, da laß die Finger von, von dem Frauenzimmer.‘ Aber er is doch nachher mit einer an Bord gegangen und blos mal 'ne Nachricht gekommen, es ſtänd' ſchlecht mit ſeinem Curs, denn die muß richtig eine aus der Teufelskambüſe geweſen ſein. Haſt Du da an der Oſtkante vielleicht auch mal 'was von ihm gehört?“

Doch der alles Wiſſende ſchüttelte den Kopf und verſetzte, ſeiner unbeirrbaren Wahrheitsliebe Folge leiſtend: „Nee, von dem hab' ich nie was gehört.“ Eine gewiſſe Großartigkeit lag auch in dieſem unumwundenen Zugeſtändniß, daß es dennoch Dinge auf dem Erdrund gäbe, die ihm nicht bekannt ſeien, und merklich erhöhte er damit nochmals die Ueberzeugung, von ſeiner Zuverläſſigkeit aller derjenigen, die der unerſchöpfliche Vorrathsraum ſeines Wiſſens umfaßte.

Auch aus Piebe Störs Gedächtnißkaſten war etwas heraufgeholt worden, das ihn in ſeine Floſſe brummen ließ: „So'n Bengel; dat deiht mi noch jümmer leed um de lütte Deern;“ unten vom Tiſch her aber klang laut eine Stimme: „Herr Capitän, Sie können doch gewiß Häringe und Makrelen unterſcheiden, wollen Sie Herrn Peper nicht mal ſagen —“

Doch den Schluß übertönte ein Ruf Sievert Bramſegels: „Rotten un Müs inne Kambüs! ſünd de beiden ſolten Härings wedder togang! Jochen — Lars meen ick — Captän Mollerſen ſin Glas is lerrig. Das is uns was Rar's, daß Du heut' bei uns ſitzſt, Padde! Wir gehn ſonſt ja früh in die Koje, awer vunabend kunn ok vör mi noch en beten hitt Water drup ſtahn, Lars.“

* * *

Die Wetterkundigen im ſtillen Butt bekamen recht, der nächſte Morgen zeigte den Himmel nicht mehr ſommerlich blau, ſondern grau überdunſtet, ein herbſtlicher Ton ging durch die Luft. Indeß die Jahreszeit dafür war herangekommen, und niemand wunderte ſich drüber; dagegen verurſachte am ſpäteren Vormittag etwas andres hochgradigſtes Staunen und allgemeines

Nachblicken aus den Fenſtern. Das war der Freiherr Mathias von Gapendorp, der von den erbgeſeſſenen Bohrwürmern und Spinnweben ſeiner Behauſung im alten Schloß her durch eine Straße geſchritten kam und zwar in eleganteſter, eben vom Schneider ihm abgelieferter ländlicher Edelmannstracht, die, eng ſeine hagere Geſtalt umſchließend, dieſer von weitem einen jugendlichen Anſtrich gab; in der glacéhandſchuh-bedeckten Rechten trug er eine Reitgerte und ſchlug mit ihr ab und zu, wie in cavaliermäßiger Gewöhnung, einen leichten Lufthieb oder nach überhängenden Blättern der Vorgärten. Eine Miſchung von Höflichkeit und leutſeliger Herablaſſung lag in der Art, wie er den Gruß ihm Begegnender erwiederte, beſonders einiger ſtädtiſcher Honoratioren, die ſonſt nie gewöhnt geweſen, von ihm Notiz zu nehmen, heut' jedoch in Anbetracht ſeiner ſo völlig verwandelten äußeren Erſcheinung unwillkürlich den Hut vor ihm lüfteten. Heimkehrend theilten ſie ihre überraſchende Wahrnehmung mit, und am Mittagstiſch zerbrachen ſich hauptſächlich alle der Bildungsſphäre angehörigen weiblichen Köpfe der Stadt vergebens über einer Löſung dieſes räthſelhaften Vorganges. Man erfuhr wohl, daß der überall Beredete ſeit vorgeſtern nicht mehr ſeinen Abſchreiberdienſt in der Amtsſtube ver-

ſehen habe, doch erſt in einer nachmittägigen Kaffeeverſammlung wies das ſtrahlende Antlitz einer verſpätet Eintreffenden darauf hin, daß ſie in der Vorzugslage ſei, Aufſchluß über die jedes Gemüth gleich bewegende Frage zu ertheilen. Und zwar aus nicht anzuzweifelnder Quelle, durch den eben von einer kurzen Reiſe zurückgekehrten Herrn Amtmann ſelbſt, dem ein Schreiben zugegangen, mit deſſen Zuſtellung an den Herrn Baron er amtlich beauftragt worden. Das habe die Nachricht enthalten, der Freiherr Wasmut von Gapendorp, im Süden des Landes ſeßhaft, ſei ohne Hinterlaſſung von Kindern und nahen Agnaten aus dem Leben geſchieden und gerichtliche Erhebungen hätten ergeben, daß, da auch mehrere entfernte Anverwandte aus der männlichen Linie in letzter Zeit unerwartet mit Tode abgegangen, der Freiherr Mathias von Gapendorp trotz der weiten Abzweigung der nächſte Erbberechtigte und zum Antritt des großen Majoratsgutes des Verſtorbenen geſetzlich Berufene ſei. Wohlberechtigter Stolz, ſich zuerſt durch Ergründung des Räthſels um die Geſellſchaft und die Stadt verdient gemacht zu haben, leuchtete aus den Augen der Nachrichtüberbringerin, und ohne noch die ihr vorgeſetzte Taſſe zu berühren, ſchloß ſie ihre Mittheilung: „Es kann wohl nicht in

Zweifel ſtehen, meine Lieben, daß wir den ſchweren Verluſt, der unſrer Stadt durch den — mich beſonders betrübenden — Fortgang des Herrn Barons droht, wenigſtens dadurch ein wenig zu mildern ſuchen, daß wir uns ihm gegenüber zu der Bitte vereinigen, uns die Ehre zu gönnen, ihm eine allgemeine geſellſchaftliche Abſchiedsfeierlichkeit bereiten zu dürfen.“

Noch indeß ſtand dieſe weihevoll-ſchmerzliche Trennungsſtunde bevor, denn der Freiherr Mathias von Gapendorp diente noch erſt zur vormittägigen Anſtaunung für die aus den Fenſtern ſich vorreckenden und ihm langmöglichſt nachblickenden Köpfe, denen er dann, zur Linken feldeinwärts abbiegend, entſchwand. Und wohin er in dem myſteriös-unglaublichen, neuen vornehmen Anzug ſeine Schritte lenkte, wäre vermuthlich für ſämmtliche Bewohner der Straße gleichfalls unaufgehellt geblieben, wenn nicht mit raſcher Geiſtesgegenwart eine der Mütter ihm ein Viertelduzend ihrer Sprößlinge nachgeſchickt hätte, die mit der Nachricht zurückkamen, „er“ ſei in die Pforte des Flemingſchen Gartens hineingegangen.

Das hatte nicht allein für die Empfänger dieſer Botſchaft Ueberraſchendes, ſondern einigermaßen ebenfalls für die Hausbewohner, denen er ſich durch die

Magd anmelden ließ. Sie befanden ſich zufällig miteinander im Wohnzimmer, und auch ihre Geſichter konnten nach der erſten Verwunderung eine zweite über die ſo auffällig veränderte Erſcheinung des Eintretenden nicht ganz verbergen. Doch ſpiegelte die Miene desſelben nichts von einer Wahrnehmung dieſes Ausdrucks ihrer Züge wieder, er verbeugte ſich reſpectvoll mit vollendeter Ceremonie vor der Frau des Hauſes, miſchte ſeiner Begrüßung Madlenes eine weniger formelle liebenswürdige Vertraulichkeit bei und wandte ſeine Anſprache an Tamo Fleming: „Ich komme, Herr Doctor, um Ihnen meine Abſchiedsviſite abzuſtatten, da die Räumlichkeiten des bisher von mir bewohnten Schloſſes trotz ihren idylliſchen Environs mir doch in meinen vorrückenden Jahren nicht mehr convenable zu ſein beginnen und ich mich entſchloſſen habe, meine Güter zukünftig ſelbſt zu bewirthſchaften. Zu meinem Bedauern muß ich mir dadurch die Annehmlichkeit entziehen, denſelben Wohnort mit Ihnen zu theilen; wenn wir auch nicht dazu gelangt ſind, geſellſchaftliche Connexionen zwiſchen uns zu unterhalten, habe ich doch Ihr Haus immer in beſonderer Weiſe eſtimirt und wenigſtens das Vergnügen genoſſen, zu Ihrer Demoiſelle Tochter ſeit vielen Jahren in oftmalige,

ich möchte ſagen freundſchaftliche Beziehungen zu treten.“

Das letztere entſprach in gewiſſer Weiſe der Thatſächlichkeit, denn Madlene war der alten Kindergewohnheit treu geblieben, ab und zu zum Beſuch in der öden Erdgeſchoßſtube mit den immer länger in Stücken herabhängenden alten Prachttapeten vorzukehren. Es war ihr ein Ueberbleibſel der Kindheit und hatte für ſie etwas Traumartiges, ſich auf den „Sommerdivan“ der wackligen, mit der abgeſchabten Wollendecke überſpreiteten Holzbank zu ſetzen und den Alten vom dreibeinigen Küchenſtuhl her ſeine einbildneriſchen Erfindungen von dem Glanz und Prunk, die ihn in der Jugend umgeben, vortragen zu hören. So wunderlich kam's ihr dabei vor, daß ſie das Alles einmal gläubig angehört habe, wie das Schloß in grauer Vorzeit von einer Königin für ſeine Ahnen gebaut worden ſei, er ſelbſt auch von dem alten königlichen Blut herſtamme und er deshalb ſeinen Wohnſitz zwiſchen dem verfallenen Gemäuer aufgeſchlagen. Jetzt wußte ſie ſeit Langem genau, nur ſeine Phantaſie ſchaffe ſich die Wunderdinge, um ſich, ſo lange er von ihnen rede, damit über die Armſeligkeit ſeines Daſeins wegzutäuſchen. Aber trotzdem zog es Madlene faſt allwöchentlich einmal in das „Schloß“

hinein, dort zu ſitzen und wie als Kind ſich die alten Geſchichten erzählen zu laſſen. Märchen waren's, auch ihr die Einförmigkeit ihres Lebens für eine Stunde forttäuſchend, und ſo lang ſie ihnen zuhörte, war's ihr, als ſei ſie noch ein Kind.

Tamo Fleming bat jetzt den Beſucher, ſich zu ſetzen, was dieſer mit ariſtokratiſcher Vornehmheit that. Alles an ihm ließ nicht Zweifel, daß er in der That plötzlich in unbegreiflicher Weiſe zu einer völlig umgewandelten Lebensſtellung gelangt ſein müſſe; er zog eine goldene Taſchenuhr hervor, warf einen Blick auf das Zifferblatt und nahm wieder das Wort:

„Es iſt mir ſehr pitoyable, daß ich meinen verſtorbenen langjährigen Freund, Herrn von Aſpern — Sie werden ſich ſeines Vaters aus der Kriegsgeſchichte erinnern, Herr Doctor — nicht mehr invitiren kann, mich zu längerem Aufenthalt auf mein Gut zu begleiten. Allerdings würde er wohl nicht die Qualitäten beſeſſen haben, mir bei den mannigfachen häuslichen Angelegenheiten zu aſſiſtiren, deren Anordnung und Einrichtung meine Commodität dort benöthigen wird; es wäre dafür eine weibliche Fürſorglichkeit und Sürveillance der Domeſtiken erforderlich. Doch haben meine Lebensgewöhnungen mich nicht zu einer ehelichen Verbindung ſchreiten laſſen,

ſo daß ich keine Gemahlin oder Tochter beſitze, die ich in meiner momentanen Situation als einen mir von der Natur beſtimmten Soutien betrachten könnte. Ich erinnere mich jedoch, Ihrer Demoiſelle Tochter bereits in ihrer Kindheit zu öfteren Malen ausgedrückt zu haben, daß es mir, wenn ich einmal den Entſchluß faſſen würde, eine Retraite auf meine Güter zu nehmen, ein beſonderes Pläſir bereiten werde, ſie dorthin für eine möglichſt lange Andauer zu invitiren. Mademoiſelle Magdalene hatte die Gefälligkeit, auf meine Invitation mit einer Zuſage zu erwiedern, und ich verbinde mit meiner Abſchiedsviſite den Zweck, ihr ihre Complaiſance in's Gedächtniß zu rufen. Ehe ich neue Connexionen anknüpfe, werde ich mich in der ländlichen Retirade meines Schloſſes vorausſichtlich in ziemlicher Einſamkeit befinden, ſo daß es mir eine Reſſource bilden würde, mich der Converſation und des Anblicks einer alten Liaiſon erfreuen zu können. Es bedarf wohl nicht der Beifügung, Herr Doctor, daß ſowohl in meinem Namen, wie in meiner langjährigen Affection für Mademoiſelle Magdalene die Garantie enthalten liegt, dieſelbe werde in meinem Hauſe nicht anders, als in dem Ihrigen, völlig die Poſition einer Tochter einnehmen."

In geſchraubter Sprechweiſe mit höchſt ariſtokratiſchem Tonfall der Stimme hatte der Freiherr Mathias von Gapendorp die Worte durch's Zimmer klingen laſſen, und der Faſſung derſelben nach enthielten ſie nur die Erinnerung eines unerwartet zum großen Herrn Gewordenen an eine ihm ehemals aus inhaltloſer Phantaſievorſtellung entfloſſene Einladung, die er gegenwärtig, wenn auch in vornehmverbindlicher Form, als einen leutſeligen Gunſtbeweis, eine Erlaubniß ertheilend, wiederholte. Doch für ein feiner begabtes Ohr drängte ſich wunderlich ein andrer Klang drunter herauf, nicht der einer angeſchwellten Hoffart und herablaſſenden Vergünſtigung, ſondern eines ſehnlichen Wunſches und einer Bitte. Und jener ſonderbare Klang ſagte, ſeit zwanzig Jahren ſei es dem Sprecher eine Wohlthat geweſen — vielleicht die einzige, die das Leben ihm zugewandt — daß Madlene in ſeine jämmerliche Behauſung gekommen, gläubigen Geſichts ſeinen einbildneriſchen Erzählungen zugehört und durch ihre Gegenwart für ein Weilchen ſeinen öden Lebensgang mit einem Sonnenſtreifen überhellt habe. Er hatte nicht viel von ſeinem Herzen Gebrauch gemacht, eine bittere Ironie lag darin, daß er es an eine Frau und Kinder hätte hängen können, und er mochte ſelbſt kaum

wiſſen, daß er eines in ſich trage. Aber unbewußt that er's doch, denn er hielt Madlene Fleming in dies Herz geſchloſſen — auch vielleicht das einzige Menſchenkind, für das er je Liebe empfunden — und neidete ihre Eltern um ihre Tochter. Das klang unter ſeiner ſteifen Sprache herauf und ein zweites noch: Der neue Majoratsherr, plötzlich aus ſeiner hungernden Verkommenheit in den Ueberfluß verſetzt, fühlte ſich nicht zu Reichthum gelangt, ſondern im Innern war ihm erſt durch den gewonnenen äußeren Glanz ſchreckhaft die Erkenntniß aufgegangen, er ſei arm und hülfsbedürftig. Eine Furcht befiel ihn vor ſeiner Einſamkeit zwiſchen dem Prunk ſeines neuen wirklichen Schloſſes, als verlaſſe er den verfallenen Bau, der nur ſpöttiſch noch dieſen Namen trug, wie eine Heimath, in die kalte Fremde davonzuziehn, verlaſſen dort unter bezahlten Dienern ſeinen abendlichen Tag zu beenden. Und um nicht allein, freudlos in ſeiner neuen Pracht, die Dämmerung tiefer auf ſich heranrücken zu ſehn, klammerte er ſich an Madlene Fleming, die einzige, die ihm im Leben wohlgethan, und die einzige, die er liebte.

Sie aber beſaß das feine Gehör, die Bitte unter ſeiner „Invitation" zu vernehmen, und ſie allein auch konnte es. Für Tamo und Barbe Fleming war der

heruntergekommene Ariſtokrat nur eine ſeit Jahrzehnten vom Anſehn bekannte, doch ſonſt fremde, etwas lächerliche Perſönlichkeit; mit Verwunderung hatten ſie der Einladung ihrer Tochter auf ſein Gut zugehört, ſaßen ſchweigend und wußten nicht darauf zu erwiedern. Ein paar Augenblicke blieb auch Madlene ſtumm, aber dann ſtand ſie raſch auf, ſtreckte der ihr aus frühen Kindheitstagen altvertrauten Don-Quixote-Geſtalt die Hand entgegen und ſagte: „Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Baron — ja, ich freute mich immer als Kind, wenn Sie mich für die Zukunft einmal zu ſich einluden — und wenn ich Ihnen behülflich ſein und nützen kann, ſo komme ich gern zu Ihnen.“

Eine ſchnelle, halb inſtinktive Antwort war's, doch Madlene bereute dieſe nicht, als der Freiherr mit gleicher ceremoniöſer Formcorrectheit ſich verabſchiedet und das Haus verlaſſen hatte. Unerwartet kam ſein Wunſch ihrem eigenen, ſeit geſtern noch dringlicher gewordenen Verlangen entgegen, und auch ihre überraſchten Eltern zeigten ſich einverſtanden, als ſie ihnen jetzt Mittheilung von der geſtrigen Bewerbung Roloffs, wie von ihrer abſchlägigen Erwiederung darauf machte. Das ließ allerdings jenen ebenfalls, um ein peinliches Zuſammenkommen zu vermeiden, für eine Zeitlang ihr

Fortgehen aus der Stadt wünſchenswerth erſcheinen; zwar bildete der Aufenthalt Madlenes auf dem einſamen Gut, nur mit dem alten Freiherrn zuſammen, nicht dasjenige, was Tamo Fleming zu ihrer Erheiterung und Anregung im Sinn getragen, doch immerhin erachtete er auch dieſen Wechſel, der ihr eine neue Thätigkeit in andrer Umgebung verſchaffte, als günſtig für ſie. Kein Zug ſeines Geſichtes aber that kund, die Antwort, die ſie Roloff gegeben, habe eine geheime Hoffnung in ihm zu nichte gemacht. Die gehörte dadurch dem Geweſenen an, das man ſich nach Tamo Flemings Lebensauffaſſung ſtumm zur Vergeſſenheit bringen mußte.

Daß die Dunſtſchicht des Himmels nicht zergehen, keine Sonne mehr durchlaſſen werde, gab der Mittag zu erkennen, und als um einige Stunden nach dieſem Madlene ſich zu ihrem gewohnten Gang anſchickte, ließ ein Ausblick durchs Fenſter ſie zum erſtenmal ſeit manchen Wochen einen Schirm mitnehmen. Etwas Neues und Fremdes, wovon ſie geſtern noch nichts geahnt, und das ſie durch den Wald hinſchreitend überdachte, lag vor ihr, ein Abſchnitt ihres ereignißloſen Lebens. Weitere Gedanken ſpann ſie dran, in die Zukunft voraus; ob es nicht mit dem Blick wahrzunehmen geweſen, ſie wußte doch, daß ihre Antwort

an Roloff eine verſchwiegene Hoffnung ihres Vaters enttäuſcht habe, und halb krankhaft verſtärkt war das Begehren über ſie gekommen, ihm darzuthun, daß ſie auf ſich ſelbſt in der Welt zu ſtehn vermöge. Sie beſchuldigte ſich eines Mangels an richtigem Kindesgefühl, daß ſie nicht früher ſchon deutlich empfunden und erkannt, ein Mädchen, welches auf die Dreißig zuſchreite, wenn es ſich weigere, zu heirathen, gehöre nicht mehr in's Elternhaus, ſondern müſſe alles daranſetzen, ſich durch eigne Leiſtungen eine Lebensberechtigung zu erwerben, die ihm ſonſt nicht zukomme; darin ſei kein Unterſchied zwiſchen einem erwachſenen Sohne und einer Tochter. Dazu aber konnte ihr vielleicht, in ihrer Hoffnung gewiß, die Vermittlung des Barons verhelfen, irgendwo eine Stellung zu erhalten, durch die ſie ihre Eltern von der Laſt, die ſie ihnen bereitete, frei machte. Ein Schluchzen rang ſich unwillkürlich aus der Bruſt Madlenes; es war ein krankhafter, grundlos-thörichter Wahn, zu dem jene ihr durch nichts jemals einen Anlaß gegeben. Doch in ihr ſelbſt hatte ſich im Gang der Jahre mählich ein Gefühl ihrer Daſeinszweckloſigkeit ſo anſchwellend emporgehäuft, daß es ſie, einem cumulirenden Gifte gleich, heut' mit plötzlich-heftiger Wirkung bewältigte, ihr die Augen mit Thränen erfüllte und

das Gemüth mit Irrvorſtellungen umdüſterte, wie der Wald ihren Weg mit grauem Zwielicht zu umdämmern begann.

Denn der October hatte heut' angefangen, frühzeitig neigte der Tag ſchon zum Ende, und mechaniſch bog ſie ſeitwärts auf einen zurückführenden Pfad ab. Doch war's noch nicht wirkliches Abenddunkel, das um ſie einbrach, ſondern der Dunſt hatte ſich noch mehr verdichtet, Tropfen kniſterten aus ihm auf das gelblich entfärbte Blätterdach herab, und Wind begann die Wipfel zu einem murrenden Ton gegeneinander zu rütteln. Der Herbſt hielt, aus der trüben Luft herabſteigend, ſeine Einkehr.

Madlene ſpannte den Schirm auf, doch ohne den Schritt zu beſchleunigen, ihre Hand hatte nur mechaniſch etwas Gewohnheitmäßiges gethan, bei dem ihr Denken nicht geweſen. Ein andrer Weg brachte ſie zurück, der nicht über die Wieſe zum Hauſe führte, ſondern noch etwas entfernter von dieſem aus dem Wald auf die Abdachung eines Hügels mündete, von dem der Blick nach rechts über ihren Garten hinging; meiſtens ſetzte ſie ſich dort noch ein Weilchen an einen Grasrain und ſah nach dem Dach, das braun zwiſchen den Bäumen aufſtieg, nieder. Dazu eignete der Tag heut ſich nicht; als ſie ins Freie hinaustrat, ward es

zwar noch wieder etwas heller, doch die Halme blinkten naß und der Weſtwind trieb ſeinen Sprühregen faſt wagrecht durch die Luft. Es war nach der landesüblichen Bezeichnung ein „ruſiges“ Wetter geworden, die Ferne vernebelnd, nur über dem näheren Umkreis lag noch ein mechancholiſches Zwitterlicht. Madlene kam's in's Gedächtniß, daß in ihrer Kindheit ihr Vater dieſe letzte Dämmerzeit manchmal mit einem alten lateiniſchen Spruch „inter canem et lupum“ benannt. Das hatte immer eine geheimnißvolle Erregung auf die Kinderphantaſie geübt, wie dann der Hirt ſeinen Hund zur Obhut für die Herde loslaſſe und der Wolf um ſie herumzuſtreichen anfange. Den großen zottigen Hund kannten ſie wohl, doch den Wolf hatten ſie nie geſehn und brannten doch vor Verlangen darauf. Alf hatte einmal geſagt, aus dem Wald müſſe er herauskommen, ſo daß ſie öfter an den Waldrand gegangen und ſtundenlang halb athemlos gewartet, aber auch dort war der Wolf ihnen niemals zu Geſicht gerathen.

Der ſchräg gewehte Regen ließ Madlene den Schirm ſeitwärts gegen ihn halten, ſie ging jetzt doch raſcher, unwillkürlich; ſo ſinnlos es war, ſie konnte ſich eines Gefühls nicht erwehren, als komme augenblicklich der Wolf aus dem Wald her hinter ihr drein.

Kindiſche Thorheit der Einbildung war's, denn um ein paar Jahre ſpäter hatte Alf über ihr damaliges Treiben gelacht und gewußt, es gäbe ſchon lange gar keine Wölfe mehr im ganzen Land. Aber trotzdem war gegenwärtig die Phantaſie in Madlene mächtig, als ſei etwas Unheimliches in dem Zwielicht um ſie her, daß ſie ſich ſcheute, den Kopf umzudrehn.

Nur nach ihrem oftmaligen Sitzplatz warf ſie im Vorbeikommen einen Blick, oder vielmehr die Haltung ihres Schirms ließ dies von ſelbſt geſchehn. Und der Fleck neben einem Hagroſenbuſch war ihr vertraut, eine Art von Heimſtätte für ihre Gedanken ſeit langen Jahren.

Aber da ſchrak ſie, den Buſchrand umbiegend, doch zuſammen; der Platz war nicht leer, ſondern es ſaß jemand auf ihm. Zwar kein lauerndes Raubthier, doch ein Menſch, trotz dem häßlichen Wetter, ein fremder Mann. Er ſchien vom letzteren nichts zu empfinden, ſein Hut lag neben ihm auf dem naſſen Gras, und den Blick ohne Regung nach der Seite des Flemingſchen Hauſes hinuntergerichtet haltend, ließ er ſich achtlos den Sprühregen vom Wind ins Geſicht ſchlagen. Mager und wie bei einem Südländer dunkel gebräunt, war es von einem vollen Bart umſchloſſen, eine breite Wundnabe durchquerte an der rechten Seite

die Stirn. Er mochte noch nicht alt ſein, vielleicht erſt an die Vierzig reichen, doch halbgraue Fäden durchzogen den Bart, und auch an den Schläfen flimmerte das kurzgeſchnittene Haar ſchon mit einem bleicheren Schein. Der Buſch hatte ihm das Herankommen Madlenes verdeckt gehalten; mechaniſch drehten ſich jetzt ſeine glanzleeren Augen, und er ſah ſie an, wie ſie ihn.

Ein Fremder war's, mit wunderlicher Neigung barhaupt hier im Regenwind ſitzend, in der Entfernung eines Dutzends von Schritten zergingen ſeine Züge ſchon etwas undeutlich im trüben Dämmerlicht. Madlene wollte den Blick von ihm abkehren, und doch that ſie's nicht, ohne daß ſie wußte, warum. Vielleicht weil auch ſeine Augen unverrückt, wie feſtgebannt in ihr Geſicht gerichtet blieben, ſo ſahen ſie ſich lautlos entgegen, ſonderbar, denn es ließ ſich wahrnehmen, daß die Bruſt beider den Athemzug verhielt. Dann ſtand der Sitzende mit einer plötzlichen Bewegung auf, wandte ſich ab und ſtieg, ohne ſeines Hutes zu gedenken, den Hügel weiter hinan.

Da klang ihm vom Munde Madlenes ein Ton nach. Kein Schrei, auch kein Ausruf war's, nur ein ungewiſſes Ueber-die-Lippen-Bringen eines Wortes,

eben laut genug, daß es bis an ſein Ohr hinüberreichte. Sichtbar zuckte er zuſammen, doch ohne ſich umzuwenden, noch ſeinen fortſchreitenden Fuß anzuhalten. Da rief's Madlene nochmals, doch jetzt lauter, aus der athemloſen Bruſt hervorgeſtoßen: „Alf!“

Man ſah's wiederum, er wollte nicht, aber es war etwas, das, ſtärker als ſein Wille, ihm den Fuß wie gelähmt feſthielt. Sie war ihm halb nachgeeilt, er hörte es, wendete ſich nun langſam um und ſagte, ſie anblickend:

„Ja, Du biſt es, Madlene.“

Es ſprach aus, daß er auch ſie erkannt habe, doch klang's, als ob er eigentlich geſagt: „Ja, ich bin es.“ Unwillkürlich machte ihre Hand eine Regung, ſich gegen ihn vorzuſtrecken, doch die ſeinige blieb unbeweglich herabhängend. Und beide ſtanden verſtummt ſich gegenüber.

So war Alf Overbek Madlene manchmal im Traum zur Heimath zurückgekommen, früher, in den letzten Jahren nicht mehr. Sie begegnete ihm irgendwo, ohne es zu wiſſen, denn ſein Kopf wurde von einer Verhüllung bedeckt. Aber dann fiel die Hülle davon, und auf den erſten Blick ſah ſie, er ſei's, denn ſein altes junges Knabengeſicht ſchaute ſie an.

Doch jetzt mußte ſie immer noch nach dieſem ſuchen. Es war kein Zweifel mehr möglich, und dennoch ſtand er wie ein Fremder vor ihr, und ſein Weſen war das eines Fremden. Er hatte nicht auf ihren erſten Ruf gehört, obwohl er ſie erkannt, ihre Hand, die ſie ihm reichen gewollt, nicht genommen. Das Alles war noch verworrener, als die Träume es ihr gebracht, kein Gefühl des Glücks, eher eines der Furcht und des Schrecks überkam ſie aus ſeinem Anblick. Seinem Schweigen gegenüber wußte auch ſie nichts zu ſagen, brachte nur mühſam von den Lippen:

„Warſt Du ſchon bei den Eltern?“

„Nein.“

„So laß uns hinuntergehen.“

Er machte nur, ohne zu erwiedern, eine verneinende Bewegung; Madlene ſagte unwillkürlich: „Es regnet ſtärker, Du mußt doch in's Haus.“

Nun verſetzte er: „Ich wollte das Haus von hier ſehen. Jetzt hab' ich's gethan.“

Da er innehielt, fiel ſie verſtändnißlos ein: „Was haſt Du — was willſt Du?“

Er trat einen Schritt gegen den Weg zu. „Leb' wohl, Madlene. Sprich Deinen Eltern nicht, daß der Zufall mich mit Dir zuſammengebracht; es war nicht meine Abſicht.“

Aus den Worten und mehr noch aus dem Ton ſeiner Stimme ging ihr auf, daß er nur gekommen ſei, um von dieſem Platz auf das Haus hinunterzublicken, und nachdem er dies jetzt gethan, die Stadt wieder verlaſſen wolle. Wie mit einem Schmerzſtich durchfuhr's ſie, und ſie ſtieß aus:

„Du willſt nicht — Du ſprichſt wie von Sinnen —“

Er ſchüttelte den Kopf. „Ich gehöre nicht in das Haus —“ und nach kurzem Anhalten, als habe er Athem ſchöpfen müſſen, fügte er hinzu: „in dem Du biſt.“

Doch ſein abermaliges gleichzeitiges Vorſchreiten verlieh ihr jetzt eine feſte Willenskraft, daß ſie, raſch nachfolgend, ſeinen Arm faßte. „Nein, ich laſſe Dich nicht, Du mußt! Du biſt krank und mußt geſund werden — in unſerm Hauſe — unſer Vater iſt Arzt —“

„Er iſt nicht mein Vater —“

Alf Overbek ſuchte, ſich loszumachen, doch nicht mit der Hand, es war, als weiche ſie davor zurück, die Hand Madlenes zu berühren. So gelang's ihr, ihn zu halten, und mit einem bittren Ton wiederholte er ihre Worte: „Geſund werden — glaubſt Du, Dein Vater kann alles heilen?“

„Wenn's ſeine Kunſt nicht kann, ſo kann's ſeine Güte —"

Ein Zucken durchfuhr Alfs Glieder, wortlos ſah er der Sprecherin in's Geſicht, dann kam ihm langſam von den Lippen:

„Ja, Du biſt gut, Madlene, und Deines Vaters Tochter."

Es klang aus dem verwandelten Ton, daß die Widerſtandskraft in ihm gebrochen ſei, ſich zur Willensunfähigkeit abgeſchwächt habe. Auch ſein Thun ſprach das Gleiche, ſtumm ging er neben Madlene fort. Nur, als ſie auf dem ſich ſpaltenden Weg zur Rechten abbog, fragte er noch einmal, wie wenn er ohne Bewußtſein gegangen ſei: „Wohin führſt Du mich?"

„In Dein Heimathhaus."

Faſt nachtdunkel war's geworden, Lampenlicht ſchimmerte ihnen zwiſchen den Büſchen aus den Fenſtern entgegen, als Madlene die Gartenpforte öffnete. Doch einige Schritte vor der Hausthür hielt ſtockend der Fuß ihres Begleiters und er ſagte, nur halb verſtändlich: „Geh' Du voran."

Ihr Ohr indeß verſtand's, nicht den Laut nur, auch den Sinn; ſchnell erwiederte ſie kurz: „Und Du warteſt hier?"

„Ja."

Sie hatte gezaudert, doch ein vernehmbares leiſes Zittern der Stimme des Antwortenden gab ihr jetzt eine Bürgſchaft, ſie könne ihm Glauben ſchenken, ihn allein zurücklaſſen; raſch trat ſie in's Haus und in's erleuchtete Wohngemach. Dann klang drinnen um einige Sekunden ſpäter ein lauter Freudenſchrei, der, wie aus dem Herzen Frau Barbes heraufjubelnd, über ihre Lippen flog. Doch ſie ſtand und blickte nach ihrem Manne, der, gleichfalls vom Sitz emporgefahren, die Lehne deſſelben mit der Hand umfaßt hielt. Ein Rütteln durchlief ihm den Arm, in ſeinen blaß gewordenen Zügen lag ein Ausdruck, den ſeine Frau ſich zum erſtenmal ſeit dreißig Jahren nicht zu deuten vermochte, und etwas Angſtvolles begann in ihren Augen zu zittern. Dann athmete Tamo Fleming tief auf, es war als ſinke eine Laſt von Centnerſchwere ihm von der Bruſt ab. Sein Blick wandte ſich Barbe zu, und von ſeinem Munde klang ein Ton, den das Haus ſeit langen Jahren nicht vernommen: „Warum ſiehſt Du mich ſo an, Frau Regentag, und willſt mich in der Stube feſthalten?“ Aber danach trat er raſch auf den Flur, zur offen gebliebenen Thür und ſprach in das Dunkel vor ihr hinaus: „Sei unſerm Hauſe willkommen, Alf Overbek.“

* * *

Da war die Nacht vorüber, in ſeiner Knabenſtube hatte Alf Overbek ſie zugebracht. Gegen Morgen hin auch wohl einige Stunden in dumpfem Schlaf gelegen, denn die Augen aufſchlagend, wußte er trotzdem nicht, wo er ſei. Nur das kam ihm zunächſt, die Wände um ihn gingen nicht auf und ab und er liege alſo nicht in einer Schiffscajüte, ſondern müſſe ſich auf feſtem Boden befinden. Das konnte er ſich nicht erklären, da er doch ſeit vielen Wochen von Rio Janeiro her auf der Brigg des Capitäns Mollerſen fuhr, wovon merkwürdiger Weiſe dieſer Inhaber eines ſonſt alles umfaſſenden Wiſſensſchatzes keine Ahnung beſeſſen, als er denſelben im „ſtillen Butt“ aufgethan, von den genauen Umſtänden zu berichten, unter denen Carlos Mazeras zuſammen mit einer „Frauensperſon“ ertrunken ſei, und danach wahrheitsliebend und beſcheiden erklärt hatte, von einem Sohn des ſeligen Capitän Overbek habe er nie etwas geſehn und gehört. Freilich unter andrem Namen war ſein Paſſagier bei ihm an Bord gegangen.

Den Kopf des erſt halb Erwachenden hielten noch Traumvorſtellungen umfangen, ihm eine alte Erinnerung zurückbringend. Hatte man ihn, wie einſt den Odyſſeus, bei Nacht heimlich am Lande ausgeſetzt, im Schlaf, ohne daß er's gefühlt —?

Ja und nein — denn er war ja ſelbſt Odyſſeus, der auf endloſer Irrfahrt in wunderſam fremde Länder gekommen, lange Jahre im Zauberbann auf der Inſel der Circe geweſen. Und nun lag er am Strande von Ithaka — es hatte ihn mit einer tödtlichen Sehnſucht übermannt, noch einmal hierher zu gelangen, auf das Haus und den Garten hinunter zu ſehen, wo er als ſorglos-glückliches Kind gelebt. Das wollte er nun — von einer Felshöhe herab — und dann wieder fort in die Fremde. Niemand ſollte ihn wahrnehmen, doch niemand werde ihn auch erkennen, ſo hatten die endloſen Jahre ihn verändert.

Alf Overbek taſtete mit der Hand um ſich, doch ſie traf nicht auf Uferſand und Steingeröll. In einem Bett hatte er geſchlafen, und plötzlich, wie geiſterhaft, nickte ihm von der Wand eine mit Feldblumen bedruckte Tapete entgegen, die er, ob auch wie in einem andren Leben, ſchon einmal geſehn. Nicht einmal — oft — tauſendmal hatte er ſo gelegen, auf ſie hingeblickt, gezählt, wie viel verſchiedene Blumen ſie in einem Gruppenbild zuſammenfaſſe, das dann immer wiederkehre, und ohne daß er gegenwärtig zu zählen brauchte, wußte er genau, es ſeien acht.

In ſeiner alten Knabenſtube lag er, und jetzt mit einem Schlage ſtand alles Wirkliche vor ihm da. Er

war ſchon auf der Anhöhe geweſen, die tödtliche Sehnſucht zu ſtillen und noch einmal das Haus zu ſehen, doch nicht, wie er gewollt, unbemerkt wieder fortgelangt, ſondern — ob es ihm ebenzuvor noch als das Undenkbarſte, Schreckvollſte auf der Erde erſchienen — in das Haus hineingetreten. Wie's geſchehen, begriff er nicht; aus einer Uebergewalt mußte eine Lähmung, eine Betäubung über jede Widerſtandskraft in ihm gekommen ſein, daß er willenlos dem Geheiß Madlenes gefolgt.

Und ſein Onkel hatte ihm die Hand gereicht und ſchluchzend die Frau, die er als Knabe wie ſeine Mutter angeſehn und ſo genannt, ihre Arme um ihn geſchloſſen. Und in dem alten Zimmer am alten Tiſch, über dem die alte Hängelampe brannte, hatte er eſſend und trinkend, oder wenigſtens ſich den Schein gebend, als thue er's, geſeſſen, und alles war geweſen, wie vor unausdenkbarer Zeit. Der verlorene Sohn der bibliſchen Märe war zurückgekommen, kein Wort des Vorwurfes hatte ihn empfangen, keine Frage ihn zu einer Antwort genöthigt, daß er nichts zu ſprechen gebraucht, als was er ſelbſt wollte. Auf einer faſt zwölf Jahre langen Reiſe hatte er ſich abweſend befunden und wieder am Tiſch geſeſſen wie vorher, naturgemäß, als Sohn des Hauſes.

Er hätte keine Furcht vor dem Eintritt zu hegen nöthig gehabt, ſich ſagen können, in dieſem Hauſe werde er ſo aufgenommen werden. Das hatte er im Innerſten auch immer gewußt, kein Bangen vor dem Ausdruck der Geſichter, ihren Worten empfunden, wenn er ſo daſtände. Etwas Andres war's, das ihm ſprach, unmöglich ſei's — nicht in ihnen, ſondern in ihm —

Und nun war's doch geſchehn — er ſprang haſtig auf, wie als Knabe, wenn er ſich zur Schule verſpätet gehabt, und ſah auf ſeine Uhr. Sie zeigte beinah ſchon auf halb acht — die alte Stunde war's — ſie warteten auf ihn am Frühſtückstiſch. —

Ja, Schonung, Wärme und Güte umgaben ihn, wie ſie ihn am Abend empfangen; kein Wort fiel auch heut', das ihm eine peinliche Erwiederung aufdrang, nur Freude über ſeine Wiederkehr ſprach aus den Geſichtern, von den Lippen. Einmal erwartete er es anders, denn Tamo Fleming bat ihn, mit in ſein Zimmer zu kommen. Doch dort ſagte er nur: „Ich habe mich ſchwer an Dir vergangen, daß ich Deinem Anſinnen, Dir Dein väterliches Erbtheil zukommen zu laſſen, Gehör gab. Denn ich that's nicht, Dir zu willfahren, weil ich's zum Beſten für Dich hielt, ſondern aus Zorn über Dein Thun, und han-

delte gegen meine Vormundspflicht an Dir. Deine Rückkehr hat mich von meiner Gewiſſensſchuld befreit, verzeih' auch Du es mir!"

Alf faßte ſcheu die ihm entgegengeſtreckte Hand und verſetzte mit athemverengter Stimme: „Deinen Zorn hatte ich verdient — nicht Deine Bitte, Dir ihn zu verzeihen. Laß mich Dich bitten, nicht wieder ſo zu ſprechen — Du weißt nicht, was Du mir damit thuſt. Aber auch Deine Vormundspflicht verletzteſt Du nicht, denn Du handelteſt, wie die Welt es nennen würde, zu meinem Beſten, und ich wäre, wenn Du es nicht gethan, wohl nicht — nicht ſo heute zurückgekommen."

Mit einem krampfhaften Druck preßte er die Hand ſeines Onkels, ein leiſe bittrer Aufklang hatte die Worte ſeiner Erwiederung „wie die Welt es nennen würde" durchzittert. Nicht recht verſtändlich war ihr Schluß geweſen, doch Tamo Fleming fragte auch danach nicht; in ſeine Züge war die alte Heiterkeit vergangener Zeit wieder eingekehrt, und ſcherzenden Tons entgegnete er nur: „Du haſt etwas mitgebracht, Alf, was andere vielleicht als eine werthvolle Errungenſchaft bedünken mag. Aber ich glaube, uns allen würdeſt Du eine Freude machen, wenn Du Dich davon trennen könnteſt, das heißt, zum Barbier gingeſt,

Deinen Bart bei ihm zu laſſen und uns auch Dein altes Geſicht wieder nach Haus zu bringen.“

Wie ein Stich ſchnitt Alf Overbek das kleine Wörtchen „auch“ in's Herz. Als ſei er ſonſt ſo wiedergekommen, wie er fortgegangen, und nur ſein Geſicht durch den ergrauenden Bart fremd verändert.

Doch er begab ſich fort, dieſen mit Scheere und Meſſer entfernen zu laſſen, und etwas, das beſonders dazu beigetragen, ihn dem Blick unkenntlich zu machen, verſchwand wohl damit. Er war ſeiner Knaben- und Jünglingserſcheinung ähnlicher geworden, wenigſtens aus einiger Weite, ſo daß ein paar Leute auf der Straße äußerten, das müſſe Adolf Overbek ſein, und Barbe bei ſeiner Rückkunft freudig ausrief: „Nun ſiehſt Du Dir doch wieder gleich!“ Aber für den, der deutlich ſein Erinnerungsbild in ſich trug und ſeine Züge näher und achtſamer anſah, kam es vielleicht jetzt erſt ſtärker zum Vorſchein, es ſeien nicht mehr die alten. Nicht weil ein Dutzend von Jahren ſelbſtverſtändlich nicht über ſie hingehn gekonnt, ohne ſich bemerkbar zu machen, doch auch ſo regte Alf nicht den Eindruck, erſt im Beginn der Dreißiger zu ſtehn, ſondern als müſſe er die Vierziger ſchon überſchritten haben. Das jugendlich Uebermüthige, Freudige und

offen Helle war aus ſeinem Geſicht weggeſchwunden; ſtatt deſſen hatte die Zeit zu viel andres hineingeſchrieben, fremd, ſchattenhaft und herb. Eine Scheu lag in ſeinen Augen, aus ihrem matten Licht dämmerte ein Ausdruck tiefen Leidens herauf. Nicht eines körperlichen; leiblich krank ſah er nicht aus, nur dunkel verbrannt, doch weit beſſer als in der Zeit, wie Carlos Mazeras ihn am Rio Contas angetroffen, und ſeine Bewegungen legten vollgeſunde Kraft an den Tag. Aus dem, was er von ſeinem Leben drüben berichtete, erklärte ſich ſeine Hautfärbung; er hatte in den letzten ſechs Jahren ſich in der Provinz Minas Geraës aufgehalten und dort Tag um Tag im Freien unter der tropiſchen Sonne ſeine Arbeit betrieben. Das hatte ſichtlich ihm den Körper wieder geſtählt, doch nicht zurückgebracht, was er im Innern verloren, einen Halt in ſich, Kraft des Geiſtes, der Seele, des Willens. Er ſprach's nicht aus, aber zu empfinden war's, ſein Leben erſchien ihm werthlos-nichtig, durch einen Frevel der Jugend vergeudet, ein untergeſunkenes Schiff, nicht mehr heraufzuheben. In ſeinem Gemüth ſaß Krankheit, die ſchwerſte, daß er die Selbſtachtung verloren, unwiederbringlich; wie vor einem ruchloſen Verbrechen, das er vollbracht, ſchauderte ihm vor der Erinnerung an ſeine Vergangenheit. Und hier wachte

ſie ihm übermächtig auf, ließ nicht von ihm ab. Drüben hatte er ſie durch unterlaßloſe Arbeit und Körperanſtrengung niedergedrängt, wie ein Geſpenſt von ſich geſcheucht. Aber in dieſem Hauſe kam ſie und ſetzte ſich, nur von ihm geſehen, neben ihn und ſtarrte ihn an. Ihm war's, auch die andern müßten ſie wahrnehmen, und unter einem Vorwand ſtand er zuweilen plötzlich, vor Angſt getrieben auf und floh vor ihr hinaus. Er hatte gewußt, weshalb es ihm undenkbar, das Schrecklichſte ſein würde, in dies Haus zu treten, und dennoch war's geſchehen.

Schon eine Woche lang befand er ſich hier, und wenn ein Arzt ihn zu heilen vermocht hätte, würde nur die Kunſt Tamo Flemings die Fähigkeit beſeſſen haben, denn ſie entſprang nicht der Wiſſenſchaft, ſondern der Weisheit und Güte eines Menſchenherzens. Er ſah in das Gemüth des Kranken, hatte den Sitz und die Art ſeines Leidens erkannt, und merklich ſuchte er die Wurzel desſelben zu bekämpfen, Alf Overbek wieder zur Selbſtachtung, zu der eines noch gebliebenen Zukunftwerthes ſeines Lebens emporzuheben. Und als treue Gehülfin neben ihm machte im grauen Haar die Frau Sonnenſchein das Haus zu einer Stätte, die den Kranken nur mit Licht und Wärme umgab.

Doch ſein Zuſtand änderte ſich nicht zum Beſſern; die Heilmittel, die ehmals bei dem zugänglichen Knabengemüth ſichere Wirkung geübt hätten, verſagten bei dem zurückgekehrten, ſeine Qual ſtumm in ſich verſchließenden Manne. Die Nacht, die ihn der Einſamkeit ſeiner Stube überließ, war ihm das Erſehnte, er fürchtete ſich vor dem Wiederbeginn des Tages. Jedem Beſucher, der nahte, wich er aus; ſeine Heimkunft war in der Stadt ruchbar geworden, und die Neugier trieb Manchen, unter einem Vorwand in das Haus einzutreten. Doch auch Carſten und Walburg Carſtens, wie Roloff, hatte er noch nicht geſehn; wenn ſie kamen, verließ er raſch durch die Rückpforte den Garten, im Wald umherzuirren, bis ſie ſich wieder entfernt hätten. Er ging auf den alten Wegen, oft ſtehen bleibend und eine Zeit lang ſtarr auf etwas hinſehend. Ein unbezwinglicher Trieb war in ihm, ſolche Stellen aufzuſuchen, obwohl ihr Erblicken ihn ſchreckhaft durchfuhr; einem Nachtwandelnden ähnlich ſchritt er oft mit geſchloſſenen Augen, aber vor ſeinem Innern ſtand genau das Erinnerungsbild der Krümmungen eines Pfads und, ſeine Schritte zählend, ging er vorwärts, hielt an und befand ſich, die Lider aufhebend, vor dem Ziel, dem er zugetrachtet. Nur die Richtung nach dem

Landſee vermied er, bog haſtig zur Seite, wo ſich ein Weg gegen jenen abzweigte. Einmal gewahrte er von einer Anhöhe aus der Ferne die Waſſerfläche desſelben auftauchen, ein Schauder durchrüttelte ihn, wie vor einem geſpenſtiſchen Anblick wandte er ſich haſtig ab und lief faſt athemlos nach Hauſe zurück.

Wenn hier die Uhr die erſehnte Nachtſtunde ſchlug, ſtand er als der erſte vom Tiſch auf, reichte Tamo Fleming und Barbe, die letztere, wie ſtets als Knabe, auf die Stirn küſſend, die Hand. Madlene dagegen ſagte er nur „Gute Nacht“, ohne ihr die Hand zu geben; ſeit dem erſten Tage hatte er es nicht gethan, rührte ſie niemals an, blieb faſt immer einige Schritte von ihr entfernt. Auch auf ihren Gängen draußen begleitete er ſie nicht; wenn ſie ihn anfänglich dazu aufgefordert, war er bei ihrem Fortgehn aus dem Hauſe verſchwunden geweſen. Nun unterließ ſie's, beſonders ſeitdem der Zufall ſie einmal auf einem Waldwege ihm entgegengeführt und ſie wahrgenommen hatte, daß er ſie bemerkt habe, doch raſch nach einer Seite abgebogen war. Aber ſie ſchwieg darüber, als ſie im Hauſe wieder mit ihm zuſammentraf, das ſchien ſie ſich vorgeſetzt zu haben, denn ſie befragte ihn überhaupt nie über ſein ſonderbar kaltes Verhalten gegen ſie, das offenbar einem Allein-Zuſammen-

ſein mit ihr auch im Zimmer gefliſſentlich auswich. Nur wenn die andern zugegen waren, ſprach er auch mit ihr; es mußte ihr das Gefühl wecken, er zwinge ſich dazu, thue es nur um der Anweſenheit ihrer Eltern willen. Zumeiſt bildeten dann Erinnerungen aus der Kindheit den Gegenſtand, der ihn veranlaßte, ſie anzureden, und es war häufig erſtaunlich, wie ſein Gedächtniß die kleinſten Einzelheiten eines von ihnen gemeinſam erlebten Vorganges bewahrt hatte. Doch oft brach er beinah jäh davon ab, als habe er genug gethan, ſo lange eine Zwieſprache mit ihr zu führen, ſaß verſtummt oder richtete eine Frage nach gleichgültigen Dingen an die andern.

Ueberhaupt ſchweigſamer noch als zuvor war Madlene geworden, und auch in ihrem Geſicht ließ ſich nicht leſen, was in ihren Gedanken vorgehen mochte. Eine Freude über die Rückkehr Alfs, zu der er ihr freilich auch nicht Anlaß gab, zeigte ſich nicht drin, eher ein ſich mühendes vergebliches Nachſinnen über etwas. Es lag nahe, daß ſie bei der Richtung, die ihr eignes Denken und Empfinden in der letzten Zeit genommen, ſich fragte, was aus ſeiner Zukunft werden ſolle. Er konnte nicht immer ſo hier im Hauſe bleiben, er doch noch weniger, als ſie. Es war nicht die Rede davon, niemand ſprach drüber, da

er's nicht that. Aber umſonſt dachte im geheimen der Kopf Madlenes umher, was für ihn möglich ſein könne, denn ihr ſchien's, daß ihr Vater auf eine derartige Kundgabe Alfs warte, und zur Gewißheit ward ihr's, als der erſtere eines Tags, wie ſie ſich allein bei ihm befand, fragte, wann ſie nach dem Gut des Barons von Gapendorp, der ſicher ſchon auf ihr Kommen harre, fortzureiſen gedenke. Sie erſchrak, denn — ja, das war's, was ſie erſchrecken ließ — die Frage ſprach aus, ſie ſei zu lange ſchon im Elternhauſe geblieben, und galt ebenſo für Alf Overbek. Und ſtotternd, ſie habe ſich noch nicht fertig dafür rüſten können — doch bald — in einigen Tagen — verließ ſie raſch die Stube. Tamo Fleming ſah ihr nach, dann nickte er vor ſich hin, als habe ſie ihm die Antwort gegeben, die er erwartet. Er trat an's Fenſter und blickte auf die Wieſe hinaus; verödet lag ſie, doch in hellem Mittagsglanz der Octoberſonne. Die wochenlange weſtliche Luftſtrömung hatte ſeit der Nacht aufgehört, friſch, manchmal in Stößen einſetzend, war Oſtwind an ihre Stelle getreten, die graue Wolkendecke vor ihm zerflogen, und die herbſtliche Welt trug noch wieder blaues Himmelslicht über ſich.

Der Nachmittag ſah die Hausbewohner zur täglich gewohnten Stunde beiſammen; alter Brauch war

beigeblieben, nach dem die Kinder ſtets in der Mitte zwiſchen dem Mittag- und Abendeſſen Brod und Milch erhalten, nur die letztere ſpäter in Thee umgewandelt worden, an dem dann auch die Eltern mit theilgenommen. Alf Overbek hatte heut' wortlos am Tiſch geſeſſen, nur manchmal wie unter einer ſchweren Laſt auf der Bruſt athmend. Dann hob er plötzlich einmal mit einem Aufruck den Kopf und ſprach:

„Ihr fragt nicht, und ich habe Euch nicht geſagt, wie es geſchehn, daß ich heimlich in der Nacht von Euch ging, was aus mir ward —"

Nach Luft ringend, hielt er einen Augenblick inne, aber danach fuhr er willensentſchloſſen fort, kurz ſein Leben ſeit jenem Tag zuſammendrängend, nichts verſchweigend, mit harter Schonungsloſigkeit gegen ſich ſelbſt das Geſchehene, aus ihm Gewordene bloßlegend. Von der Stunde an, in der er am See mit Heid Wilbet zuſammengerathen, bis zu dem letzten Augenblick hin, in dem Carlos Mazeras ſie mit ſich aus dem Leben in den Ocean hinuntergeriſſen; daß er auch da ihr noch nachſtürzen gewollt, ſie zu halten, um in den Sclavenketten, die ſie ihm um Leib und Seele geſchmiedet, zu bleiben. Verächtlicher noch ſtellte er ſich dar, als er geweſen, knechtiſch der Leidenſchaft ſeiner Sinne unterworfen, zum Letzten erniedrigt, ehr-

los und willenlos dem Weibe gegenüber, das ihn betrog und verrieth, von dem er wußte, daß es nur ſeine Arbeitskraft ausbeute, um ſich zu bereichern, ihn mit dem verheißenden Funkeln ihres Blicks dazu treibe, wie die Peitſche den Neger. Wohl eine Stunde lang ſprach Alf Overbek ohne Anhalt, bis zur Schilderung von Mazeras' ausbrechendem Wahnſinn in der Mond-Sturmnacht: „Den irren Gedanken, mich durch eine derartige Gewaltthat von ihr los zu machen und ſelbſt mit dabei unterzugehn, mußte er ſchon vorher in ſich getragen haben. Denn in meiner Taſche fand ich ſpäter in einem Linnenſäckchen, was er an Steinen gefunden; nur von ſeiner Hand konnte es mir, ohne daß ich's bemerkt, im letzten Augenblick zuvor als eine Hinterlaſſenſchaft hineingedrückt worden ſein. Dann ſprang er auf ſie zu und ſchlug den Arm um ſie — noch eh' er's rief, las ich in ſeinen Augen, was er wollte, und ich war wahnſinniger, als er, denn ihr hörig mit Leib und Seele war ich, und ich mußte ſie retten oder mit ihr ſterben. Aber da traf mich die Sturzwelle, warf mich zurück und ſchlug den Kopf mir bewußtlos gegen die Schiffswand; die Narbe rührt von jener Stunde her."

Nun hielt der Sprecher inne, erſchöpft, und doch war's zugleich, als habe er ſich von einer nicht mehr

ertragbaren, ihm die Bruſt mit tödtlicher Schwere bedrückenden Laſt freigemacht, ſo athmete er einmal tief auf. Die Hörenden hatten lautlos geſeſſen, auch jetzt kam von keinem Munde ein Wort. Es war, als habe er ſie zu einem Gericht herberufen, nicht um ſich zu vertheidigen, ſondern als ſein eigener Ankläger ſein Verdammungsurtheil zu fordern. Bilder einer ſchillernd fremden, von heißer Sonne glühenden Welt hatten ſich dazwiſchen eingemiſcht, dann die donnernde Wuth des Tornadoſturmes, des brüllenden Oceans athemſtockend die friedliche Ruhe des Gemaches durchhallt, Carlos Mazeras' Wahnwitz ein geiſterhaftes Bild aus mondbeglänzten Wellen herauftauchen, in ſie hinabſtürzen laſſen. Alf Overbek war aufgeſtanden, er hatte das Schwerſte vollbracht, doch gethan, wovor er lange zurückgebebt, aber was er von ſich fordern gemußt. Er ging zur Thür, länger im Zimmer zu bleiben, war ihm nicht möglich. Nur auf der Schwelle hielt er noch kurz an und ſagte: „Geht nicht in den Wald heute, der Wind iſt ſtärker geworden und kann Aeſte herabbrechen."

In der That hatte der Oſt ſeit dem Mittag offenbar noch erheblich an Wucht zugenommen, ſo daß ſich vielleicht hie und da im Wald ein Windbruch beſorgen ließ. Die Warnung Alfs war an alle gerichtet

geweſen, konnte indeß eigentlich nur für Madlene eine Bedeutung enthalten, da es nicht in Tamo Flemings oder Barbes Gewohnheit lag, das Haus um dieſe Zeit noch zu verlaſſen. Madlene dagegen ſchien ſolche Abſicht gehegt zu haben, denn merkbar horchte ſie angeſpannten Ohr's nach draußen hinaus, wie wenn ſie ſelbſt ſich zu vergewiſſern ſuche, ob die Warnung ernſtlich begründet ſei. Doch ſahen die Fenſter des Zimmers nach Weſten, und ſeine Lage brachte nur wenig von dem Brauſen des Windes zu Gehör; ſo ſtand ſie jetzt gleichfalls raſch auf und ging hinaus. Ihr Geſicht ſprach auf dem Flur von einer inneren Unruhe, deren Ausdruck jedoch fortſchwand, als ihr Blick durch ein Fenſter Alf Overbek im Garten wahrnahm. In einem Gang desſelben ſchritt er hin und wieder.

Dann ſah er nach einer Weile durch die Rückthür auch Madlene in den Garten heraustreten, der ebenfalls nach Weſten gerichtet, ziemlich windgeſchützt lag. Es begann ſchon abendlich zu werden; hier und da blieb ſie vor einigen letzten Aſtern ſtehn, bückte ſich, eine Reſede zu pflücken, und wandte ſich danach den Gang hinunter, an deſſen Ende Alf jetzt reglos angehalten. Hier trat ſie auf ihn zu und ſprach ihn an: „Sie blüht noch, Du hatteſt ſie früher auch

gern," und ſie reichte ihm die kleine grüne Blüthenriſpe entgegen. Er ſtand noch unbeweglich, als könne er nicht glauben, was er vor ſich ſehe und höre, ſei Wirklichkeit. Dann aber nahm er die Reſede, doch mit vorſichtiger Scheu, die Hand des Mädchens nicht zu berühren, und halb tonlos kam ihm von den Lippen, was er ſchon einmal ſo geſprochen, wie ſie ihn im Regen auf der Anhöhe gefunden: „Du biſt gut, Madlene."

Nicht mißzuverſtehen, ſagte es: Daß Du nach dem, was Du eben drinnen aus meinem Munde gehört haſt, Dich nicht mit Abſcheu von mir fern hältſt, noch in meine Nähe kommſt, mit mir ſprichſt —

Ein paar Secunden lang erwiederte ſie nichts, nur ihr Blick ging nach einem ſchräg einmündenden Nachbarſteig hinüber. Doch darauf mit den Augen zurückkehrend, ſprach ſie unbefangen:

„Weißt Du noch, wie wir uns einmal erzürnt hatten und auf den beiden Wegen da immer hin und her gingen, es war auch im Abendlicht. Aber zuletzt trafen wir dabei hier auf dieſem Fleck zuſammen —"

Vor ihm ſtand's, als ſei es geſtern geweſen, wie er plötzlich den Arm um ihren Hals geſchlungen und geſagt: „Maud, ich war häßlich." Und zugleich ſtand auch ſie vor ihm mit den lachenden Augen und dem

flatternden Haar um das Kindergeſicht — klein unter ihm am Boden —

Nein — hoch und ſchlank aufgewachſen, nicht als Erinnerungsbild, ſondern in der Wirklichkeit der Gegenwart. Doch mit dem alten Kindergeſicht, über das die Jahre in dieſem Augenblick keine Macht gehabt, an dem ſie nichts umgewandelt zu haben ſchienen, wie es im rothen Nachglanz der untergegangenen Sonne jugendlich leuchtete. Ein jäher Aufruck durchfuhr Alf Overbeks rechten Arm und hob dieſen halb empor; aber in der Bewegung ließ er ihn plötzlich wie gebrochen zurückfallen, und gleichzeitig trat er mit gewaltſamer Haſt einige Schritte davon. Stumm blieb er dort ſtehen, und auch Madlene ſprach nichts mehr. Erſt nach einer Weile ſagte ſie: „Der Wind geht doch kalt hier, ich will in's Haus zurück," und ſie ging. Doch drinnen, vom Vorhang verdeckt, am Fenſter ihres Zimmers ſtehend, ließ ſie den Blick achtſam nicht von der Geſtalt Alfs abweichen, bis auch er aus dem Garten in die Thür eintrat.

Dann ſaß er wieder beim Lampenlicht am Abendtiſch, und es war wie an jedem Tag ſeit ſeiner Ankunft, kein Unterſchied, als ob er am Nachmittag zwiſchen dieſen Wänden nichts ihn mit Schmach und Verächtlichkeit Bedeckendes geſprochen habe. Wenn

etwas vom Vorherigen abwich, ſo war's ein noch liebreicher mitleidsvoll ihm zugewandter mütterlicher Blick der Sonnenſcheinaugen Frau Barbes, noch gütigere, im Kopf und Herzen bedachte Worte von den Lippen Tamo Flemings. Nur Madlene ſaß ſchweigſam in ſich gekehrt; ihr Geſicht war blaſſer als ſonſt, als ob ſie ſich zu lange draußen im kalten Wind aufgehalten habe, doch zuweilen überdeckte es ſich mit einer faſt plötzlich auffliegenden rothen Färbung.

Für Alf Overbek aber war es ſchlimmere Stunde, als er ſie noch hier zugebracht. Am Nachmittag hatte er ſich durch ſein ſchonungslos ſich ſelbſt verurtheilendes Bekenntniß die Bruſt von erſtickender Einengung erlöſt, doch jetzt war der tödtliche Druck zurückgekehrt, laſtete wieder auf ihr, noch ſtärker als je zuvor. Schwer athmend ſaß er, eine ungeheure Angſt ſchwoll hoch und höher in ihm. Sein Blick irrte in jeder Minute nach der Uhr, ob der Zeiger nicht auf die Stundenzahl rücke, die ihm in ſein Zimmer davonzufliehn erlaube.

Da klang einmal ein ungewohnter, ſonderbarer Ton durch die Nacht und gleich darauf nochmals. Tamo Fleming hatte aufgehorcht und ſagte: „Das waren Böllerſchüſſe, das Warnzeichen, daß Hochwaſſer droht.“

Nun ſtieß Alf jäh aus: „Vielleicht iſt irgendwo zu helfen — ich will —“. Er war vom Stuhl emporgeſprungen, doch auch Madlene ſtand gleichzeitig raſch auf und ſprach: „Ich gehe mit Dir; das habe ich noch nie geſehn und oft gewünſcht.“

Im Nu ſtand ſie mit Mantel und Hut bekleidet, ihre Eltern erhoben keinen Einwand, Tamo Fleming ſagte nur: „Nehmt den Schlüſſel mit Euch, wenn Ihr länger fortbleibt.“ So verließen die beiden das Haus, und draußen empfing ſie unter wolkenloſem Himmel faſt tageslichte Helligkeit einer Vollmondsnacht. Kein Wind mehr war's, ſondern Sturm, der in wilden Stößen, jetzt nach Norden gedreht, ſich gegen die zurückſtiebenden Kleider Madlenes preßte, daß ſie alle Kraft aufbieten mußte, um wider ihn aufzuringen. Ihr Begleiter ging ſchnell, nicht auf ihre Mühſal achtend, faſt ſchien's, er trachte danach, ihr voran zu gelangen. Doch ohne ein Wort kämpfte ſie beharrlich, blieb ſtets an ſeiner Seite.

Als ſie zum Strand hinunter bogen, klangen ihnen an der Ausmündung der Straße ein paar Stimmen windverweht ans Ohr: „Dat gifft wat vunnach, de Racker keem vun Morgen un hett ſick na Middernach dreiht.“ — „Jo, denn ſchuft he dat Water dwaß vör, as en Querſchott, dat dat nich 'trügg kann un op't Land mutt.“

Gemüthsruhige Stimmen von einem Paar alter ehemaliger Yacht- und Tjalkſchiffer waren's, die gegen den Sturm dem ſtillen Butt zulavirten. In dieſer ſaß die gewohnte Tiſchrunde, und Piebe Stör empfing, die Pfeifenſpitze aus den Zähnen ziehend, die Ankömmlinge: „Dat is jo wul en lütte Bö hüt abend? Mi dücht, man hört dat herupplatſchen.“ Sievert Bramſegel aber fuhr in einer unterbrochenen Mittheilung fort: „Ja, was ich juſt ſagte, geſehn hab' ich ihn nich, aber der kleine Bengel, der mal hier geſeſſen hat, is richtig wieder da. Mein Junge, ſagt' ich ihm, da laß die Finger von, von dem Frauenzimmer, und das is ihm denn ja wol noch zur rechten Zeit eingefallen. Aber das is pläſirlich bei der Geſchichte, er is mit der Brigg neulich von Rio herüber gekommen, und Padde Mollerſen hat keinen Glimp im Kopf davon gehabt, daß er den Sohn vom ſeligen Captän Overbek an Bord hätte.“

Ein Grinſen um den Tiſch ging unverkennbar ein wenig auf Koſten des allumfaſſenden Wiſſensſchatzes Paddes; jemand fragte, ſich umſehend: „Wo blifft de ol Knut denn hüt?“ und ein andrer ſagte: „Is dat all tein? Niels is jo all weg.“

Draußen aber ließ der weiße Strand der im Halbrund weitgedehnten Bucht an mannigfachen Stellen

ſchwarze Punkte unterſcheiden, die dem näher Kommenden zu einzelnen oder verſammelten Menſchengeſtalten anwuchſen. Vor und unter ihnen überall tobte die gewöhnlich friedfertige, nur leicht anrauſchende Oſtſee als eine weißquirlende Maſſe, aus der ſich hohe Wellen aufthürmten, oft eine dicht hinter der andern; es ſchien, als jagten ſie ſich, die hintere ſtoße die vordere vor ſich auf und werde ſelbſt von andern noch ſtärker getrieben, denn jede, die, Hunderte von knatternden Kieſeln mit ſich reißend, zum Strand kam, ſchlug an dieſem noch um ein Stück weiter herauf, als die vorhergegangnen. Eine nur ſelten eintretende Vereinigung von Wirkungen fand ſtatt; der heftige Oſtwind hatte den Tag hindurch große Waſſermengen herbeigebracht, war nun als Sturm gegen Norden umgeſprungen und verſchloß dadurch die breite Bucht draußen wie mit einem Riegel, der die angeſtaute Flutmaſſe nach dem Ufer preßte, während unter ihm die Wogen der offnen See ſich fortſetzten und gleichfalls ungeheuren Druck auf das Hafenwaſſer übten. So ward dies ringsum mit höchſter Gewalt an's Land emporgeſchleudert, und die Böllerſchüſſe hatten nicht grundlos gewarnt, denn die niedriger belegne Hälfte der Stadt war von Ueberſchwemmung und vielleicht von Schlimmerem bedroht.

Das erklärte die verhältnißmäßig doch nur geringe Menſchenanſammlung am Ufer; die meiſten befanden ſich ſelbſt um ihre Häuſer in Sorgniß, waren nicht in der Gemüthsverfaſſung, dieſelben zu verlaſſen, um ein großartiges Schauſpiel der Natur zu bewundern. Am meiſten bedräute die Gefahr mehrere verſtreut vor der Stranddüne liegende kleine Behauſungen, an deren Oſtſeiten die Wellen ſchon aufklatſchten. Um ſie waren Leute emſig beſchäftigt, ärmlichen Hausrath heraus und zum höheren Dünengrund hinauf zu ſchleppen. Es mochte ſcheinen, als ob die weißen Waſſerköpfe nur wie im Spiel gegen das feſten Wände anſprängen, aber die Kundigen wußten, ſie ſchlügen jedesmal eine Raubthiertatze in die Gemäuer hinein, das plötzlich einmal wanke nnd unterwühlt zuſammenſtürze. In höchſter Eilfertigkeit waren deshalb überall die Hände und Füße thätig.

Wie Alf Overbek und Madlene gegen die toſende See hinunterkamen, ſtießen ſie zunächſt beinah wider eine lange dunkle Mannesgeſtalt, die am Rand eines für gewöhnlich halb ausgetrockneten, doch gegenwärtig mit Wellen klitſchenden Waſſertümpels an einem breitbäuchigen Ding herumhantirte. Der große alte Holzewer war's, über dem ſich der alte Knut ſeit zwanzig Jahren oder mehr ein Helmdach zurechtgezimmert,

und er ſelbſt war's, der daneben, den langen Leib aufrichtend, den beiden hart an ihm vorüber Kommenden in die Geſichter guckte. Das helle Mondlicht ließ etwas Triumphirendes in ſeinen Augen erkennen, und ebenſo klang's aus ſeiner Stimme, die laut in den Wind ſagte:

„Nu is ſe da!“

Danach bückte er den Kopf weiter vor, um genauer zu ſehn, und fügte drein: „Vun wat Slag ſit Ji denn? Dat ſchull ſick wul drapen. „Ein Männlein und ein Fräulein,“ ſeggt de Schriff, ſchull he mitnehmen, denn de Welt ſchull nich utſtarwen. Wüllt Ji mit? Denn ſtiegt man rin inne Arch. Rhum heff ick nog un Tweeback ok vör veertig Däg.“

Alf war unwillkürlich ſtehn geblieben, doch dann hatte er ſich ruckhaft abgewandt, lief faſt weiter. Madlene folgte ihm, nur ſich noch einmal umdrehend, ſah ſie gegen den Himmel den Schattenriß des Alten, wie er mit ſeinen großen Muſchelohren in ſeine Arche hineinſtieg und ſie mit einer langen Pekſtange weiter auf den Tümpel hinausſtakte; dann holte Madlene den Voraufgegangenen raſch ein, hielt ſich wieder unmittelbar neben ihm. Wohin er auch ging; man ſah, er ſelbſt mußte fühlen, ſie ließ ihn, wie eine Wächterin, nicht aus den Augen.

Als er in der Stube aufgeſprungen, war's nicht wirklich ſein Gedanke geweſen, daß er fort wolle, um zu helfen, doch jetzt plötzlich that er's in Wahrheit, befand ſich mitten unter andern eilfertig Rettenden und trug aus einer Fiſcherhütte Habſeligkeiten heraus, während neben ihm Madlene auf den Armen ein ſchreiendes, halbnacktes Kind in Sicherheit fortbrachte. Man erkannte deutlich daran, wie hoch das Waſſer geſtiegen ſein mußte, denn das Häuschen ſtand ſchon halb auf der Dünenſchwellung. Darauf hatten die Bewohner ſich ruhig verlaſſen; aber trotzdem war es höchſte Zeit; um zehn Minuten ſpäter verſchwanden mit jähem Niederſturz Dach und Mauerwerk zwiſchen weißbrodelndem Giſcht. —

In der Cajüte zum ſtillen Butt drehte Piebe Stör einmal den Kopf gegen Oſten herum und ſagte: „Mi dücht, dat ſprütt anne Finſters; is Din Schipp ok faſt, Jochen?"

„Na, ſo'n beten Krüſelluft warrd dat wul verdrägen," lachte Jochen Mahns Nachfolger. „Ick heet Lars." —

Eine hochaufſpritzende, ſchaumwirbelnde, geifernde Wüſte war die ganze Luft, in die wüthend und wühlend der Nordſturm hinunterſtieß. Ueber die Waſſergährung ließ ſich vom Ufer aus kaum auf

eine Flintenſchußweite hinausſehen, und auch der ſchärfſte Mövenblick hätte nicht bis zu dem alten Steindamm hinübergereicht, vor dem in dieſem Augenblick ein rother Schein, der ſich mit dem weißen Mondlicht vermiſcht gehabt, auslosch. Es war die letzte Nachtfahrt Niels Iwerſens geweſen, um das Perlenhalsband der verſunkenen däniſchen Königstochter aus dem Tang am Seegrund heraufzufiſchen. Grad' bis an ſein allnächtliches Ziel war er trotz Wind und Waſſer noch gekommen, aber nicht mehr wie ſonſt. Sturm und See gingen in dieſer Stunde nicht nach ihrem Brauch als Genoſſen Hand in Hand, ſondern ſtießen oft wie erbitterte Feinde in wildem Gemenge gegeneinander. Und ob Niels „mit den Segeln umging, wie die Möven mit ihren Flünken", ſo reichten ſeine zwei Augen und zwei Hände heut' doch nicht aus, ſein gutes Boot, das zur kreiſelnden Nußſchale geworden, wider die beiden, ihn von verſchiedenen Seiten anpackenden Gegner zu vertheidigen. Ob „das Leck im Kopf, das er nicht mehr dicht machen konnte", ihn auch hergeführt hatte, regierte daneben doch in ſeinem Gehirn die ſichere Schiffervernunft, ließ ihn bedachtſam ſein Fahrzeug gegen einen heulenden Stoß aus der Luft von Norden her aufdrehen. Aber im ſelben Augenblick ſchnob aus

Osten eine mit katzenartigem Sprung sich vorschnellende Welle herauf, griff mit weißem Gebiß dem Boot in die Flanke, warf es wie eine Maus kopfüber in die Luft und schleuderte die krachend zerberstenden Holzplanken auf den vordersten der großen Findlingsblöcke des alten Steindamms herunter. Und zugleich auch den Kopf Niels Iwersens, in dem Vernunft und Wahnwitz miteinander ausloschen und der bewußtlos an der Stelle untersank, von der man einst seine ertrunkene Braut aus dem Tanggewirr heraufgeholt hatte. Nur ein Bruchtheil einer Minute verging, dann war nichts mehr, als ein weißes Laken von Schaum und Brandungsgischt, das sich, hin und her wallend, über ihm spreitete.

Drüben aber befand sich Alf Overbek, und neben ihm wie überall Madlene, vor einen andern Häuschen, um zu helfen und zu retten; die körperliche Anstrengung that ihm wohl, übertäubte den Sturm in seinem Innern, der ihn aus dem Flemingschen Hause davongetrieben. Eine gleichfalls hoch, fast auf dem Dünenkamm belegene Uferkathe war's, doch trotzdem auch schon vom Wasser unternagt, sich bereits halb überneigend. „Weg! dat prasselt glik dal," warnte Einer, doch eine Stimme rief: „De Ol is noch binnen, glöv ick."

„Is ſe denn doof?“

„Nee, ſe ſöcht wul noch na ehr Kramſtücken herümmer.“

„Na, vel Goldſaken warrd ſe nich wegtodrägen hebbn. — Wo wiſt Du hen? Bliv buten, dat kümmt dal!“

Das letzte galt Alf, der plötzlich gegen die Thür vorlief und ohne auf die Warnung zu hören, in ihr verſchwand. Madlene flog ein Schrei vom Mund, und ſie wollte ihm nachſtürzen, aber mehrere Arme hielten ſie feſt.

Doch da kam er wieder heraus, etwas Schweres auf den Armen ſchleppend, kaum ein Dutzend Schritte weit, da brach das Haus zu Boden. Er ſtand noch mit athemlos keuchender Bruſt, aber ſeine Laſt forthaltend; unweit von ihm klang eine Stimme:

„Kiek, dat is de Overbek, he driggt ſin Swegermoder.“

„Dat's ok en Stück ut de Muuskiſt un kümmt nich oft.“

Alf ſtarrte in das Geſicht der Frau, die er im letzten Augenblick vor dem Zuſammenbruch gewaltſam herausgebracht; Hille Wilbet war's. Madlene trat zu ihm, ergriff ihre Hand und ſagte mit durchzittertem Klang: „Laß ſie mir — ſetz' ſie nieder.“

Um ein Stück weiter nach rechts aber ſtand in dieſem Augenblick Sievert Bramſegel im ſtillen Butt von ſeinem Stuhl auf und ſagte lauttönig:

„Ich bin hier lang Captän an Bord geweſen, und der Captän hat's Commando. Das war ein gutes Schiff, ich wär gern noch weiter mit ihm gefahren, aber das is mal, wie's ſein ſoll. Wenn der Captän ſagt: Das Leck wird zu groß, Böte los! denn is es Zeit. Das kommt ihm ſauer vom Mund, und ich hab's noch nicht geſagt. Alle Mann auf Deck und Acht auf's Commando! Die Flagge hoch! Das Glas in die Hand! Und: Hurrah für den ſtillen Butt und alle, die auf ihm gefahren ſind! Dreimal: Hüpp, hüpp, hurrah! So! Und nu die Böte los, Jungens, und alle Mann von Bord!“

Die „Jungens“ um den Tiſch waren auf Deck gekommen, das hieß, insgeſammt aufgeſtanden, hatten dreimal: „Hüpp, hüpp, hurrah!“ gerufen und ihre Gläſer auf den letzten Tropfen ausgetrunken; klatſchend und praſſelnd hieb draußen mit der Waſſertatze die Oſtſee gegen die Fenſter, zerſchmetterte ein paar der dicken Scheiben und warf fauchend einen brodelnden Schwall in die Cajüte, wohl das erſte kalte Waſſer, das jemals in ihr auf den Tiſch gekommen. Wenn aber der Capitän das Schiff verloren gab, dann war's

allerdings Zeit, und alle Geſichter drückten aus, daß es ſich auch nach ihrer Seekundigkeit nicht mehr länger halten könne. So ſetzten ſie ſchweigſam, einer hinter dem andern, den Fuß zum „Fallreep“ oder der „Leepforte“ vor; als letzter ſelbſtverſtändlich verließ der Capitän Sievert Bramſegel das ſinkende Schiff. Er drehte ſich noch einmal unter der Thür und ſah zurück, dann rief er: „Sünd de Hering un de Makrel nich do? Fat ſe mal bi'n Swipp, Jungens, wi wüllt ſe hier bi'n Butt laten un mal toſehn, ob ſe ſwemmen könt.“ Aber Lorenz Piper und Jakob Peper hatten ſich ſchon vor einer halben Stunde unvermerkt, zum erſtenmal einträchtig, ſelbander aus dem Staube oder vielmehr aus der herandrohenden Näſſe davon gemacht, denn ihr Lebensgeſchäft war das von Landratten, denen das draußen immer näher und lauter platſchende Waſſer nichts Gemüthliches mehr an ſich gehabt. Sievert Bramſegels Worte jedoch bildeten den letzten Abſchiedsgruß einer menſchlichen Stimme für den ſtillen Butt, der ſeit Olims Gedenkzeit viele zum erſten- und zum letztenmal klingen gehört, denn von Menſchenart war nichts in ihm geblieben, als Judith, die auf der alten gußeiſernen Ofenplatte den Kopf des Holofernes wie ſeit Jahrhunderten ſchweigſam in ihren Kornſack ſteckte. Die geſammte Mannſchaft

hatte ſich ſeitwärts auf eine etwa noch zehn Schuh höhere Aufwölbung der Dünenrippe begeben; auch dort ſpien die Wellen ihnen Giſchtflocken in die Augen, deckten ihre Bärte mit Schaumgerinnſel zu, und der Wind umkränzte ihnen Bruſt und Köpfe phantaſtiſch mit fliegendem Seetang, wie mit einem feſtlichen Schmuck. Doch war's eine Todtenfeier, die ſie begingen und die unter ihnen vorging, an der unverwandt jeder Blick hing. Der ſtille Butt war ein gutes Schiff, das ſich tapfer wehrte, aber es lag zu feſt vor Anker, konnte ſich nicht wie die Confianza gleich einem Korkpfropfen ſchadlos herumwerfen laſſen. Die Oſtſee, wenn ſie auch nur ein Tümpel gegen den Ocean war, warb heut doch zu ungeſtüm, hüllte ihn einmal ganz von oben bis unten wie in einen weißen Brautſchleier ein, und als der Wind den zerſtiebend auseinander riß, ſagte droben eine Stimme: „Nu is he ſackt.“ Und es war nichts von ihm übrig, als ſich hoch übereinander bäumendes Balkenwerk und unſichtbares Steingetrümmer, das die rückſchnaubende Welle raſſelnd mit ſich herunterkollerte.

Doch es ſchien, mehr hatte die Oſtſee nicht gewollt, oder eigentlich der Sturm. Sie mochte wohl Luſt ſpüren, ihre gierigen Fänge noch weiter zu recken, aber er ſtand ihr nicht mehr bei, ſondern ſprang um

ein Kurzes ſpäter bis nach Weſten um. Ihren Wellen in's Geſicht ſchlagend, warf er ſie jetzt zurück; zornig knurrend, die weißen Zähne fletſchend, wälzte ſie ſich noch unbotſam wider ihn auf, aber er zeigte ihr, daß er doch der Herr ſei, und mählich duckte ſie ſich vor ſeinen Peitſchenhieben murrend von der Düne zum Vorſtrand hinunter. Die Gefahr für die Stadt ſelbſt war vorüber, der erlittene Schaden nicht groß. Nur die Häuſer vor und auf dem Sandwall lagen vom Boden wegraſirt, ſchwammen mit dem guten ſtillen Butt draußen in der Tiefe. „Sie waren auf Sand gebaut und Stätten irdiſcher Luſt," ſprach am nächſten Sonntag der Paſtor in ſeiner Kanzelpredigt. „Wir aber bauten auf Dich, o Herr, Herr, der Du Dich uns als Felſen verheißen auch in Drängniß und Nöthen dieſer Zeitlichkeit, und ſehet, meine gläubigen Schweſtern und Brüder, wie Seine Hand ſchirmend über uns gewaltet!"

Die Kirchenglocke ſchlug zweite Morgenſtunde, als Alf Overbek und Madlene den Heimweg einſchlugen, nirgendwo war ſie von ſeiner Seite gewichen. Sie gingen nicht ſchweigſam, wie ſie gekommen, wenigſtens er ſprach raſch und erregt von den Vorgängen der Nacht. So hatte dieſe einmal in der Kinderzeit in weißem Mondlicht um ſie gelegen, als ſie bedachtlos-

leichtfertig mit Niels Iwerſen hinausgefahren und auch ſpät nach Hauſe zurückgekehrt waren. Nach einem unausdenkbar langen, wundervollen Tage war's der Schluß geweſen, und lange noch immer hatte als ein rothes Pünktchen, wenn ſie ſich umgeblickt, Niels Fackel hinter ihnen geglüht. Genau ſo war es wieder, und beide thaten kund, daß ſie daran gedachten; der rothe Schein fehlte, aber unwillkürlich wendeten ſie einmal ſuchend den Blick in die Richtung, aus der er ihnen damals nachgeleuchtet. Und jeder nahm es vom andern wahr, doch es ſprach keiner davon, ſie redeten nur über das, was in den letzten Stunden geſchehn. Wie ſie das Haus erreichten, lag es ſtill, nur die Flurlampe brannte, an der ſie ihre von Barbe bereit geſtellten Lichter anzündeten. Dann ſagte Alf: „Du wirſt müde ſein — auch müde, wie ich. Gute Nacht!“ Anders als bisher, zum erſtenmal in einem herzlichen Ton klang das letzte. Madlene erwiederte: „Gute Nacht,“ und ſie bewegte ihre Hand nach ihm. Doch er ſchien es nicht zu ſehen, kehrte ſich raſch ab und ging in ſeine Stube.

Sie trat in die ihrige, der anders geartete Ton ſeiner Stimme, mit dem er ſich von ihr getrennt, blieb ihr noch nachklingend im Ohr, und es war, als ſei aus ihm auch in ihre Augen etwas Freudiges

gekommen. Doch paarte ſich in ihnen ſichtlich Müdigkeit damit, die Lider nickten ihr herab, ſie hob die Hand herauf, ihr Kleid abzulegen. Er hatte geſagt, ſie werde müde ſein.

Aber da klang ihr etwas andres nach, das er hinzugefügt: „auch müde, wie er," und ihre Hand hielt plötzlich von ihrem Vorhaben inne. Es lag nichts in den paar Worten, er mußte ebenfalls Schlafbedürfniß haben, mehr noch als ſie. Aber warum hatte er nicht gleich geſagt: „Du wirſt auch müde ſein," ſondern erſt nach einem kurzen Anhalten, als habe er ſich erſt drauf beſonnen, hinterdrein gefügt, auch er ſei's?

Die Hand Madlenes machte wunderlich einen Knopf ihres Kleides, den ſie ſchon geöffnet, wieder zu. Ihr Blick ging nach dem Fenſter und ihr Fuß bewegte ſich ebenfalls nach dieſem. Seitwärts von ihm fiel aus dem Alfs ein Lichtſchein in den Garten hinaus, er hatte ſich noch nicht zu Bett gelegt. Sie ſtand wartend, wohl eine Viertelſtunde lang, doch trotz ſeiner Müdigkeit blieb der Schein. Zuweilen verſchwand dieſer kurz, aber er war nur verſchattet worden, kehrte wieder. Alf mußte noch wach in ſeiner Stube ſitzen, dann und wann aufſtehn und hin und her gehen.

Nun löſchte Madlene, ohne ſich ausgekleidet zu haben, ihre Kerze und ſetzte ſich auf einen Stuhl am Fenſter, das Geſicht nach dem Lichtſchein draußen gewendet haltend, der noch heller ward, da der Mond unterging. Manchmal erloſch der helle Streifen ihr vor dem Blick, denn ſie war in der That todtmüde, die Lider fielen ihr herunter und ſie ſchlief. Doch nur mit den Augen, nicht mit dem Ohr; der leiſeſte Ton im Hauſe und draußen im Garten, das gedämpft ferne Schlagen der Wohnzimmeruhr, ein knarrender Zweig ließ ihr die Wimpern aufzucken. Das letztere tönte indeß nur ſelten mehr, offenbar ward der Wind ſtiller. Wenn ihr die Lider ſo in die Höh' fuhren, fiel immer noch die Lichtbahn ſeitwärts auf das ſchon halb laubloſe Gebüſch hinaus.

* * *

Da ſah das frühe Morgengrauen etwas, das es vor einem Dutzend von Jahren ſchon einmal ebenſo geſehn. An dem Zimmer Alf Overbeks war das Fenſter halb offen und drinnen das Bett nicht gebraucht, unangerührt. Und auf dem Tiſch lag etwas Weißes, ein beſchriebenes Blatt, auf welchem ſtand:

„Ich kann Eure Güte nicht länger tragen, denn ich bin ihrer nicht werth. Hättet Ihr mich empfangen, wie ich's verdient, von Eurer Thür fortgejagt, vielleicht hätt' ich dann mich vor sie an die Straße geſetzt, Euch ſtumm anzuſehn, wenn Ihr vorüberkämet, wie ein Bettler um ein Almoſen, Ihr möchtet nur einmal noch einen Tag lang mich in das Haus hineinlaſſen. Das wäre alles an Glück geweſen, was mein Leben noch hätte haben können. Aber was Ihr mir gegegeben, war nicht Wohlthat, nur Vermehrung meiner Qual, der Erkenntniß, daß ich fort muß. Ich muß von Euch — das fühlte ich ſchon gleich nach meiner Ankunft, doch die Kraft fehlte mir zur Ausführung. Seit geſtern aber weiß ich, daß ich nicht länger in Eurem Hauſe bleiben darf, keinen Tag mehr, und der Sturm in dieſer Nacht hat mir die Kraft dazu gegeben. Ich muß Euch heimlich verlaſſen, denn Ihr würdet mich zurückhalten, weil Ihr die Marter nicht kennt, die Ihr mir dadurch verurſacht. So lebt wohl — lebt für immer wohl! Ich will über's Meer zurück, mit harter Arbeit um meine Lebensnothdurft zu ringen, denn nur ſie wird mir eine Wohlthäterin ſein; unthätige Ruhe brächte mir nur tödtliche Pein. Nennt mich nicht undankbar — heut' ſühne ich meine Jugendſchuld, denn ich vollziehe ſelbſt

die ſchwerſte Strafe an mir. Das kleine Packet im Schrank gebt — gebt es Dem, welchem Madlene fürs Leben ihre Hand reichen wird; für mich iſt der Inhalt werthlos. Ja, lebt wohl im Paradieſe — ich bin Kain, der keinen Bruder, doch ſich ſelbſt, ſein eignes Lebensglück getödtet — der Ausgeſtoßene, weil er ſelbſt ſich ausſtoßen muß. Ich bitte Euch, Hille Wilbet ihr zerſtörtes Haus wieder aufbauen zu laſſen; ſie trug keine Schuld. Doch meine trage ich heut' an Euch ab — mehr als Ihr denken könnt —

Lebt glücklich — alle!"

Ja, ſo hatte das Morgenlicht es ſchon einmal in dieſer Stube geſehn, und Madlene Fleming war gekommen, hatte den Brief entdeckt und ihrem Vater gebracht. Ohne ihn zu leſen — denn ſie war damals beim Anblick des leeren Zimmers gedankenunfähig kopfverworren geweſen.

Alf Overbek aber ging jetzt weſtwärts durch den Wald. Er hatte ſein Vorhaben klar überlegt, wollte über die einſame Haide gradaus zu Fuß weiter landein. Dort war er ſicher, daß niemand ihm begegne und daß niemand ihm nachfolge; wenn er geſucht wurde, geſchah's am Hafen oder in der Richtung der Landſtraße.

Doch hier hatte er um dieſe Frühſtunde kein Auge, das ihn erkenne, zu fürchten und, erſt raſch über die

Wieſe gegangen, mäßigte er bald ſeinen Schritt. So ſtill lags's um ihn im herbſtlichen Wald, der Sturm war völlig eingeſchlafen, nur leiſe murmelte es noch droben in den Buchenwipfeln, löſte da und dort gelbe Blätter, die, langſam ſchwebend, herunter fielen. Keine Morgenkälte machte ſich fühlbar, ſondern im Gegentheil eine weit größere Wärme als geſtern; der Wind hatte aus Weſten wieder weichere Luft herübergetragen, es war, als ob der Sommer noch einmal für einen Tag zurückkehren wolle. Auch ſein beflügeltes Symbol ſchien noch auf dieſe Wiederkunft zu harren; am Rand einer Lichtung, über die ſchon rother Morgenglanz fiel, flatterte etwas vor dem Fuß Alfs in die Höh', ein Tagfalter noch, klein gegen die Giganten der Tropenwelt, doch im deutſchen Land der größten einer. Aus dem Schlaf gefahren, flog er taumelnd nur wenige Schritte, ließ ſich wieder an einer ſchon lichter überhellten Stelle des Wegrandes nieder und ſchlug kurz die Flügel auseinander, ſammetartige, doch tief dunkel, faſt ſchwarz, nur von einem weißen Saum umbändert. Alf hielt an und blickte drauf nieder: kein Sommerſymbol war's, ſondern das des Herbſtes, das letzte, ein Trauermantel. Ihm wachte das Knabengedächtniß auf, er ſagte laut: „Vanessa Antiopa — ja du geleiteſt mich fort."

Als wolle dieſer es bewahrheiten, hob er ſich wieder auf und umkreiſte einigemal den Weitergehenden. Nun hielt der letztere abermals den Fuß, ein Weg bog nach rechts ab, und er blickte dieſem entlang. Dann nickte er plötzlich, ſchlug den Weg ein, obwohl derſelbe in die Richtung führte, die er bisher ſtets gemieden, dem Landſee zu.

Es ward tageslebendiger im Wald, ein Kniſtern und Knacken tönte da und dort auf; die Amſeln huſchten durchs Unterholz, Eichhörnchen ſchnellten ſich raſchelnd im Gezweig. Ihn überlief's bei dem Ton; hier war er einmal an einem Sommertag gegangen, und hin und wieder hatte es ſo hinter ihm und ſeinen Begleitern geraſchelt. Unſichtbar war Heid Wilbet ihm nachgefolgt.

Sein Kopf wandte ſich nicht, wenn der Klang ihm ans Ohr ſchlug. Er wußte, es ſei kein verkapptes Raubthier wie damals, nur ein Reh oder dergleichen. Aber ihm graute davor, ſich umzuſehen.

Auch vor dem Ziel, auf das er ſich zugerichtet, graute ihm, und doch trieb's ihn wider ſeinen Willen übermächtig noch einmal dorthin. Er ſchrak zuſammen; eher, als er geglaubt, blinkte die Seefläche ihm entgegen, hob ſich die Anhöhe mit der breitäſtigen Buche darüber dicht vor ihm auf. Mechaniſch ſtieg er zu ihr hinan.

Ja, da lag die ſchwarze Au unter ihm, auf dem unbeweglichen Waſſer ſchwammen braunverfärbte Nymphäenblätter. Nichts regte ſich über dem unheimlichen Gewäſſer — keine ſmaragdene Seejungfer blitzte —

An dieſer Stelle hatte er ſich zum Schlafen hingelegt —

O hätte er Alles nur geträumt und wachte jetzt auf an jenem Sommertag —

Faſt unbewußt hatte er ſich wieder auf demſelben Fleck zu Boden geſtreckt. Das war's geweſen, was ihn hierher getrieben, einen Augenblick des Wahns hier zuzubringen, er habe nur geträumt.

Doch plötzlich fuhr Alf Overbek, wie von einem Stoß empor geſchleudert, jäh in die Höh'. Wie er die Lider geſchloſſen, hatte ihn nach der Anſtrengung der durchwachten Nacht ſchwere Müdigkeit überwältigt. Noch eben kam ihm zum Bewußtſein, er ſei im Begriff, wirklich abermals hier einzuſchlafen, eine furchtbare Angſt der Phantaſie bemächtigte ſich ſeiner und riß ihn auf. Wenn er aufwachte, und alles wäre nicht geweſen, ſondern ſtände vor ihm, es erſt zu durchleben —

Eine wirre Phantasmagorie war's, ihm von den ſchlaftrunkenen Sinnen vorgegaukelt, doch wie ein

Geſpenſt des Entſetzens ſtarrte es ihn an, daß er blindlings von der Anhöhe hinabſprang, weglos durch den Wald davoneilte. Eine Zeit lang gedankenunfähig umirrend, bis ihm dumpf ein Bewußtwerden kam, welche Richtung er innehalten müſſe. Die zeigte ſich auch als richtig, denn die Stämme vor ihm lichteten ſich und er kam an den Rand der Haide, über die er nach Weſten fort wollte. Aber ſeine Kraft war körperlich und geiſtig erſchöpft; ein paar Minuten ging er noch, halb ſchwankend, vorwärts, doch er fühlte, daß er nicht mehr weiter komme. Er mußte etwas ausruhen und warf ſich oder taumelte eigentlich neben einer braunen Haidebulte zu Boden. Einige Augenblicke ſah er noch nach dem ſommerlich blauen Himmel über ſich auf, von deſſen Oſtrand die Sonne herüber zu blitzen begann, dann fielen die Lider ihm todtmüde zu und er ſchlief feſt.

Die Sonne ſtieg höher, ungefähr eine Stunde lang, und ſchoß ihm nun ihre Goldpfeile blendend auf die Lider, da flog er auf einmal halb empor und ſtieß von den Lippen: „Ja — was iſt, Maud?“ Traumverworren ſah er vor den geöffneten Augen etwas neben ſich — etwas Selbſtverſtändliches — und er wiederholte: „Iſt's Zeit zur Schule, Maud?“

Aber zugleich ſchon durchfuhr's ihn wie mit einem Schlag, denn er wachte auf, und neben ihm ſaß in Wirklichkeit Madlene Fleming und ſah ihm in's Geſicht. Er wollte emporſpringen, um fortzuſtürzen, doch ihre Hand legte ſich, ihn ſanft zurückdrängend, auf ſeine Schulter, und ſie ſagte liebreich dazu: „Du haſt einen böſen Traum gehabt, Dolf, ich ſah's Dir an.“

Er rang heraus: „Wie kommſt Du — laß mich — ich muß fort —“

Doch ſie hielt ihn, antwortete lächelnd: „Fürchteſt Du, daß die Eltern uns ſchelten, weil wir geſtern ſo ſpät in der Mondnacht von Niels Iwerſen zurückgekommen ſind?“

„Madlene“ — ſtammelte er, „ich bitte Dich —“

„Du biſt wunderlich, Dolf, ſo haſt Du mich doch nie genannt. Haſt Du im Traum meinen Namen vergeſſen? Das kann nicht ſein, denn eben wußteſt Du's doch noch, daß ich Maud heiße, und riefſt nach mir — horch — hörſt Du's?“

Ein verhallender Ton kam durch die Luft, dann gleich darauf nochmals und jetzt erkennbar als ein Hahnſchrei von einem Haidedorf her. Das Geſicht Madlenes hatte wahrnehmen laſſen, der Klang habe etwas in ihr wachgerufen, und ſie fügte raſch ihrer Frage hinzu:

„Nun verſteh' ich's, Dolf — Du ſagteſt ja, daß Du einmal ſo geſchlafen, wie ein Hahn gekräht. Da kam ein Sturm und der Himmel wurde ſchwarz, und gelbe Blitze wie Schlangen und furchtbarer Donner fuhren um Dich herunter. Ein böſes Wetter muß es geweſen ſein, und wenn Du einen Hahnſchrei hörteſt, meinteſt Du, wär's Dir, als müßt' es ſo wieder kommen. Davon haſt Du geträumt, denn der Hahn drüben hat wohl gekräht, als Du eingeſchlafen biſt. Aber Du ſiehſt, es iſt nicht, Dolf, war nur ein ſchlimmer Traum, denn die Sonne ſteht am blauen Himmel über uns, und ich bin hier bei Dir auf unſrer Haide."

Beim letzten Sprechen hatte Madlene die Hand Alfs mit der ihrigen gefaßt, mit einem unbeſchreibbaren ungewiß-irren Ausdruck in den Augen hatte er ihren Worten zugehört. Nun zuckte er zuſammen, und ſein Ohr horchte auf. Da kam der ferne Hahnruf nochmals durch die ſommerhaft linde Sonnenluft, und plötzlich brach ein Schrei vom Mund Alf Overbeks: „Maud!" Und er warf ſich vor ihr auf die Knie, zog ihre beiden Hände über ſein Geſicht und preßte ſchluchzend ſeine Stirn in ſie hinein.

Ein paar Augenblicke ließ ſie ihn ſo, dann richtete ſie ihm ſanft den Kopf empor, blickte ihm in die

Augen und hob ihn an ihre Seite herauf. Ihre Hand faßte nach ſeinem Arm, und ſie ſagte: „Er wollte es geſtern im Garten, warum that er's nicht? Dann hätten wir beide in der Nacht ſchlafen können und ich hätte heut Morgen nicht ſo viel Mühe gehabt, Dir im Wald nachzukommen.“ Und wie ſie's ſprach, legte ſie den Arm Alfs um ihren Nacken.

Seine Bruſt athmete in tiefen, traumhaft-wunderſamen Zügen, doch zu ſprechen vermochte er nicht, brachte nur mühſam hervor: „Woher wußteſt Du —?“

Sie lächelte und zog etwas Weißes aus ihrem Kleid. „Glaubteſt Du, es könne noch einmal ein ſolches Blatt auf Deinem Tiſch liegen, ohne daß mein Herz es mir ſagte? Das war des böſen Traumes Schluß, Dolf, und nun“ — ſie riß das Blatt durch — „nun iſt er zu Ende.“

Er konnte noch nicht glauben, ſtotterte: „Was willſt Du —?“

„Mit Dir gehn, wohin Du gehſt, über's Meer, überall — wenn Du mich als Begleiterin willſt. Mit Dir arbeiten, um die Lebensnothdurft ringen — ſo ſtand's ja hier. Denn ich will es nicht ſein, Dolf, um deren willen Du nicht bleiben zu dürfen glaubteſt und Dein Heimathhaus zum zweitenmal verlaſſen haſt.“

Es ſprach aus, was Madlene Fleming in den letzten Wochen heimlich geſehn und gehört, was der Abſchiedsbrief ihr bewahrheitet. Ihr Vater mochte ein trefflicher Arzt ſein, doch für dieſen Kranken hatte er kein Heilmittel gehabt, nur ſie ſein Leiden erkannt, denn ihr eignes Herz kannte es, hatte ſeit zwölf Jahren es blutend in ſich geborgen. Jetzt aber ſtieß Alf mit trunken zitternder Stimme aus:

„Maud — Du willſt mit mir — mir vergeben — willſt es wagen — mit mir — arbeiten — ringen —?“

Er brach auf einmal ab: „Wie dumm biſt Du — ich bin ja reich — in dem Schrank iſt genug für uns beide — ich kann anfangen, was ich will — was Du willſt — noch ſtudiren — Dir ein Gut kaufen — ich habe ja gearbeitet und gerungen — jetzt weiß ich, warum — in Diamantina — für Dich gearbeitet, Maud —“

Und Alf Overbek that, was er noch nie im Leben gethan, was ihm als Knaben nicht in den Sinn gekommen, zu dumm geweſen wäre. Er hatte auch den andern Arm um Madlene Flemings Nacken geſchlungen und küßte ihre Lippen.

Beide lachten, beide weinten, ſie wußten nicht, was ſie ſagten und thaten. Die Sonne ſtieg höher,

warm und freudig lag der Octobertag über der Haide. Manchmal begrüßte ſeine unverhoffte Schönheit in der Ferne der Hahn mit ſeinem Ruf.

Doch plötzlich einmal ſprang Madlene auf und rief:

„Herr Gott, Dolf, die Eltern warten lange mit dem Frühſtück und begreifen nicht, wo wir bleiben; das wird eine gute Strafpredigt geben! Komm, wir müſſen laufen — und ſag' nichts von Deinem Traum — dem Blatt — das brauchen ſie nicht zu erfahren."

Auch er war in die Höh' geflogen, und Hand in Hand liefen ſie über die Haide. Wie ſie an den Waldrand kamen, ſah es aus der Weite aus, als ſtürmten zwei Kinder zwiſchen die grauen Stämme hinein. Doch auch wer Madlene Fleming nah in's Geſicht blickte, verfiel nicht auf den Gedanken, ſie ſei ein „ſpätes Mädchen" geworden.

Ende.

Weimar. — G. Uschmann.

$288 + 2 \cdot 3^3 = 3^4$

Digitized by Google

Date Due

PG 253
J54
Lu

24644

Jensen
Lun and Lee

Due	Name of Borrower	Returned

PG 253
J54
Lu

24644

Wellcome Library
London